Ludwig Tieck's

Schriften.

Eilfter Band.

Schauspiele:

Alla Moddin Schauspiel.

Carl von Berneck. Trauerspiel.

Das Ungeheuer und der verzauberte Wald. Musikalisches Märchen.

Berlin,

bei G. Reimer,

1829.

An den Grafen

Wolf von Baudissin,

aus Holstein.

Mit dem jüngeren, neu erworbenen Freunde habe ich mich bald verständigt. Ihre Liebe zur Kunst und Poesie, Ihr reger Sinn für alles Edle und Große, Ihre verehrende Freundschaft für Shakspeare und Goethe, Ihr Enthusiasmus für Musik und Mahlerei, alles, was den gebildeten Menschen erfreuen und beglücken kann, ist in Ihrer Seele aufgegangen und Ihre Freundschaft der meinigen entgegen gekommen. Ein heitres Leben, ein freier Sinn, der Genuß des Schönen sei und bleibe Ihnen.

Vorbericht

zur dritten Lieferung.

Es ist schon erwähnt worden, daß die Umstände, welche die Herausgabe meiner Schriften veranlaßt haben, mich bestimmen, keine Auswahl zu treffen, und jene Versuche nicht zurück zu legen, die zu jugendlich, oder unbedeutend erscheinen könnten: sondern die Liebhaber dieser Produktionen haben gerade dadurch den wiederholten Nachdruck befördert, daß sie eine vollständige Sammlung alles dessen, was von mir je mit und ohne meinen Namen ist gedruckt worden, verlangt haben. Eine kritische Auswahl der Schriften, die ich für die bessern und wichtigern erkenne, kann also nur künftigen Jahren vorbehalten werden, obgleich die Selbstkritik eines Autors immer, auch bei dem besten Willen, mißlich und unzuverlässig ist. Auch fordern die Freunde des Dichters oft dasjenige mit Begier, was der

Verfasser selbst verwerfen möchte. Die Zeit selbst übt durch Vergessen oder Wieder-Aufsuchen praktisch die Kritik am sichersten aus, und diesem Strome muß sich jeder Mensch, der etwas geleistet zu haben glaubt, überlassen, ohne zu ängstlich zu sinnen, ob vieles oder alles von seinen Erwerbungen verloren gehn möchte.

Schon früh gab es scheinbar eine Ausgabe meiner sämmtlichen Schriften. Es war freilich nur ein Schein derselben, und um dies verständlich zu machen, muß ich die näheren Umstände hier erzählen.

Zufälle führten es herbei, daß, so jung ich auch war, ich mit dem Buchhändler Nicolai in Verbindung stand, bevor ich ihn noch persönlich kennen gelernt hatte. Er wollte den Abdallah, der schon im Jahr 1792, 93, geendiget war, drucken. Ein Buch über Shakspear, das ich schon damals in jugendlicher Art und Weise entworfen und fast ausgeführt hatte, ein andres über die ältere englische Bühne wollte er ebenfalls verlegen. Eschenburg, Ebert, und manche Gelehrte, die meinem guten Willen sehr freundlich entgegen kamen, hatten ihn wahrscheinlich auf meine Bestrebungen aufmerksam

gemacht. Sein Sohn, Carl Nicolai, hatte sich bald darauf, im Jahr 1794 etablirt. Diesem gab der Vater den Abdallah, den er im Manuskript schon längst gehabt hatte, und der junge Buchhändler eifrig und voll sanguinischer Hoffnungen suchte nun so viel Verlag und Manuskripte aufzutreiben, als er nur irgend konnte. Es war ihm daher erwünscht, daß der Lovell schon zum Theil ausgearbeitet war; den Plan zu den Volksmärchen, so wie zu andern Werken, von welchen ich ihm sprach, ergriff er mit Begierde. Mit Jünger und andern nahmhaften Autoren setzte er sich in Verbindung, er verschmähte auch nicht, alte, vergessene Bücher, von denen ihm der Vater selber eins corrigirt hatte, wieder zu drucken. Er ließ Zeichner und Kupferstecher für sich arbeiten, unternahm und erneuerte Zeitschriften, und war viel zu ungeduldig, um abzuwarten, welchen Erfolg diese vielfachen Bemühungen haben könnten. Sein Eifer, nur recht viel zu drucken, war so groß, daß er eine große Anzahl schlechter, ja unbekannter Englischer Romane, die kürzlich erschienen waren, herbei schleppte; er foderte mich auf, zu übersetzen, je

mehr und je schneller, um so besser. Als ich die Sachen gelesen hatte, suchte ich ihm, da sie mir alle schlecht und verwerflich schienen, sein Vorhaben auszureden; aber vergeblich. Ich mußte ihm wenigstens die Bücher aussuchen, die ich für die besseren, oder weniger schlechtern erkannte, und diese waren: der Demokrat, das Schloß Montford und das Kloster Netley. Da ich weder Zeit noch Lust hatte, den Uebersetzer dieser unbedeutenden Geschichtchen abzugeben, so mußte ich unter meinen Bekannten einige junge Leute aufregen, die müßig genug waren und die Sprache verstanden, diese Sachen zu übertragen, deren Durchsicht und Verbesserung ich selbst ablehnte.

Die Sache entwickelte sich nach und nach so, wie ich voraus gesehn hatte. Der enthusiastische Verleger hatte zu viel und zu viel Unbedeutendes gedruckt. Auch war nicht zu vermeiden, daß sich mein Verhältniß mit ihm und seinem Vater in den Jahren 1797 und 98 völlig auflös'te. Man hatte mich aufgemuntert, mein Talent gelobt, aber in der gutmüthigen Voraussetzung, weil ich nicht hart und eigensinnig widersprach, ich sei mit jener Ten-

denz der Aufklärung, nüchterner Poesie, und was damals jene berlinische Zeit charakterisirte, als Eingeborner und Mitbürger völlig einverstanden. Aelteren Leuten, wenn sie sich nur immer selbst sprechen hören, ist die Ueberzeugung, daß jüngere, mit denen sie in freundlichem Verkehr stehn, dieselbe Ansicht haben, ganz natürlich. Indessen erfuhr man doch natürlich meinen Umgang mit verdächtigen Widersachern, meine Verehrung von verketzerten Männern, z. B. des neu aufgehenden Jean Paul; meine Polemik gegen die altkluge Mittelmäßigkeit, die Goethe nicht begriff und aus Mangel an Urtheil tadelte, und dergleichen mehr. Es entdeckten sich nun, indem man meine Bücher wieder aufschlug, in den selbst verlegten Schriften dunklere oder deutlichere Spuren dieser verpönten Gesinnung, und der jüngere, heftigere Kritiker fand sich veranlaßt, an vielen Orten drucken zu lassen, er sei durchaus nicht der Verfasser meiner Schriften, von denen er manche nur nach dem Abdruck habe kennen lernen.

Was mich von diesem Zirkel entfernte, war dasselbe, was mir anderswo Freunde und Wohlwollende gewonnen hatte. Huber, die Schlegel,

und einige andere bekannte Männer lobten meine Arbeiten, oder richteten die Aufmerksamkeit des Publikums auf sie hin. Mein Bestreben ward als ein der Zeit angemessenes anerkannt, je dreister und deutlicher ich mich aussprach. Meine Schriften wurden bekannter, und wenn dies dem Verleger, dessen Umstände damals verwickelt und ihm drückend waren, auch lieb seyn mußte, so erweckte es doch auf der andern Seite seinen kritischen Zorn, daß gerade dasjenige in diesen Arbeiten, was er als verwerflich erklärt hatte, Beifall finden sollte. Dazu ging der Verkauf dieser Sachen doch nur langsam und nach und nach von statten. Er fiel daher, um schnellern Gewinn zu erhalten und auch seinem Zorn Genüge zu thun, auf ein sonderbares Mittel. Den Abdallah, Lovell, Lebrecht, die sieben Weiber, die Volksmärchen, Shakspears Sturm, von mir übersetzt und mit einer Abhandlung begleitet, alle diese Schriften verkaufte er plötzlich mit herabgesetzten Preisen unter dem Titel von Tiecks sämmtlichen Schriften. Meine Kritiker und Freunde hatten einigemal den Ausdruck gebraucht, diese Produktionen seien nicht so wohl für den gewöhnlichen ge-

langweilten Leser, als für den höheren Menschen, der Bildung suche und schon besitze, geschrieben. Nicolai's Ankündigung, in welcher er seinen Zorn gegen mich ausließ, war witzig und launig genug, und am Schluß motivirte er den herabgesetzten Preis damit: „daß auch der unbemittelte höhere Mensch in den Besitz dieser vorzüglichen Werke gelangen könne."

Dies Verfahren war aber, wenn es auch eine spashafte Seite hatte, doch ungeziemlich, ja unrechtlich. Der Verleger machte, ohne beim Autor die Einwilligung nachzusuchen, plötzlich diesen als den Verfasser vieler Schriften bekannt, die ohne dessen Namen erschienen waren. Abgesehn davon, daß nur die Titel, nicht aber die Schriften neu gedruckt waren, so wurde durch den Titel eine Unwahrheit ausgesagt. Denn weder der Klosterbruder, noch Sternbald, von welchem der erste Theil schon erschienen war, noch die Erzählungen, die in den Straußfedern gedruckt waren, konnten oder durften in diese sogenannte „sämmtlichen Schriften" aufgenommen werden. Diese Unwahrheit wurde aber dadurch noch vermehrt, daß diese Ankündigung mir

jene Uebersetzungen beilegte, von denen keiner so gut als der Verleger selbst wußte, daß sie nicht von mir herrührten, und daß ich ihm diese Bücher als ganz verwerfliche bezeichnet hatte.

Auf meine Klage beim Stadtgericht, und indem ich aus eigenhändigen Briefen des jungen Nicolai bewies, daß diese Uebersetzungen nicht von mir herrührten, ward ihm, auch in Rücksicht, daß diese Titel nicht das hielten, was sie versprächen, der Autor auch seine Einwilligung nicht gegeben, bei nahmhafter Geldstrafe verboten, die Bücher unter diesem Titel zu verkaufen. Die Bogen, welche diese Titel enthielten, blieben also liegen. Es wäre besser gewesen, sie gleich wegzunehmen und zu vernichten. Denn nach einigen Jahren, als Nicolai gestorben war, gingen diese Schriften mit den verbotenen Titeln durch Auktion an eine andre Handlung über, und als auch diese Handlung in Concurs gerieth, brachte ein Leipziger Buchhändler diesen Verlag an sich, benutzte diese Titelbogen, und bot von neuem diese sämmtlichen Schriften aus. Es ist zu vermuthen, er kannte das frühere, gerichtliche Verbot nicht, oder meinte, es erstrecke sich auf

Sachsen nicht. Ich scheute die Weitläufigkeit, die Sache noch einmal anhängig zu machen oder sie in Journalen zu berichtigen, und so ist es gekommen, daß diese Titel die Grundlage zum mehrmals wiederholten Nachdruck in Wien geworden sind. Zweimal wenigstens sind diese eben genannten englischen Romane in der Sammlung abgedruckt worden.

Dieser Nachdruck meiner Schriften hat sich auch über die Gränzen des österreichischen Staates verbreitet. Und selbst Freunde haben ihn gern von jenseit mitgenommen, oder sich senden lassen, unter dem (soll ich sagen, schmeichelnden?) Vorgeben, daß der Liebhaber meiner Schriften hier doch wenigstens alles fände, was ich nur jemals habe drucken lassen.

Lange habe ich gezaudert, weil ich den Entschluß nicht fassen konnte, alle Jugend-Versuche oder flüchtig entworfenen Aufsätze dem Publikum von neuem zu übergeben. Da ich und mein Freund, der Verleger meiner Werke, aber fürchten müssen, daß irgendwo ein Nachdrucker diesen scheinbaren Mangel von neuem benutzen möchte, um wiederum durch vorgespiegelte Vollständigkeit den Vortheil über uns

davon zu tragen, so haben wir uns entschließen müssen, alles, bis auf wenige unbedeutende Ausnahmen, zu geben, was von mir im Druck erschienen ist. Ist die Vollständigkeit einmal ein Vorzug (was für jetzt wenigstens der wiederholte Nachdruck zu beweisen scheint) so übertrifft die gegenwärtige Ausgabe alle die bisherigen unrechtmäßigen Sammlungen; denn sie enthält weit mehr, als jene aufzeigen können: manches aus den Straußfedern, was bisher nur meine vertrauten Freunde als meine Arbeit kannten, manches vergessene, oder nicht beachtete; das jugendliche und schwächere dieser Art nimmt eben das Wohlwollen meiner Leser in Anspruch, weil ich, wie schon gesagt, es ihnen nur deshalb mittheile, damit nicht ein Nachdrucker (der so leicht von einem meiner Freunde, durch die vierte, fünfte Hand, das unbedeutende Geheimniß erfahren konnte) ohne anzufragen diese Versuche druckt, und die Liebhaber wieder das vollständigere dem besseren vorziehn.

Auf diese Nachsicht macht gleich der Alla-Moddin (s. IIr Band) Anspruch. Dieses Schauspiel ist einer der frühesten Versuche. Es wurde

meiner Jugend leicht, viel dem Aehnliches, in Erzählung, Gedicht, oder Schauspiel hervor zu bringen. Manche dieser Blätter sind aufbehalten worden, vieles, das meiste, ist verloren gegangen. Mein Freund Wackenroder hatte eine Zärtlichkeit für dieses sogenannte Schauspiel, er hatte es, nebst dem Abschiede, so wie ein Lustspiel, von dem gleich die Rede seyn wird, selbst abgeschrieben, und gab diese drei Stücke, im Jahr 1797, als ich von Berlin abwesend war, einem Verleger. Und weil diese drei Versuche schon gedruckt waren, erscheinen sie hier von neuem. Die Geschichte dieses indianischen Fürsten las ich, wenn ich nicht irre, im deutschen Museum. Die Ferne, die Aufhebung des Jesuiter-Ordens, der Haß gegen geistliche Verfolgung, alles dies erhitzte meine Imagination. Ich habe in diesem neuen Abdruck nur einige Tiraden ausgestrichen, aber nichts verändert, oder hinzugefügt. Für das Frühlingslied hatte ich, vielleicht ohne Ursach, eine solche Vorliebe, daß ich es späterhin in den Lovell aufnahm, damals überzeugt, daß das Drama, aus welchem ich es entlehnte, niemals gedruckt werden würde.

Meine Bewunderung Shakspears führte mich schon früh zu den Engländern, die nach der Rebellion das Theater beherrschten. Congreve, Farquhar, Steele, so wie die neuern Lustspiele von Cumberland, Garrick, Colman und andern waren mir bekannt; es war mir wichtig, die Literatur, die die größte Erscheinung hervorgebracht hatte, in ihrem Umfang, und das Drama in seinen mannichfaltigen Verzweigungen zu studiren. Auch Otway, Southern, Lee und Rowe hatte ich mit meinem Blicke abreichen können, nur blieb mir die eigentliche alte Bühne verschlossen, weil die Ausgaben der Werke jener Zeit damals in Deutschland große Seltenheiten waren. Ich war daher sehr erfreut, im Jahre 1792 die Bibliothek in Göttingen auch für dieses Studium benutzen zu können. Man genießt und arbeitet in der Jugend schneller, als in den späteren Jahren, und man verwundert sich im reiferen Alter über das Viele und Mannichfaltige, das man in jenen schönen Zeiten der Entwickelung hat vereinigen und bewältigen können. So begeisterte mich, neben den Schauspielen des Massinger und Fletcher, vorzüglich die Kraft und Gedie-

genheit des Ben. Jonson: diese Fülle und Stärke, dieses großartige Herbe, das sich dem Aristophanes nähert, beherrschte meine Phantasie eine Zeit so ausschließend, daß mir die Werke dieses Autors, je länger ich sie studirte, um so größer und bedeutender wurden. Er schien mir das zu erfüllen, was die Kritik der meisten Neuern allenthalben gesucht und nirgend gefunden hatte. Ein starker Sinn, der die Sprache beherrscht, die Muster der Alten kennt, und mit fester Hand einen tiefsinnigen Plan entwirft, in welchem Charaktere und Handlung sich gegenseitig auf das nothwendigste bedingen: eine Ausführung, in der jedes Wort nothwendig ist, und nur an dieser einzigen Stelle gesprochen werden kann, wo jede Rede motivirt ist und jede Vorbereitung sich erfüllt: ein Kunstwerk, in welchem endlich sich jeder Wunsch erschöpft und jede Erwartung befriedigt wird, und in welchem der Dichter so wie der verständige Beschauer nun auch jedes Wort rechtfertigen, jede Beziehung erklären, jedes auffallende und seltsame Ereigniß im Organismus des Ganzen, so wie jede Episode und scheinbare Ausschweifung als nothwendig nachweisen, und dadurch

das Sinnreiche, Tiefe, Kluge und Weise des vielfach verschlungenen Räthsels auflösen kann. Selbst Lessing schien mir in seinen Aufsätzen, so groß er die Kunst aufzufassen strebte, mehr wie einmal das Wesen der dramatischen Poesie in diese mechanische Vollendung zu setzen. Als ausübender Künstler hat er selbst auf diese Art vieles in seinen Schauspielen angelegt und gearbeitet. Den Ben. Jonson hat er wohl nur wenig gekannt, weil er ihn nur selten nennt, und alsdann neben Shakspear in dieselbe Reihe stellt, als Zeitgenossen, der Aehnliches, wie jener, habe hervorbringen wollen. Mir war die Bekanntschaft mit diesem Dichter so lehrreich, weil er in einer Welt, die der des Shakspeare völlig entgegengesetzt ist, als Meister schafft und waltet; weil Ben. Jonson als größter Virtuose uns am deutlichsten zeigt, was diese Principien, wenn der Ausübende mit den größten Kräften ausgerüstet ist, hervorbringen können. Selbst die Verehrer des Ben. Jonson können nicht läugnen, daß seine Trauerspiele viel schwächer nnd unbedeutender, als die Komödien, eigentlich wohl ganz verfehlt, kalt und steif, und dieses großen Geistes unwürdig sind.

Es zeigt sich auch dem unkritischen Auge, daß die Tragödie nur aus der Begeisterung hervor gehn könne, welche das Uebermenschliche auszudrücken und in anschauliche Gestalt zu bringen strebt, und daß die Vision, wenn sie in die Seele des Dichters steigt, so geheimnißvoll im Schaffen wirkt, daß in allen Zeiten die Ungeweihten diese Frucht der Begeisterung so oft das Willkührliche, Widersprechende, Ungeziemende gescholten haben, weil sie eben den gewöhnlichen Maasstab, den ihnen Zufall und Herkommen in die Hand gegeben, anlegten, und nicht sahen, wie jedes ächte Kunstwerk die innersten und nothwendigsten Regeln befolgt, indem der schaffende Dichter auch diese erst auf seiner neuen Bahn gefunden hat. Die Art und Weise, wie der Kritiker die innere Nothwendigkeit und poetische Weisheit in den Werken des Sophokles oder Shakspear erläutern kann, ist darum eine ganz andre, als die, die beim Ben. Jonson angewendet werden muß. Die Weisheit und Tiefe dieses kräftigen Geistes, seine Kunstabsicht und Vollendung lassen sich auch mit dem kritischen Verstande völlig ergründen, die Erkenntniß kann und soll die Vortrefflichkeit von seinen

Produktionen erkennen und genügend aussprechen, da sich im Gegentheil ein ächtes Kunstwerk in seiner Unendlichkeit niemals erschöpfen läßt, sondern in seinem Geheimniß auch dem eifrigsten Forscher wieder neue Beziehungen, Verständnisse und ungeahndete Entdeckungen, indem Stimmung oder die Stellung des Auges wechseln, immerdar anbietet.

Und so ist Ben. Jonson als das verständige und regierende Haupt jener Schule von Poeten anzusehn, die im Dichten selbst ihren kleinen oder großen Krieg gegen die eigentliche Poesie geführt oder fortgesetzt haben. Der Repräsentant der wahren Dichtung als Kunst wird unter den Neuen dann wohl Shakspear bleiben. Aus seinen Antagonisten lernt man aber eben über ihn und die dramatische Kunst unendlich viel, indem die immerdar fortgeführte, im Drama, Charakter, Witz und Handlung spielende Gegenrede, ohne es zu wissen und zu wollen, das Aechte und Wahre, den größern Dichter erläutert und rechtfertigt. Fletcher, der schneller arbeitete und leichtsinniger, und sich darum die Zeit nicht nehmen konnte, die gründlichen Studien des Jonson

zu machen, setzte, ohne die Tiefe und Kraft seines Freundes zu besitzen, in Witz und anmuthiger Sprache dessen Streben fort, und ward auch darum viel populärer und beliebter, als der schwerfällige Jonson, mit dem sich eigentlich das Volk und das Theater-Publikum weder in der früheren noch späteren Zeit befreundet hat. Die Zeitgenossen des Dichters lassen sich sehr bestimmt erkennen und als solche unterscheiden, die die Bahn Shakspears, oder die Natur, wie man es nannte, verfolgten, und diejenigen, die der Kunst, oder dem Muster des Jonson nachstrebten.

Wenn man sich mit den vorzüglichsten Werken dieses Meisters, als dem Volpone, dem Alchemisten, Every man in und Every man out of his humour, bekannt macht, so entdeckt man bald, den scharfsinnigen und tief gelegten Plan abgerechnet, wie die Kunst in den Charakteren darin besteht, daß diese einen Begriff, eine Eigenschaft aussprechen und darstellen, die sich im Fortgange des Schauspiels bis an die Gränze des Möglichen erschöpfen. Ueber diesen Geitz, Haß, Zorn, diese und jene Fratze oder Thorheit muß nach dem Schlusse, wenn

es dem Dichter gelungen ist, nun und für alle Zeit nichts mehr zu sagen seyn, kein neuer Zug muß sich auftreiben, keine neue Seite, kein Witz und Spaß über diesen Charakter, keine Situation, in welcher er sich noch zeigen könnte, entdecken lassen.

Diese Art und Weise hat sich in der Poesie oft wiederholt, der verkörperte Begriff soll oft die Kunst vertreten, und da die Allegorie scheinbar das Aehnliche beabsichtiget, so ist die halbe und unreife Kritik schon oft auf den Abweg gerathen, beide mit einander zu verwechseln. Calderon und viele spanischen Komödiendichter sind allegorisch und streifen nicht selten in die kalte Allegorie, in das trockne Personificiren des Begriffes hinüber. Ben. Jonsons Kraft, die seine vortrefflichen Werke so großartig ausstattet, ermattet in den letzten Arbeiten seines Alters, und die Allegorie wird fast buchstäblich und trocken. Diese Dichter also, um der scheinbaren Willkühr zu entgehn, die sie in den Werken der Begeisterung tadelten, verfielen, seltsam genug, in ihren schwächern Produkten in eine so prosaische Willkührlichkeit, daß Ben. Jonsons Magnetick Lady und the staple of news, so wie viele Au-

tos des Calderon, noch mehr aber viele Loas oder Prologe zu diesen, an Buchstaben-Räthsel und Logogryphen gränzen, die die Phantasie mit steifen, gemachten Blumen und grellen Farben in lebendige Poesie hinüber zu täuschen streben. Die buchstäbliche Allegorie, diese Darstellung von Begriffen ist die Fessel, die die so reiche Poesie des Spenser in seinem großen Gedichte lähmt, und ihn nur zu oft ohnmächtig und albern erscheinen läßt, wenn viele Stanzen wieder den ächten Poeten und eine reiche, wunderbare Phantasie beurkunden.

Am meisten bewegte mich damals der Volpone unter den Werken des Ben. Jonson. Ohne auf eine Wirkung nach außen, ohne an Theater oder den Buchdrucker zu denken, befriedigte ich den Trieb, mir dieses Gedicht näher zu bringen, es Befreundeten und unserer Zeit, die indessen andere Begriffe und Gewöhnungen sich angeeignet hat, verständlich zu machen, und gleichsam den alten Poeten in die neuere Beschränktheit hinein zu übersetzen. Wie mißlich, wie unmöglich es sey, fühlte ich während der rasch vorrückenden Arbeit stets: das Robuste, ja das Erhabene der Situation

und des Humors mußte herausgebrochen und statt dieses großartigen Umschwungs kleine Rädchen der Mode eingefügt werden, die die Maschine nicht mehr umtreiben können. Daß statt der eigenen Frau der habsüchtige Rabe ein Mündel, die einem unbekannten jungen Menschen versprochen ist, dem reichen Schwelger verkaufen will, ist nur ein mattes Surrogat, wenn freilich unser Theater und lesendes Publikum, insofern es auch vom Lustspiel Zier verlangt, vor dem Auftritt jenes Riesen zu sehr erschrecken würden. In diesem Sinn ist Dialog, Charakterzeichnung, Sprache gemildert.

Die treffliche Episode des Originals, die Schilderung eines seynwollenden Ueber-Politikers jener Tage, schien mir für meine Absicht ganz unbrauchbar. Birnam, der deutsche Gelehrte, und dessen Gattin sind ganz von meiner Erfindung. Es zeigt sich hier schon, wie wenig der Umarbeiter ein Verehrer jener neumodigen Erziehung und Aufklärung war, und es kündigen sich alle die Ansichten, Grillen und Ueberzeugungen an, die im Zerbino und späteren Schriften mehr oder minder angedeutet oder ausgesprochen sind.

Meine Freunde ergötzten sich an meiner Umarbeitung. Wider meinen Willen sendete sie einer von diesen an Schröder nach Hamburg, der aber, mit einem verbindlichen Briefe, wie ich vorhergesehn hatte, das Stück als dem Theater unpassend zurück schickte. Aus dem Briefe selbst schien mir hervor zu gehn, daß Schröder damals den Ben. Jonson wenig, oder gar nicht kannte. Dieses Lustspiel ist das dritte von denen, welche Wackenroder, um mich zu überraschen, in meiner Abwesenheit drucken ließ. Vielleicht regt es manche Leser an, sich mit dem trefflichen Ben. Jonson selbst bekannt zu machen.

Volpone und der Alchemist werden in England für die vorzüglichsten Werke des Dichters gehalten. Den letztern erneuete Garrick auf der Bühne, so wie er auch Every man in his humour wieder aufführte. Waren diese Komödien schon in ihrer Zeit nicht populär, so konnten sie es, so viel auch gestrichen und gemildert wurde, in der neueren noch weniger werden.

Im Jahr 1800 übersetzte ich ein andres Lustspiel desselben Autors fast ganz wörtlich, in der Absicht, den Freunden Shakspears diesen Gegensatz,

die ganz verschiedene Absicht der dramatischen Poesie nahe zu bringen, und dadurch ein helleres Licht auf Shakspear zu werfen. Epicoene (s. 12r Bd.) charakterisirt ebenfalls den Ben. Jonson vollständig, denn das Stück ist aus seiner besten Zeit. Wie viel Witz, Laune, scharfe Satire, Beobachtung und Charakterzeichnung aufgewendet sind, braucht nicht aus einander gesetzt zu werden. Die Kenner der Alten werden auch ohne Andeutung die Stellen aus Juvenal und Ovid wieder finden. Wie viel sich immer am Werke loben läßt, so hat man am Schlusse doch das Gefühl, daß Morose, so wie die übrigen Personen, todt, ja mehr als todt sind. Die völlige Erschöpfung des Stoffes im Witz, erregt im Beschauer Ermüdung und Sehnsucht nach dem Leben der wirklichen Poesie. Aber lernen kann der Kenner wie der Liebhaber an diesem energischen Werke.

Ein französicher Dichter hatte im achtzehnten Jahrhundert diesen Morose zu einem Lustspiel verarbeitet, welches seinem Publikum aber nicht gefiel. Ein anderer hatte, wohl noch früher, den Volpone modernisirt. Diese beiden französischen Bearbeitungen fielen unserm bekannten Gotter, dessen

Geschicklichkeiten im Uebersetzen und Umbilden nach dem Französischen fast immer zu loben sind, zu einer Zeit in die Hände, als man dem Mangel an guten Lustspielen, selbst durch ausgesetzte Preise, abhelfen wollte. Gottern schien es möglich und zulässig, die beiden französischen Lustspiele, deren Verfasser auf die eigentliche Quelle zurück gewiesen hatten, zu verschmelzen, und so entstanden die Erbschleicher, eine Komödie, die für vortrefflich galt, und sich auch jetzt noch neben die besseren stellen darf. Gotter, so sehr er geändert und hinzuerfunden, hatte also durch einen witzigen Zufall, ohne es zu wissen, zwei Werke eines und desselben Autors, den er wohl damals nicht kannte, verschmolzen; und so modern die Erbschleicher gehalten sind, so erkennt man doch immer noch in den beiden ersten Akten die Grundlinien des stillen Frauenzimmers, und in den drei letzten die Aufgabe der Volpone wieder.

Epicoene wurde im Jahr 1800 im Poetischen Journal gedruckt, von welchem nur zwei Stück erschienen sind; die Noten sind jetzt hinzugefügt. In dem Lustspiel nach Volpone ist nichts geändert, es ist wörtlich nach jener frühen Bearbeitung abgedruckt.

Da ich durch Korrespondenz und verschiedene Abhandlungen wie poetische Versuche, auch durch Empfehlungen bekannter Literatoren schon früher mit dem Schriftsteller Nicolai in Verbindung gekommen war, so wurde ich späterhin als ein junger, angehender Schriftsteller, welchem er Rath, Ermahnung und Ermunterung zukommen ließ, mit Wohlwollen von ihm aufgenommen. Um mir Gunst und Zutrauen zu erweisen, übertrug er mir sogleich eine literarische Arbeit, gegen die ich, so sehr er mich auch dadurch zu ehren glaubte, anfangs viel einzuwenden hatte. Musäus, der durch seine physiognomischen Reisen sehr auf sein damals neu aufstrebendes Zeitalter gewirkt hatte, der früher durch den deutschen Grandison und neuerdings durch seine Volksmärchen Aufsehn erregt hatte und beliebt geworden war, galt mit Recht für einen geistreichen Schriftsteller, der, wenn er auch seine Aufgabe nicht ganz befriedigend löste, doch anmuthig unterhielt, und durch Gedankenreichthum oft unscheinbare Gegenstände veredelte und den Leser im Scherz und Witz zum Nachdenken reizte. Dieser hatte, unter dem etwas gesuchten Namen „Strauß-

federn," eine Sammlung von Erzählungen angefangen, welche freie Umarbeitungen älterer, vergessener französischen sein sollten. Der Tod hinderte den Verfasser, mehr als Ein Bändchen dieser launigen, verwandelten Geschichtchen zu schreiben. Fr. Müller in Itzehoe, damals durch seinen Siegfried von Lindenberg und andre Romane, die genau das wirkliche Leben abschildern sollten, berühmt, hatte die Fortsetzung übernommen, und den zweiten und dritten Theil dieser Straußfedern heraus gegeben. Zum vierten hatte er dem Verleger noch eine kurze, unbedeutende Erzählung geliefert, war es aber überdrüssig geworden, noch mehr Federn auszuraufen, und sich damit zu schmücken. Alles, was ich bisher versucht hatte, war aus eigner Lust hervorgegangen, und ich hatte wenig oder gar nicht an Leser und Publikum gedacht: was mir der alte, erfahrne Schriftsteller als leicht schilderte, erschien mir eben schwer, weil ich mich in eine fremde Seele als Fortsetzer einer angefangenen Sammlung hinein denken sollte. Und wie es auch wohl einem geübten Autor schwer wird, einen Geschäftsbrief, oder ein Gelegenheitsgedicht hervor-

zubringen, so unüberwindlich kam mir der Auftrag vor, der mit Leichtsinn ausgeführt seyn sollte, diese Erzählungen ohngefähr in einem ähnlichen Ton weiter zu schreiben. Dazu kam noch, daß mir Müller und selbst Musäus nicht in dem Lichte erschienen, daß ich sie mir gern als Muster vorsetzte, am wenigsten konnte ich mich aber mit jener leichten französischen Waare in einen Handel einlassen, da ich für die Engländer und einige Deutsche, die nach meinem Gefühl verkannt wurden, schwärmte. Indessen ließ ich mich durch Freunde bereden, und viele Novellen, Bibliotheque de campagne, und wie ähnliche Sammlungen heißen, wurden mir zugesendet. Es half mir fort, daß ich schon vor Jahren in diesen Schriften, von denen mir seitdem nur wenige im Gedächtnisse geblieben sind, ziemlich belesen war, und auch so ziemlich die beliebten deutschen Bücher kannte, die von den Ausländern entlehnt hatten.

Ich verdarb nun mit dem Lesen dieser Erzählungen manche Stunde, und folgte, wie so oft im Leben, dem Reitz, das Unbedeutende, Verkehrte und Richtige mit Aufmerksamkeit zu betrachten, darüber hin und her zu denken, wie es anders gestellt, geändert,

verkürzt und vermehrt etwas Besseres werden könne. Die Phantasie lernt auch dabei und der Witz wird geübt, wenn auch auf einem Umwege. Der beste Gewinn mag seyn, daß der Leser zuweilen auf eigne, originelle Plane und Entwürfe geräth. Nun sollte aber aus der vielfachen Leserei dies und jenes ausgewählt und neu geschrieben werden. Die Leser dieser Straußfedern, die Freunde des Siegfried von Lindenberg, diejenigen, die sich aus der deutschen Bibliothek unterrichteten, die gangbaren Kritiken standen mir vor Augen. Alle jene Uebergänge: — „Hier bricht die Geschichte ab," — „der Leser gedulde sich" — „Wir wenden uns jetzt zu einem andern Gegenstande," — und dergleichen, — wovon ich das meiste in so vielen Büchern als ungeschickt, linkisch und unnöthig getadelt hatte, schwebte mir vor, und ich setzte nun die Feder an, um in dieser Manier mich selbst vernehmen zu lassen, was mir im Anfang so schwer wurde, wie dem Ungeübten eine Schrift an seinen Vorgesetzten, oder Fürsten. So (aus welchen Büchern kann ich nicht mehr nachweisen) sind die Erzählungen: das Schicksal, die männliche Mutter, und die Rechts-

gelehrten, (s. Bd. 14.) entstanden. Bald vergaß ich den gefürchteten Leser etwas mehr, und schrieb leichter, ja das eine der französischen Büchelchen zog mich so viel mehr an, daß ich mir eine freiere Form erlaubte, es in Kapitel theilte, und es als kleinen Roman auftreten lassen wollte. Ich hatte den Helden der Erzählung mit dem trivialen Namen Friedrich Lebrecht genannt, und als mein Verleger diese Bogen durchsah, gefiel ihm der Schwank so sehr, daß er ihn seiner Familie vorlas. Der Sohn desselben, der selbst Verleger wurde, bemächtigte sich des Büchelchens, um es selbst in die Welt zu senden, der Vater überließ es ihm, und ich mußte den Vornamen Friedrich in Peter umändern, um den Titel, nach der Meinung meiner Beschützer, pikanter zu machen. So wurde das Werkchen ausgegeben, das in manchem Cirkel Glück machte, und in vielen Journalen und Kritiken jener Tage als etwas Treffliches und Vielversprechendes gelobt wurde. Es sprach freilich die mittlere Bildung vieler Menschen, die leichte Aufklärung, den mäßigen Spas und die sanfte Satire aus, die man verstand und billigte. Waren doch selbst manche Freunde der

Meinung, diese Art und Weise sey mein Beruf, und andre Aufgaben, die ich mir gesetzt hatte, wären zu weit vom Wahren und Natürlichen entfernt.

Die nächsten Plane waren, den angefangenen Lovell zu vollenden und die Phantasieen auszuarbeiten, die bald darauf unter dem Titel der Volksmärchen erschienen. Auch diesen letztern mußte nach dem Verlangen des Verlegers der Name P. Lebrecht vorgedruckt werden. Ungern nur gab ich nach, denn dieses Büchelchen, welches manchen gefiel, war nicht nach meinem Sinn, es war wie in eines andern Namen im jugendlichen Leichtsinn hingeschrieben. Wäre es nicht schon in den Nachdrücken bekannt gemacht, so hätte ich es nicht, so wenig wie jene oben erwähnten drei Geschichten, in diese Sammlung aufgenommen, diese werden den meisten Lesern wenigstens neu seyn, und ich beziehe mich, warum sie erscheinen, auf mein obiges Wort.

Zwar selbst erfunden, aber ängstlich geschrieben ist die Versöhnung, (ebenfalls im 14. Bde.) Ein Freund gab sie als seine eigne Arbeit dem Archiv der Zeit, und machte es mir sehr angelegent-

lich, mit Aufmerksamkeit das Märchen zu schreiben. So dachte ich mich wieder in einen fremden Geist hinein, und in dessen Namen zu sprechen. Es ist als ein Vorspuk der Volksmärchen anzusehn. Für jenen Freund und im Namen desselben habe ich nachher noch einige kritische Aufsätze in jene Monatsschrift gegeben.

Der junge, ungeduldige Verleger verlangte, vom Absatz des Ersten Bändchens aufgemuntert, eine Fortsetzung des Lebrecht. In seiner jugendlichen Erwartung meinte er, je mehr Theile erschienen, je mehr müsse das Buch gefallen. Ich wollte versuchen, in Schilderungen unbedeutender Vorfälle, in leichter Charakteristik mit Scherz und Humor nach und nach manches vorzutragen, was mir wichtiger schien, als jene Abentheuer. Diesen Plan theilte ich dem Verleger mit, der ihn billigte, und so entstand der zweite Abschnitt des Lebrecht. (S. den 15. Bd.) Das Büchelchen ist nachher nicht fortgesetzt, und so ist die Erzählung von dem falschen Münzer, so wie die Scherze über jetzt vergessene oder noch gelesene Bücher nicht geendigt, und

manches Heitere, das ich damals ausführen wollte, unterdrückt worden.

Auf meiner ersten Reise durch Franken, im Jahr 1792, hatte Berneck, im Bayreuthschen, einen sonderbaren, finstern Eindruck auf mich gemacht. So erfreut ich war, jene Gegenden kennen zu lernen, so erregte die Natur mir hier einen fast tragischen Eindruck, wenn dieses Wort hier erlaubt ist. An diese Felsen und finstre Thäler knüpfte sich die Erinnerung an die Ritterzeit, und so entwarf ich 1793 ein Trauerspiel und führte es fast zu Ende, das ich Karl von Berneck nannte. Es war der Pendant zum Abdallah. Dieser deutsche Orestes fing damals mit der Ankunft des jungen Heinrich an, der im Walde den verwilderten, wahnsinnigen Freund bei Sturm und Gewitter wieder findet. Des Vaters Tod, der Mord der Mutter, alle diese Begebenheiten sind längst vorüber. Diese finstere Tragödie war beinah geschlossen. Jetzt nahm ich diese Blätter wieder vor, und das Gedicht erschien mir zu beschränkt und eng, es erhielt die neuere Gestalt, in der sich alles deutlicher motiviren, und leichter von dem dunkeln Hintergrunde ablösen sollte.

War die erste Bearbeitung zu schwer, so hatte diese wohl, um Colorit hervorzubringen und die Nebensachen und Motive deutlich zu machen, die eigentliche Aufgabe wieder zu leicht genommen. Der Verkürzungen im Gemälde sind so viele und der originelle Gedanke des Schlusses bemächtigt sich nicht der Seele ganz, weil das Leidenschaftliche zu schwach ist.

Schon in der kleinen bürgerlichen Tragödie „der Abschied" (s. Bd. 2.) war an ein Bild, Messer, selbst an einen Apfel etwas Verhängnißvolles geknüpft, was durch die Erfüllung der Vorahndung zum Orakel-mäßigen erhoben, eine tragische Wirkung hervorbringen sollte. Im Karl Berneck ist (so viel ich weiß) damals in Deutschland der erste Versuch gemacht worden, das Schicksal auf diese Weise einzuführen. Ein Geist, welcher durch die Erfüllung eines seltsamen Orakels erlöst werden soll, eine alte Schuld des Hauses, die durch ein neues Verbrechen, welches am Schluß des Stückes als Liebe und Unschuld auftritt, gereinigt werden muß, eine Jungfrau, deren zartes Herz auch dem Mörder vergiebt, das Gespenst

einer unversöhnlichen Mutter, alles in Liebe und Haß, bis auf ein Schwerdt selbst, das schon zu einem Verbrechen gebraucht wurde, muß, ohne daß es geändert werden kann, ohne daß die handelnden Personen es wissen, einer höhern Absicht dienen. Wie sehr dieses Schicksal von jenem der griechischen Tragödie verschieden war, sah ich auch damals schon ein, ich wollte aber vorsätzlich das Gespenstische an die Stelle des Geistigen unterschieben. In wiefern die Spanier zuweilen eine ähnliche Aufgabe gelöst haben, konnte ich nicht wissen, weil ich die spanischen Dramen damals nur wenig kannte. Der Gedanke, daß die Liebe als Mittlerin auftreten will, war es eigentlich, der mich zu dieser Arbeit begeisterte, das Schicksal (wenn man es so nennen will) ist zwar mächtiger, aber die Brüder sind ebenfalls am Schluß in der Liebe versöhnt.

Das Gespenstische, Neue, Originelle dieses Versuchs, den ich ohne alle Absicht auf die Bühne, zu meiner eignen Lust ausgeführt hatte, gewann einige Freunde so sehr, daß sie sich ohne mein Zuthun dieses Gedichtes annahmen. Ich mußte es einigen Schauspielern vorlesen, die davon über

meine Erwartung ergriffen wurden. Ein junger Künstler, der damals in der Blüthe der Jugend und auf dem Gipfelpunkt seines Talentes und Rufes stand, freute sich, am Abend seines Benefizes den Haupt-Charakter darzustellen; man vertheilte schon im voraus die Rollen, man wünschte einige Aenderungen und Abkürzungen, die leicht zu machen waren. Man nahm das Manuskript mit. Da ich mich aber nicht weiter um die Sache bemühte, erhielt ich es nach einigen Monaten zurück, ohne daß von der Aufführung weiter gesprochen wurde. Wohl hatte man erwartet, daß ein Autor, von dem die Bühne noch nichts wußte, selbst am meisten treiben und ansuchen sollte. Ich bezweifle aber kaum, daß damals, als Klara von Hoheneichen und ähnliche Produkte noch für vortreffliche Schauspiele galten und oft mit Beifall gegeben wurden, dieser Karl Berneck, gut besetzt und gespielt, nicht Glück sollte gemacht haben. Seitdem ist von mehr als einem ausgezeichneten Talent dieses sogenannte Schicksal in den schwärzesten Farben ausgemalt und für Verbrecher der schlimmsten Art, die kaum einen guten Gedanken haben, Antrieb, Ausrede und Strafe

geworden. Diese Tragödien haben bei uns ihre Epoche gehabt, und Lillo's fatal curiosity (das Vorbild von Werners Februar) konnte in einer gemilderten Umarbeitung von 1780 auf keiner deutschen Bühne gehalten. In London selbst ließ sich der Beifall dieser Tragödie freilich auch nur auf kurze Zeit vernehmen.

Den Carl Berneck hatte ich fast vergessen, (denn er war von mir auch nicht für den Druck bestimmt) als der Verleger der Volksmärchen, der ihn zufällig kennen lernte, sich desselben bemächtigte. Er war mit manchen Märchen, und mit einigen humoristischen Produktionen, die er mir zurückgegeben, schon sehr unzufrieden gewesen, und wollte lieber dieses ernste Gedicht, das keinen Anstoß geben könne, als Schluß der Sammlung einverleiben, die, gegen frühere Abrede, mit dem dritten Theil endigte.

Für diese Volksmärchen schrieb ich, sogleich nach dem Blaubart und blonden Eckbert, die Heymonskinder. (S. 13r Band). Seit lange schon hegte ich eine Vorliebe für diese verkannten und verschmähten Volksbücher. Goethe erzählt in seinem Leben, wie er in seiner Jugend gerade dieses

Volksgedicht ebenfalls geliebt, gehegt, und mit einigen vertrauteren Freunden fast zu viel von dieser alten, treuherzigen Geschichte gehalten habe. Zog die einfache Form und Herzlichkeit des Tons schon an, so erhöhte der Widerspruch gegen jene Zeit, in welcher Kotzebue, Iffland und La Fontaine die Gefeierten waren, gegen die man, der Menge gegenüber, nicht einen Tadel aussprechen durfte, noch die Freude an dem übersehenen Gedicht, und drohte, bei der Jugend des neuen Herausgebers, den Glauben in Aberglauben zu verwandeln. Denn das Zufällige, Entstellte, die Abkürzungen, die oft die Sache dunkel und unverständlich machen, die Ungeschicklichkeit der Abschreiber und Umarbeiter, ja Schreib- und Druckfehler können am Ende, wenn die Vorliebe schon bis zum Phantastischen gesteigert ist, diesen Dingen einen Werth geben, der natürlich bei abgekühlter Ueberlegung wieder verschwindet. Ein solches altes Poem wird durch die Ueberlieferung, die es bald roh, bald unverständlich macht, bald Widersprüche hineinbringt, gleichsam in ein Natur-Produkt verwandelt, an dem unsre ahndende Kraft eben recht viele Arbeit findet,

um diese Unebenheiten zu erklären, oder wegzuschaffen. Kommt doch selbst etwas dieser Art bei unsern Niebelungen zur Sprache. Es ist lächerlich, wenn in einigen Exemplaren der Heymonskinder das Wort Gleve (Lanze) erst in Cleve, Cleva, dann Clavie, und endlich in ein Clavier verwandelt wird, mit welchem die Ritter an einander rennen.

Mein Versuch, die gute, alte Geschichte in einer ruhigen, treuherzigen Prosa, die sich aber nicht über den Gegenstand erheben, oder ihn gar parodiren will, wieder zu erzählen, war damals der erste in Deutschland. Dieser Ton ist nachher oft genug, auch wohl bis zum Ueberdruß, wiederholt worden. Er ziemt nicht vielen Gegenständen, und muß sich auch bei den passenden kurz fassen. Im getreuen Eckart, der Magelona und Melusina kehrt er nur theilweis wieder.

Als ich auf dem Vatican (im J. 1805 und 6) die altdeutschen Manuskripte studirte, und vieles abschrieb, fand ich zwei Volumina, die in alten Reimen (obgleich die Codices nicht zu den älteren gehören) weitläufig die Geschichte dieser Heymonskinder und aller Verwandten singen. Sonderbar

genug, daß unser Volksbuch nur der zweite Theil, die letzte Hälfte der Sage ist, und sich diese, obgleich sich vieles auf die erste Hälfte bezieht, und alles, was Malegys und Roß Bayards Ursprung betrifft, ohne diese dunkel bleibt, bei uns als selbstständig hat erhalten und durch mehr als ein Jahrhundert beliebt bleiben können. Man sieht eben hieraus, wie die Phantasie des ächten, noch unbefangenen Lesers ergänzt und fortbildet. In den Niederlanden fand ich in holländischer Sprache diese erste Hälfte, die Geschichte des Malegys, auch als Volksmärchen, mit den Heymonskindern (die man noch an manchem Wirthshausschilde auf ihrem Roß Bayard dort sitzen sieht) vereinigt. Es scheint ein Auszug und prosaische Umarbeitung jener Vatikanischen Handschrift zu seyn, die sich jetzt wieder in Heidelberg befindet. Diese Handschrift, nach manchen niederländischen Ausdrücken (z. B. quaadt Malegys, böser, schlimmer) zu schließen, ist wohl auch in der Nähe der Niederlande geschrieben und gearbeitet worden. Ist das älteste Gedicht über diesen Gegenstand rein französisch, so verdient es wohl eine Untersuchung, wie alt das Original, und

unter welchen Umständen, ob es schon noch einem Vorbilde, oder nur nach Tradition garbeitet sey, und wie viel wahre Geschichte das spätere Märchen enthalte. Interessant ist es auch, zu erforschen, wenn und in welcher Gegend die spätere Arbeit gedichtet ist, in welcher Zeit es möglich war und Beifall fand, den christlichen Kaiser, der sogar als ein Heiliger verehrt ward, als eine komische Person einzuführen, der alles das gut steht, was sie Schlimmes wie Possierliches erleiden muß. Ich vermuthe, daß diese Umwandlung einer ganz ehrbaren Historie auch am Rhein oder den Niederlanden statt gefunden hat, wo der wohlhabende Bürgerstand sich schon früh ziemlich unabhängig zu machen suchte.

Mein Aufenthalt in Paris im Jahr 1817 war zu kurz, um das auf der königlichen Bibliothek befindliche große und alte Mskrpt. von den Heymonskindern ganz zu lesen. So weit ich es eingesehn habe, ist es durchaus im ernsten Ton geschrieben und jenen Späßen, die wohl eine spätere Zeit hinzufügte, völlig entfremdet. Es ist in jenen sonderbaren dreizehn- und vierzehnsylbigen Alexandrinern

geschrieben, die den alten spanischen Cid und Alexander karakterisiren, und die auch unsern Niebelungen zum Grunde liegen; es ist merkwürdig, daß der Reim, oder auch nur die Assonanz, ohne alle Regel in dem franz. Gedicht so weit geführt worden, als es nur irgend Sinn und Sprache erlauben will.

Der Prolog (Band 13.) ist ein Scherz, in einer heitern Stunde, im fröhlichen Gespräch empfangen, und bald darauf in einer Stimmung niedergeschrieben, die so harmlos und lauter ist, daß man dankbar für so behaglichen Frohsinn seyn darf, den wir nicht immer in unsrer Gewalt haben. Nimmt der Leser die Kleinigkeit mit demselben Gefühl auf, so hat er die Minuten, die sie ihn kosten, ebenfalls nicht zu bereuen.

Da ich mir einmal für jene, den Straußfedern versprochenen Erzählungen freiere Bahn gemacht hatte, so gab ich es ganz auf, mich fernerhin mit den französischen Büchern zu quälen, und die noch übrigen Erzählungen sind ganz von meiner Erfindung. Der Fremde, die Freunde (im 14. Bd.) Siegmund, Ulrich, Fermer, der Natur-

freund, die gelehrte Gesellschaft, der Psycholog, das Tagebuch, der Roman in Briefen (im 15ten Band) sind mit Heiterkeit niedergeschrieben worden. Auch diese Kleinigkeiten wollen nur unterhalten, sie sind manchem Freund, der sie kannte, nicht unlieb gewesen, und es war in meinem Plan, sie (den Psychologen etwa ausgenommen) in die Fortsetzung des Phantasus aufzunehmen. Meine kritischen Verleger nahmen einige dieser leichten Scherze, z. B. den Siegmund, damals viel ernsthafter; ich sollte ihnen durchaus das Buch, woraus ich diesen Schwank geschöpft, nachweisen, weil sie dem jungen Autor diese unbedeutende Erfindung nicht zutrauen wollten. Hartnäckig hielten sie meine Behauptung für Eitelkeit, welche geflissentlich die Quelle verschwiege. Das Gedicht, welches in der gelehrten Gesellschaft vorgetragen wird, ist von einem Freund, der Spas verstand, und selber bald einsah, daß er in diesen Versen nichts Vortreffliches produzirt hatte. Von demselben Freunde ist das Gedicht im zweiten Lebrecht, p. 66.; er gab es gern her, um es hier kritisiren zu lassen.

Uebersättigt von allen Empfindsamkeiten und

der schlechten Sentimentalität des Theaters, versuchte ich es in der Theegesellschaft (12. Bd.) ohne Aufwand von Elend, Jammer und Liebe einen leichten Scherz, wohl zu leicht auszuführen, und gab nach einiger Zeit auch diese Kleinigkeit für die Straußfedern ab, da sie dem Zweck dieser Sammlung nicht zu widersprechen schien. Diese hier, so wie die in den vorigen Einleitungen angezeigten Aufsätze, die Straußfedern, sind von mir, alle übrigen rühren von andern Verfassern her, die ich auch nennen könnte, wenn es nöthig wäre.

Der Kapellmeister Reichard, mit dem ich seit lange in Verbindung stand, wünschte, eine Oper von mir zu komponiren. Rhegini und andre vorzügliche Meister haben sich nachher zu verschiedenen Zeiten mit diesem Verlangen an mich gewendet. Plane genug habe ich zu Dichtungen dieser Art gemacht, vieles ist sogar angefangen worden, aber niemals habe ich, außer einem einzigen Versuch, wieder den Muth finden können, ein anderes Gedicht der Art auszuarbeiten. Es ist nicht die Undankbarkeit der Arbeit, die mich abschreckt, und daß der Dich-

ter sich völlig dem Musiker unterordnen, ja aufopfern muß: sondern, wie ich schon anderswo angedeutet habe, daß, so viel wir auch Opern aller Art besitzen, wir immer noch nicht über die Form dieser Dichtart und ihre Bedeutung einig sind. Beschränkt ist die ernsthafte, oder tragische Oper: wie sie an die Tragödie gränzen darf, wie Declamation in Gesang übergehn kann, hat uns Gluck bewiesen. Die romantische Oper aber, die sich in unsrer Zeit am klarsten und kühnsten in Mozarts großen Werken entwickelt hat, ist, ihrer Unbeschränktheit und ihrer mannigfaltigen Formen wegen, schwer zu beschreiben. Ob man in den neusten Zeiten nicht den Weg, den uns Mozart zeigte, zum Theil verloren hat, indem man diesen Zauber, der im Don Juan die letzte Gränze des Möglichen schon berührte, hat überbieten wollen, ob man nicht in die Aufgabe der romantischen Wildheit zu viel musikalische Tragödie eingemischt hat, überlasse ich Kennern der Musik zu untersuchen und zu entscheiden. Mir scheint, man hat neuerdings, das übertriebene Geräusch und die unnöthige Verstärkung des Orchesters abgerechnet, die Form der romantischen Oper zu

sehr beschränkt, indem es nun schon Gesetz geworden ist, jeden Akt mit einer großen, leidenschaftlichen, vielstimmigen Scene zu schließen, das Gedicht zusammen zu drängen, um dem ausmalenden Musiker nur recht viel Raum zu geben. Auch zwei Akte, oder Theile, sind seit lange beliebt, wodurch auch der Umfang des Werkes gehindert wird. Vielleicht läßt die romantische Oper so viel Mannigfaltigkeit der Formen, so verschiedene Elemente zu, als die romantische Komödie, in welcher auch bei weitem noch nicht alles versucht ist, was sich der ahnenden Phantasie darbietet. Die Welt der Elfen und Feen, die man recht eigentlich hat für diese neue Kunst der Musik auswählen wollen, verträgt eine sehr verschiedene Behandlung, die räthselhafte und doch so populäre Zauberflöte bewegt sich in jenen ihr ganz eigenthümlichen Kreisen, und hat uns bewiesen, was dem großen Genius eines Mozart möglich war. Don Juan ist gleichsam eine phantastische Tragödie und die grellen Töne der Lust und des Witzes erheben die dunkle und wilde Leidenschaft noch mehr. Daß der Witz selbst sich musikalisch aussprechen kann, haben wir in Figaros Hochzeit

gelernt, wie so manches was uns vorher wohl jede Theorie würde haben ableugnen wollen. Und diese unendliche Fülle des Humors, Witzes, Gefühls und der süßesten Liebe und innigsten Leidenschaft ist es, was alle Werke des großen Meisters, auch seinen Belmont charakterisirt und als einzig hinstellt, als Muster und Vorbilder, die dem Genie unendlich mannigfaltige Wege und Aussichten zeigen. Vielleicht hat Nachahmung, die sich selbst immer mißverstehn muß und stets mit dem Bestreben, den Meister und das Vollendete zu überbieten, welches in aller Kunst unmöglich ist und das Uebertriebene herbei ruft, geschadet, und unsre ächte romantische Oper (die wohl ein wahres deutsches Gewächs ist, und sich vielleicht in Zukunft noch mehr als solches ausbilden mag) wieder um manchen Schritt zurück geschoben. Soll es einmal einem Dichter gelingen, eine gute Oper zu schreiben, so muß er vorerst mit dem Musiker ganz einverstanden sein; der Musiker muß wissen, oder in der Begeistrung mit seinem Gefühl einig sein, in wiefern das Werk an Tragödie oder Komödie gränzen soll, welche Art des Witzes und Humors, welche Leidenschaft herrschen

und durchdringen darf, welche Art der Episode das Reich der Wunder, oder des Scherzes, der Tollheit oder der Schönen aufschließen soll, um in jeder Produktion eine neue Form, eine neue Gattung von Musik hervor zu bringen, wie Mozart unbewußt durch seinen Genius, und seine Poeten in Unschuld, die ihre Gedichte beinah zum Naturerzeugniß machen, wirklich schon gethan haben.

Dies mag zugleich als Antwort auf einige mich ehrende Anfragen und Forderungen mancher berühmten Musiker dienen, denen ich bis jetzt Briefe schuldig geblieben bin, weil ich nur weitläufig, und unmöglich mit einem bloßen Nein oder Ja erwiedern konnte. Der berühmte Meister S p o h r mag auch diese Aeußerungen hier als Beantwortung seines freundlichen Briefes fürs Erste wohlwollend annehmen. Mündliche Gespräche und Erörterungen könnten uns näher bringen und einem gemeinschaftlichen Ziel entgegen führen. Wie ich im Jahr 1798 die Aufgabe zu lösen suchte, eine Oper zu dichten, kann dem edeln Künstler „d e r b e z a u b e r t e W a l d" deutlich machen, der sich im **11.** Bande dieser Sammlung befindet.

Reichard, der sich nach den Mustern Glucks gebildet hatte, sah den Mozart nicht so an, wie dieser Künstler mir erschien. In allen Kompositionen Reichards finden sich große und glückliche Stellen, Phantasie und Gemüth erregen das Gefühl. Entzückend ist vieles in Goethes Elmire und Claudine, und die goethischen Lieder sind fast alle, vorzüglich die früheren, wie eingegeben, sie sind entstanden, gefühlt, und nicht gemacht, und es ist schwer, vielleicht unmöglich, sich nach ihnen die Singweise andrer, auch großer Meister, derselben Poesieen anzueignen. Mir schien aber das eigentlich dramatische Genie in der Musik meinem Freunde nicht zu eignen, noch weniger das Phantastische, wofür ihm der Sinn fast ganz in der Poesie fehlte, obgleich er die Hexenscenen zum Macbeth vorzüglich gesetzt hatte. Nach vielem Streiten, da er mich hatte bereden wollen, Was Ihr wollt, von Shakspear, in eine Oper zu verwandeln, versprach ich ihm endlich ein musikalisches Gedicht, doch unter der Bedingung, daß ich ganz meiner Laune folgen dürfe.

Vielleicht war es der neckende Geist des Widerspruchs, vielleicht auch halb unbewußt der Vorsatz,

den Komponisten gleich mit dem Ersten Akte zurück zu schrecken, daß ich auf diese grillenhafte Komposition verfiel, von der schon seit Jahren eine in manchen Zügen ähnliche Arbeit unter meinen Papieren lag. Wider Erwarten war der Musiker aber ganz mit diesem Anfange einverstanden, und der zweite Akt gefiel ihm noch mehr. Mir schien es bei meinem Gedicht nothwendig, daß die prosaische, oder redende Parthie einen nicht unbedeutenden Raum einnehme, ich glaubte, daß das immer wiederkehrende Rezitativ in einer romantischen Oper ermüden müsse; als Gegensatz wollte ich die völlige Unterbrechung der Musik, das Ausruhen des Ohrs im Redevortrag als poetisches nothwendiges Element gleichsam musikalisch benutzen. Ist das parlando, in welches in komischen Opern das Rezitativ sich auflößt, doch nur gar zu oft eine unreife linkische Rede. Ich hatte mir deshalb zwei sprechende Charaktere, welche niemals singen, den König und seinen vernünftigen Minister ausbedungen und vorbehalten. In diesen prosaischen Naturen sollte die Unmusik sich den phantastischen, abergläubigen, verliebten gegenüber, als nothwendig

rechtfertigen. Eben so war mein Bestreben gewesen, die Handlung während der Musik fortschreiten zu lassen, im Ernsten wie Komischen die Situationen, so wie die Geschichte selbst, musikalisch zu machen, und vorzüglich zum Schluß die musikalischen Elemente und Effekte zu steigern. Bei einigen Figuren hatten die Gebilde Gozzi's mir vorgeschwebt.

Die Oper war geendigt, der Komponist übernahm sie mit Laune und Lust, Iffland, der Theaterdirektor in Berlin, dem ich sie zweimal vorgelesen hatte, war mit allem einverstanden. Er selbst wollte den König spielen, und diejenigen, die sich seines Spiels erinnern, werden von selbst sehn, wie sehr mir des Künstlers Art und Weise, Ton und Geberde, jene liebenswürdige Leichtigkeit, der feine Humor, mit dem er auch oft das Unbedeutende witzig und komisch machen konnte, in dieser grillenhaften, überladenen Rolle gegenwärtig gewesen sind. Ich hatte den Einfall, daß dieser Charakter, so wie der Minister Samili, welcher Fleck zugetheilt war, im Gegensatz gegen alle singenden Personen, in modernem Hofkostüm auftreten sollten: auch hiemit war

Iffland einverstanden. Sebastian sollte Unzelmann vortragen, so wie dessen Frau Angeliken, ob der Schick die alte Zauberin, oder die Königin bestimmt war, erinnere ich mich nicht mehr.

Lange hörte ich nichts von der Oper, und nach langer Zeit gab mir Reichard ängstlich und verlegen mein Manuskript zurück. Er durfte freier handeln und sprechen, da er meine Sorglosigkeit über dergleichen Gegenstände kannte. Vielleicht war das Stück zu lang, forderte zu viel Personen, sagte ihm bei näherer Prüfung nicht zu; vielleicht war man über die Karikatur des Königs ängstlich, den man aber leicht in einen Schach oder Sultan umändern konnte, — vielleicht, — was weiß ich! — Ich habe nie gegen den Komponisten, oder den Theaterdirektor über die gebrochene Zusage, oder über meine unnütze Arbeit, die ich nur auf Verlangen unternahm, Ein Wort verloren. Der Komponist nahm ein Zauberstück mit natürlichen Wundern von Kotzebue, und Text wie Musik machten kein Glück. Nach zwei Jahren ließ ich die Oper drucken mit einer kleinen Vorrede. Den jetzigen Komponisten würde dieses Singespiel wohl zu lang und man-

nigfaltig sein. Einiges ließe sich ohne Nachtheil kürzen. Ich zweifle aber, ob nicht jeder Musiker auch die Zauberflöte als zu lang verwerfen würde. Mozart, weil ihm die Entführung zu kurz war, ließ noch manches hinzudichten, worüber dazumal Brezner, der Verfasser des Gedichtes, sich öffentlich beklagte.

Nach einer schmerzlichen und langwierigen Krankheit wurde in Jena das Märchen von der Melusina 1800 bei schönem Wetter, in einer anmuthigen Gartenwohnung geschrieben, in welcher ich um dieselbe Zeit Ben. Jonsons Epicoene übersetzte. Die meisten Sagen, die sich im Volk erhalten haben, und von denen die meisten sich auf irgend eine Geschichte gründen, sind durch den Lauf der Zeit, durch veränderte Zustände, und durch die vielfachen Erzähler so wunderlich gestaltet, oft selbst so formlos geworden, daß der Dichter nur selten eine der Legenden so benutzen kann, wie sie ihm gegeben ist. Je freier er sie umschafft, um so leichter wird ihm seine Arbeit werden. Diese Melusina scheint ein uraltes französisches Märchen zu sein, das sich auf irgend eine Familiengeschichte beziehn mag, auf das sonderbare Glück eines Emporkömmlings, Erklärung des Wappens viel-

leicht, Volks-Aberglaube gewiß, dabei das Hinzufügen einer scheinbaren Chronik, alle diese Dinge machen diese Geschichte zu einer der formlosesten. Vieles in der Erzählung stimmt nicht überein, eines Schlusses ermangelt sie ganz. Daß sie alt ist, beweiset, daß in manchen Gegenden Frankreichs Brunnen und Grotten noch nach dieser Fee genannt werden, daß das Volk die Nymphe selber noch zu Zeiten zu sehn glaubt. Die Vorstellung, die sich schon im höchsten Alterthum und bei allen Völkern findet, daß durch einen Fluch eine magische Wirkung hervorgebracht werden könne, die nur durch höchst seltsame Zufälle sich wieder auflösen darf, ist noch in unsern Zeiten beim gemeinen Volk fast allenthalben ein herrschender Aberglaube. Die verwünschten Prinzen und Prinzessinnen finden sich in allen Feen-Märchen, in den Gespenstergeschichten der alten Burgen, und im Barbarossa auf dem Kyfhäuser, so wie in dem verschwundenen Attila wieder, und durch die Indische Lehre und Dichtung geht diese Vorstellung in vielen Sagen, so wie in der griechischen Mythologie und in den ältesten Schöpfungsgeschichten. Wie sich die verschiedenen Bestandtheile

in einem solchen allbekannten Märchen zusammenzufinden, ist nicht mehr nachzuweisen, aber der seltsame Gegenstand lockte mich, die Geschichte zu Ende zu führen, die ich schon vor meiner Krankheit angefangen hatte. Es reizte mich, die Stanze auch einmal so treuherzig, wie die alte deutsche Prosa erklingen zu lassen, ein Ton, der schon viele Stellen des Morgante so wunderbar anziehend macht, indem das Possierliche und Edle sich in diesem merkwürdigen Gedicht mit dem Alterthümlich-Ehrbaren so anmuthig verbinden. Vielleicht hätte ich das Märchen, wenn ich es nicht dramatisch ganz umgestalten konnte, in seiner alten Weise, ohne mich seiner anzunehmen, liegen lassen sollen.

In derselben Zeit ward der dialogirte Schwank gedichtet, der jetzt als ein Fastnachtspiel, der Autor, auftritt. (Im 13. Band, in welchem sich auch die Melusina befindet.) Dieses Spiel ist aus jener Zeit und deutet sie in jeder Zeile an, als man heftig über Goethe, Poesie, Aufklärung, das Nützliche, die populäre Philosophie kämpfte und herüber und hinüber stritt. Vieles, was jetzt von jedem Schulknaben als abgeschmackt abgewiesen wird,

durfte sich damals noch eine vornehme Miene geben, und galt bei Vielen, die selbst Stimmführer waren, als gediegene Wahrheit. Nicht, als wenn jetzt die Bildung so viel sicherer und weiter in allen Verhältnissen vorgeschritten wäre, oder als wenn die Menge, und viele, die auch laut genug mitsprechen, eben nun klarere Einsicht verriethen: ein Irrthum lößt immer nur den andern ab, um wieder zu schildern und pedantisch auf und ab zu gehn; und darf jetzt Nicolai nicht mehr mitsprechen, oder hört man sogar auf Lessing nur selten mehr hin, so heben sich aus allen Gegenden neue Gottschede hervor, die in der Physiognomie jenem Urältervater völlig gleich sehn, nur daß sie dessen Gelehrsamkeit und Fleiß nicht besitzen.

So wie eine Literatur zum Bewußtsein ihres Strebens gelangt, so wie jene Zeit der unschuldigen Unbefangenheit vorüber ist, in der es dem Empfangenden so wie dem Gebenden daran genügt, zu produciren und zu genießen, müssen Schulen entstehen. Je bestimmter sich diese aussprechen, je deutlicher sie wissen, wohin sie wollen, um so besser für die Literatur. Dieser Kampf weckt und

belebt die Kräfte, und die ächte Kritik, die an der Hand der Begeisterung und Kunstliebe geht, zeigt sich ermunternd, um eben so wohl zum Schaffen anzuregen, als sie dem Unedlen, Abgeschmackten entgegen wirkt. Treten Faktionen statt der Schulen ein, so wird Leidenschaft, Persönlichkeit und das Gemeine, Gehäßige, die Plätze einnehmen, wo sich die Weisheit und die schönsten Musentöne sollten hören lassen. Lessing und Klopstock gegen über arbeitete mit armen Waffen eine Parthei und Faction, die niemals den Namen der Schule verdienen konnte. In der Philosophie bildeten sich allgemach Schulen. Mußte man Klopfstock, Lessing, Haller und wenige andre, im Gegensatz gegen frühere Bestrebungen deutsche Dichter nennen, so eröffnet sich doch eigentlich mit Goethe nur jene Epoche, in welcher die eigentliche Schule wahrer deutscher Dichtkunst entsteht. Einheimisch, wahrhaft vaterländisch, verständlich und dem Volke nothwendig wird nun in Lied und Wort, in Schauspiel und Erzählung die deutsche Muse. Es ist, wenn man hievon überzeugt ist, nicht nothwendig, jene Früheren zu verwerfen, und das große Bestreben edler Geister zu verkennen,

so wenig, als manche Zeitgenossen und glänzende Talente zu schmähen. Als dieses ward es aber von vielen, indem eine sich bildende Schule der Kritik dies zuerst und bestimmt aussprach, aufgenommen, und die Armuth hielt nun alle Waffen für erlaubt, um das zu bekämpfen, was jetzt Deutschland (wieder Factionen ausgenommen) glaubt, und wohl die schwachen Angriffe auf immer unwirksam machen wird. Gegen jene Stimmung der Aufgeregten und für diese von allen Seiten angefochtene Lehre sollte nun in mancher Wendung auch dieses Fastnachtspiel sprechen.

Durch die neuere Schule der schlesischen Poeten war seit Opitz die Verbindung mit dem deutschen Mittel-Alter, dessen Sprache und Verskunst gleichsam abgegraben; der letzte Nachhall jener ältern Zeit diente nur, und mit dem Namen des Hans Sachs alle elende und verächtliche Bänkelsängerei zu bezeichnen. Goethes freier Sinn fühlte sich zuerst von diesem verschmähten Altvater angezogen, und in einem schönen Gedicht sprach er jugendlich begeistert das Lob des Nürnberger Bürgers aus. Sein Faust, der schon früher begonnen war, wurde in einer

Sprache geschrieben, die der veredelte, tiefsinnigere Widerhall jenes alten vergessenen deutschen Tones war. Und gewiß, wenn man auch Komposition, Gedanke, Charakter, Bild und Leidenschaft dieses Faust, des verwundernswürdigsten Gedichtes einmal beiseit setzt, um die unendliche Fülle dieser Komposition nicht zu berühren, so grünen jenem Kritiker schon Lorbeeren, der einmal über diese Sprachweise genügend reden wird, über diesen tiefen Ton, diese volle Kraft des deutschen Lautes, der wie aus dem reinen Urquell geschöpft, in dieser Mannigfaltigkeit Zier, Schalkheit, Witz, Leichtigkeit, neben dem Ehrbaren, Wundervollen, Klangreichen, Geheimnißvollen und Kindlichen in so unnachahmlichen Wendungen zuläßt. Die ersten Scenen dieses Gedichtes, der Monolog, die Geister-Erscheinung, Wagner, und das Auftreten des Mephistopheles würden allein schon einen großen und einzigen Dichter beurkunden, wenn auch die Naturtöne der Liebe, des Schmerzes und der Sehnsucht nicht im Gedicht aufleuchteten, wenn man auch in diesen Momenten die übrigen großen Werke des Poeten vergäße. Seit jenen Ta-

gen ist unser Hans Sachs wieder etwas zu Ehren gekommen, auch ist sein Dichterton oft auf verschiedene Weise versucht worden. Auch mich reizte es, diesen Schwank in einer ähnlichen Manier anzustimmen, und in einigen heitern Tagen war die Aufgabe ausgeführt, in der ich den Autor selbst als mißmuthig und verdrießlich darstellte, der Rath, Tadel, Lob, Einfältiges und Ueberschwengliches von verschiedenen Masken-Figuren anhören muß, in deren Kleide manche bekannte Gestalten verhüllt sind, so wie einige, die nicht bekannter geworden sind. Es war damals meine Absicht, ein poetisches Journal, von welchem nur zwei Stück erschienen, herauszugeben, um Ansichten oder Entdeckungen in der spanischen Literatur, die damals in Deutschland nur noch wenig bekannt war, auszusprechen, die Gedichte der ältern Engländer, vorzüglich Shakspears zu erläutern, und zugleich die Kritik der neuen Schule in meinem Sinne fort zu führen. Die gutgemeinte Sache wurde ungeschickt angefangen und erregte kein Interesse. Es erfordert ein eignes Talent, um ein Journal annehmlich zu machen, und ich war so der Mannigfaltigkeit aus dem

Wege gegangen, daß ich mich selbst nicht einmal um Mitarbeiter bemüht hatte. Mein Widerwille gegen viele der gelesenen Blätter war im Gegentheil so stark, daß ich die Zeitschrift London und Paris, die damals mit illuminirten Karikaturen nach Gilrey die lesende Welt beschäftigte, selbst (p. 274.) nannte. Diese Art der Literatur hat sich seitdem nicht bei uns verbessert. Der alte Mann (p. 291.) ist der bekannte Nicolai, wie ihn auch Fichte bald darauf in seinem zu heftigen Büchelchen als diesen zitirte. Lessing ward von dieser scheltenden Faction, die der neueren Bildung, ohne sie zu kennen, unbedingt entgegen strebte, immer als Verbündeter und Schutzpatron bei jeder armseligen Behauptung, selbst bei den Gemeinheiten, die man sich erlaubte, vorgeschoben. Jetzt sieht wohl jeder ein, wie wenig dieser Heros neben jenen Kritikern genannt werden muß, und ich erlaubte mir, der ich längst mich an Lessings weniger gelesenen Schriften, vorzüglich dem Briefwechsel, erbaut und gestärkt hatte, dies in Lessings Erscheinung auszusprechen.

War die ältere Welt, jene praktischen Men-

schen, oder diejenigen, die sich zur Schule der alten Philosophie und Poesie rechneten, unbillig, einseitig, oder leidenschaftlich gegen die Bemühungen der neueren Zeit, fehlte es ihnen oft an gutem Willen, noch öfter wohl an Sinn und Fähigkeit, sich die Erscheinungen der neueren Welt deutlich zu machen: so entstand diesen gegenüber ein junges Geschlecht, das ohne Ernst und Fleiß, ohne Begeisterung und Talent, die ausgesprochenen Worte und Gesinnungen nur so oben abschöpfte, mit ihnen prunkte, das nicht verstandene noch übertrieb und zu überbieten suchte, und natürlich von jenen altklugen Verächtern alles Neuen mit zu der verschrieenen Schule gezählt, ja wohl für den Ausbund derselben gehalten wurde; welches Märtyrerthum sich diese zu jungen Propheten wieder recht gern gefallen ließen. Ein solcher ist der Bewunderer, der in diesem Gedichte auftritt. Es fehlt nicht an ähnlichen Liedern, die seitdem in mancher Sammlung gedruckt sind, wie der Begeisterte sie hier vernehmen läßt; aber manche Ausdrücke, z. B. „eine Sache bis zur Religion treiben," sind wieder aus der Mode gekommen. Novalis, Schleiermacher,

Fr. Schlegel und auch das Gedicht von der Genoveva, hatten damals, vor dreißig Jahren, auch den Blick der Gebildeten, der Dichter und Philosophen wieder auf die ganz vergessene Religion und das Christenthum hin gerichtet. Nicht, daß es nicht gläubige Theologen, oder fromme Christen sollte gegeben haben, aber sie waren nicht die Stimmführer, sie hörten nicht nach der Welt und ihren Bestrebungen hin, und wieder nahm Welt und Bildung keine Rücksicht auf sie, wußte selbst von ihnen nichts. Einsam, verkannt stand Hamann, er hatte nur auf einige Freunde, nicht auf seine Zeit gewirkt, und diese Freunde, wie Jacobi und Herder, waren nur ein vermittelndes Element zwischen Religion und Bildung, ohne sie wirklich vereinigen zu können und zu wolleu. Dem ehrsamen Claudius vergab man sein Christenthum, wegen seiner Liebenswürdigkeit; und auch nicht immer. Der edle Schlosser hatte nur wenig wirken können, und Lavater und Stolberg, deren Enthusiasmus alle Rücksicht durchbrochen hatte, waren den Gebildeten zum Gespött geworden. Wie viel bei diesen Religiösen übertrieben, einseitig, oder selbst unbegründet war, wie

viel Einsicht die Vermittelnden in das Wesen des Christenthums hatten, was schon damals sich der politischen Absicht, der Herrschsucht, der Verfinsterung, oder verdächtigen Planen näherte und für diese arbeitete, ist so oft erörtert, bestritten, bewiesen und geläugnet worden, daß diese Crise unserer Zeit hier nur angedeutet zu werden braucht.

Der Dichter ist zum Glück frei, und braucht sich als solcher um diesen theologischen und politischen Streit und Widerstreit nicht zu kümmern. Sonderbar ist es, wenn man ihm anmuthen will, daß seine Phantasieen, wie Laune und Eingebung ihn regiert, nicht den Göttern des Olymp huldigen soll, wenn manche die Begeisterung, die uns die herrlichen römischen Elegieen erzeugte, oder die Götter Griechenlands, zur Sünde rechnen, die, wenn ältere Zeiten wiederkehren dürften, wohl gar Kirchenbuße nach sich ziehen möchte. Dieselbe Beschränktheit ist es, den großen Gestalten und glänzenden Erscheinungen, die die katholische Form des Christenthums in Cultus, Legende, Wundersage, Poesie, Mahlerei, Musik und Architektur entfaltet und erschaffen hat, das Auge verschließen, oder gar dem Dichter verbieten

zu wollen, sich dieses Reiches zu bemächtigen. In jenen Tagen, von denen ich spreche, war es um so natürlicher, wenn die Begeisterung diese so ganz untergegangene, verschmähte Liebe wieder verkündigte und dem Herzen näher bringen wollte; denn wenn das Christenthum selbst vergessen war, so wurde die katholische Form desselben als Blödsinn und Aberwitz, Aberglaube und Pfaffentrug von den Gebildeten charakterisirt. Wenn damals jene Liebe, die sich des Verschmähten und Verhöhnten in Wort und Lied wieder annahm, und das Edle der verkannten alten Zeit verkündigen und rechtfertigen wollte, hie und da gegen die protestantische Form des Christenthums unbillig schien, so ist auch dies mit der allgemeinen Stimmung zu entschuldigen. Denn Unglaube, seichte Aufklärung, Unphilosophie, Haß alles Heiligen, Geheimnißvollen und aller Ueberlieferung, galt für Protestantismus, und kaum der Gelehrte, viel weniger der Laye konnte die völlige Unwahrheit der verfolgenden Verneiner einsehn, die sich für vorgeschrittene, höher stehende Luther ausgaben.

Von allen diesen sollte der nach dem gemeinen Ausdruck „altfränkisch" verkörperte Altfrank, den ich im vierten Gesicht Todtenheer, des Philander von Sittewald schon vorfand, manches aussagen. Seitdem sind, wie gesagt, dreißig Jahre verflossen, und die Welt hat sich vielfach anders gestaltet. War jene Zeit doch durch Schleiermachers herrliches Buch, „Reden über die Religion," — ja selbst durch den Zusatz auf dem Titelblatt: „an die gebildeten Verächter derselben" völlig charakterisirt. Giebt es deren noch viele heut zu Tage? Könnte man aber nicht vielleicht (und derselbe Autor wäre dessen wohl am fähigsten) bei diesem umsichgreifenden Pietismus, der Kunst und Poesie verschmäht, in beschränktem Buchstabendienst so oft das Edelste verfolgt, und ein kümmerliches, ängstliches Leben für ein frommes ausgeben will, „Reden über die Religion an die ungebildeten Enthusiasten für dieselbe" schreiben? Es ist nicht zu verkennen, daß die poetische oder religiöse Vorliebe für den Katholicismus, die sich vielfältig ausgesprochen, den Protestantismus selbst wieder gekräftigt hat, da ein Gegensatz immer den andern hervor ruft. Das Be-

dürfniß der Religion hat allenthalben das Bewußtsein, das Streben und das Forschen geweckt. Auch Schulen haben sich gebildet, von denen man nur wünschen muß, daß sie sich immer mit edlen Waffen bekämpfen möchten. Der Razionalist wird dem Mystiker oder Orthodoxen, der Philosoph dem Freunde der Tradition, der Exeget dem Verehrer des Wortes und Geheimnisses immer nur, wenn jeder seinen Beruf erfüllt, scheinbar entgegen stehn. Durch das Gesammtwirken, wenn es redlich und gründlich geschieht, muß die Wissenschaft der Religion gewinnen.

Freilich hört man nun auch von denen, die übertreiben, (und in aufgeregten Zeiten sind es nicht gerade die schwächsten Geister) es dürfe keiner Calderon oder Raphaels Madonnen bewundern, wenn er nicht Ernst mache, und selbst auch glaube, wie die katholische Form der christlichen Kirche es will und gutheißt; andre wenden sich neuerdings von den poetischen Gestaltungen, die sie wieder, wie zu den Zeiten der Wiedertäufer, Götzendienst nennen, mit Unwillen hinweg. Man will uns bange damit machen, (und manche Journale und Tagesschriftsteller könnten durch ihr unbesonnenes Geschwätz,

das der katholischen Kirche dienen soll, diese Furcht rechtfertigen,) daß neue Zeiten der Verfinsterung künstlich vorbereitet werden, die Pfaffenthum, Gewissenszwang einführen, und jede unerlaßliche Geistesfreiheit vernichten sollen. Der Jesuitismus soll wiederum erhoben werden, um dem Despotismus zu dienen. Der Gelehrte, der Forscher, der ächte Patriot, der Politiker, der Mängel rügt, der Geschichtschreiber, welcher warnt, alle werden von manchem Zionswächter der Partheien mit verhüllten Worten, oder deutlicher, bald als Obscuranten, bald als Verdächtige, Ketzer, oder zu Freigesinnte bezeichnet. Daß diese Art von Verwirrung in der Kirche und in mehr als einem Staate um sich gegriffen hat, ist nicht zu verkennen: eben so wenig die Gefahr, daß die begeisterte Liebe, wenn sie sich jetzt aus der schwächeren protestantischen Parthei in die zahlreichere der katholischen hinüber begeben wollte, von Priestern und Eigennützigen, von offnen, oder verdeckten Partheihäuptern wohl leichter gemißbraucht werden könnte, als damals in jenen unbefangnern Tagen.

So erscheint denn auch in diesem Gedicht wieder

meine Verehrung vor Jakob Böhme, die damals so vielen Aufgeklärten ein Aergerniß gegeben hat. Als ein Genosse meiner Zeit hatte ich mich früh jenen freien Geistern zugewendet, die der Religion nicht bedürfen. Alles schien mir abgemacht, bewiesen und widerlegt, und das heilige Bedürfniß nach Religion und Geheimniß schlummerte, wie bei so vielen Tausenden, in meinem Herzen. Nur in der Poesie erkannte ich die Mystik und das Heilige, hier durften mir jene nüchternen Frevler keine Laube und keinen Baum zerstören. Dadurch, daß ich mich der Philosophie abgewendet hatte, war, ohne daß ich es wußte, mein Sinn für Mystik erwacht und geschärft worden. Jeder Mensch, wenn er nicht vom Hörensagen lebt, hat eine ihm eigenthümliche Bildung, deren Gang und Entwickelung von jeder andern, auch der des Befreundeten verschieden sein wird, die er darum auch keinem andern empfehlen kann, und jenem noch weniger wird aufdringen wollen. Indem ich, von selbst getrieben, nach Vollständigkeit, oder Umsicht strebte, entwirrte sich aus der Liebe zur Poesie eine Sehnsucht zum Religiösen, ein Zufall gab mir den Böhme in die Hand,

und ich ward geblendet von dem Glanz des innigsten, blühendsten Lebens, von der Fülle der Erkenntniß, erschüttert ward ich von dem Tiefsinn, und von dem Aufschluß beglückt, der sich aus diesem neuentdeckten Reiche über alle Räthsel des Lebens und des Geistes verbreitete. Ich hatte nicht geahndet, daß in diesen Regionen auch Dialektik, gründliche Forschung, Strenge der Folgerungen, kurz, philosophische Kraft und Kunst walten könne, die sich freilich nur dem erschließen, der sich tiefer in diese wunderbaren Werke hinein lieset. Dieses Studium, das mich einige Jahre beschäftigte, hat mich später zur Philosophie geführt. Viele beginnen mit der Philosophie, und manchem, der nur in den Formeln stehn bleibt, verschließt sich durch sein Forschen der Sinn für die Mystik auf immer, zuweilen auch der für Poesie. Und doch wird nur der Philosoph gründlich und befriedigend lehren können, der die Mystik kennt und liebt, wie nur der ein ächter Mystiker genannt werden kann, der auch in der Vernunft und ihrem Vermögen die göttliche Kraft erkennt und verehrt. Ein leidenschaftliches Zanken der Partheien herüber und hinüber beweiset immer nur, daß beide noch nicht die

freie, nothwendige Mitte gefunden haben, wo sie sich wohl verständigen würden.

Geschah des Andächtigen und Frommgemeinten von jungen Gemüthern in der Hast zu viel, so war es nicht minder schlimm, daß sie das Anstößige, grell Sinnliche eben so zur Schau trugen. Fr. Schlegels Lucinde war die Veranlassung dazu gewesen, und keins seiner Bücher hat, auch in spätern Jahren, seinen Gegnern zu so vielen scheinbaren Triumphen verholfen. Der bloße Name des Buches sollte ihm, wenn er etwas Auffallendes behauptete, oder in irgend einer Meinung paradox schien, die Lippen versiegeln. Es wäre unziemlich, hier über einen vieljährigen Freund, der erst kürzlich in meiner Nähe gestorben ist, mit kritischer Schärfe sprechen zu wollen. Selbst sein Bruder hat es für nothwendig gehalten, öffentlich zu erklären, daß er in den neueren Bestrebungen nicht den gleichen Weg mit ihm gehn könne. Fr. Schlegels heftiger Geist war von je an geneigt, die Extreme zu suchen, und das in allen Dingen so nothwendige Maaß nicht zu beobachten, so wie er auch die Form für manche seiner Werke nicht finden konnte oder zu suchen verschmähte. Dies

letzte war es wohl vorzüglich, was schon beim Erscheinen die Lucinde vielen Lesern verleidete. Es kann auffallen, daß dieses Buch so viel Anstoß erregt hat, und so verrufen geblieben ist, wenn wir sehn, daß, mancher Ausländer zu geschweigen, Wielands komische Erzählungen, oder Thümmels Reisen, nur wenige Widersacher gefunden haben, und selbst ernste Gemüther diese Lüsternheit oder das Aergerniß entschuldigten, die Recensenten aber keinen Anstand nahmen, öffentlich zu loben. Es ist wohl nicht zu leugnen, daß Schlegels Buch, über welches sich damals in vertrauten Briefen ein Befreundeter mit vielem Witze, der das Gemälde als ein lauteres und unschuldiges beleuchten sollte, vernehmen ließ, in manchen Stellen jene heilige Scham verletzt, die auch der Dichter der Liebe nie kränken soll. Wäre das Buch ein Gedicht in Liedern und Stanzen, oder spräche es mit heiterm Muthwillen einen ersonnenen Roman aus, so würde diese Uebertragung schon das meiste entschuldigen. Es verletzt dadurch, daß es sich fast als Konfession aufdrängt. Mit einem Wort, die Ungeschicklichkeit des Autors beleidigt mehr, indem die Erfindung formlos hingestellt ist,

als die Erzählung selbst. Sonst sind der witzigen, geistreichen, glänzenden Stellen genug in diesem geschmähten Büchelchen, andre voll großer, poetischer Kraft und tiefen Ernstes. Es ist eben darum nicht leicht, eine befriedigende Kritik über diese sonderbare Chimäre zu geben, wenn man nicht aus dem Standpunkt der Moral, der ehrwürdig ist, kurz und gut den Stab über den zu linkischen Frevler bricht.

Im Munde des Altfrank ist eine Ankündigung von Schauspielen, deren Inhalt die Darstellung des dreißigjährigen Krieges ist. Von Shakspears Bürgerkriegen begeistert, hatte ich mich schon seit Jahren mit den Studien dieser trübseligsten aller Geschichten beschäftigt, ich hatte gesammelt, vorgearbeitet, und das Gedicht angefangen. Krankheit, veränderter Wohnort, andre Plane verhinderten die Fortsetzung. Der Friede ist freilich bei diesem großen Entwurf mehr ein nothwendiges Ende, als ein wahrer poetischer Schluß, völlig jenem Kampf der Rosen unähnlich, wo der Dichter auf die blühende Zukunft, auf die herrliche Zeit der Elisabeth hindeuten konnte.

Der Prolog zur Magelone ist ein Fragment eines Gedichtes, welches auch jetzt noch nicht vollendet ist. Zu der Zeit, als ich an dem früher begonnenen Roman „Alma," arbeitete, aus welchem Sonette in meinen Gedichten abgedruckt sind, fing ich dieses Drama an, welches als Allegorie zwischen Octavian und Genoveva eintreten sollte.

Ich hatte mich seit 1801 sehr viel mit der altdeutschen Poesie beschäftigt; die Gedichte der Minnesänger, welche bald nach diesem Jahre herauskamen, waren damals, nach langer Pause, in welcher jene deutschen Meister fast wieder waren vergessen worden, der erste Versuch, die Aufmerksamkeit von neuem auf diese Erscheinungen zu lenken. Mit jenen Liedern beschäftigte mich zugleich das Epos der Niebelungen. Ich forschte in Chroniken und Geschichtswerken, und glaubte manche größere oder kleinere Entdeckung gemacht zu haben. Die Eddalieder wurden fleißig von mir studirt, so wie die isländische Wilkina-Saga, die nachher mein Freund von der Hagen übersetzt hat. Ich faßte endlich den vielleicht zu kühnen Entschluß, die Lücken des großen Heldengedichtes, die mich an einigen Stellen

störten, auszufüllen, das, worauf sich das Gedicht selbst an manchen Orten bezieht, und was ich in andern Liedern gefunden hatte, anzufügen, und so ein Ganzes hervor zu bringen, das sich der Nation empfehlen und ohne literarischen Krieg ein Volksbuch werden könnte. Da bis dahin nur Bodmer von dem Epos gesprochen, Johannes Müller es nur einmal lobend erwähnte, und fast Niemand den Druck selbst gelesen hatte, so durfte ich auf unbefangene Theilnahme rechnen, da wohl nur die wenigsten die versuchten Ergänzungen erkannt hätten. Mein Freund, W. v. Schlegel, der sich schon 1799 mit dem großen Werke beschäftigt und auch eine verständliche Umarbeitung im Sinne hatte, würde meine Arbeit, eben als Kenner, nachsichtig behandelt haben. Als ich im Jahre 1805 in München war und meine Arbeit schon ziemlich vorgerückt sich, verglich ich den Codex, der sich dort befindet, genau mit dem gedruckten Werk, trug die Varianten und alle Verse ein, die dem Müllerschen Exemplar fehlten, und wurde selbst in der Arbeit am Gedicht nicht ganz durch die lähmende und schmerzhafte Gicht gehindert. Auf der Rückreise von Italien verweilte

ich bloß wegen des Manuskriptes der Niebelungen einige Tage in St. Gallen, um auch dort die Varianten und fehlende oder hinzugefügte Verse genau zu bemerken. In Rom selbst aber arbeitete ich 1805 und 1806 fleißig auf dem Vatican; nicht nur zogen die Heldenlieder, die sich mehr oder weniger auf die Niebelungen beziehn, meine Aufmerksamkeit an sich, sondern ich durchlas alle altdeutschen Handschriften, die ich dort fand, und kopirte vieles aus den meisten. Da ich einen Druck vom Titurell mit mir hatte, so verglich ich auch diesen mit den verschiedenen Handschriften aus früherer und späterer Zeit, die ich dort antraf; eben so den Tristan und Jwein. Das alte merkwürdige Heldengedicht vom König Rother kopirte ich ganz, und gab es nachher meinem Freunde von der Hagen, der es in den altdeutschen Gedichten hat abdrucken lassen. Als ich im J. 1806 nach Deutschland zurück gekommen war, setzte ich meine Arbeit der Niebelungen fort; nur war, als im folgenden Jahre die Umarbeitung des gelehrten v. der Hagen erschien, mir die Lust, eine neue Welt den Deutschen aufzuschließen, verdorben, auch jene Unbefangenheit der Leser, die ich so sehr

mit eingerechnet hatte, war nun verschwunden, da mir jedermann gleich meine Zusätze nachweisen konnte. In jenem Jahre wollte ich zugleich eine gründlichere Nachricht, als man bis dahin gehabt hatte, von den deutschen Handschriften des Vaticans herausgeben. Es wäre an der Zeit gewesen, aber ein böser Geist schob mir unvermerkt den Plan unter, diese Nachricht zugleich mit einer Geschichte der alten deutschen Poesie zu verbinden. So erweiterte sich mein Studium, Bücher und Bibliotheken wurden gesendet und besucht, selbst verschiedene seltene Manuskripte, die man mir anvertraut hatte, wurden zum Theil abgeschrieben. Der zu große Umfang des Plans machte das Nützliche unmöglich, welches sich leicht hätte ausführen lassen, und so blieb für's Erste alles liegen. Den König Rother und einige andre Heldenlieder, die sich dem epischen Kreise anschließen, der sich um Etzel oder Attila zieht, hatte ich indessen modernisirt, um sie lesbar zu machen, diese sollten ein eignes Heldenbuch bilden. Aus dem Rother ließ Achim von Arnim in einer Zeitung, die er damals herausgab, die hier (im 13ten Bande) erscheinende Episode drucken.

Als ich 1801 und im folgenden Jahre zum erstenmale Dresden zu meinem Aufenthalt gewählt hatte, besuchte ich oft das sogenannte Sommertheater auf dem Linkischen Bade. Diese Bühne war gewissermaßen eine Opposition gegen jene, die in der Stadt während der Wintermonate spielte. Im Winter sah man die Schauspiele des Kotzebue und Iffland, zuweilen ein Werk Schillers, Lustspiele von unbekannteren Verfassern, und alles ging so zu, wie auf den übrigen deutschen Theatern, nur hatte sich, vorzüglich im Tragischen, eine Art der Darstellung gebildet, die mir nicht zusagte. Das Theater war mir damals überhaupt durch die Monotonie, die auf ihm herrschte, ermüdend geworden, und ich wallfahrtete gern zu jener heitern, unbefangenen, oft auch albernen und zuweilen rohen Bühne, die den dreißigjährigen Abcschützen, den alten Ueberall und Nirgends, die Teufelsmühle und dergl. und neben diesen auch die Donau-Nixe gab, alles meist Wiener Produktionen, die auf den Nebentheatern dort Glück gemacht hatten. Ein doppeltes Theater, wo in jedem Local eine ganz andre Welt spielt, ist immer erfreulich,

und für den sogenannten guten Geschmack auch nützlich. Das Widersprechende kreuzt sich nicht, und das Alberne wird, weil es nicht mit dem Besseren vermischt wird, weniger thöricht. Diese Donau-Nixe, die nachher auch von allen vornehmen und Hoftheatern mit vielem Beifall der gebildeten Zuschauer ziemlich lange gewirkt hat, ist so kindisch und unbewußt, so blos auf die gemeinste Wirkung hingeführt, daß sie fast wieder wie ein Natur-Produkt wird, und man kaum noch den ordnenden und schaffenden Menschengeist gewahr wird. Als eine solche Natur-Anschauung hatte sich die wunderliche Erscheinung meiner Phantasie bemächtigt, und unmittelbar entspann sich ein allegorisches Gedicht, das ich freilich erst verschiedene Jahre später angefangen habe. Man findet über diesen Gegengenstand einiges im Solgerschen Briefwechsel. Der Herausgeber einer Sammlung von Gedichten wünschte vor geraumer Zeit irgend etwas von mir mit aufnehmen zu können, es störte ihn nicht, daß ich ihm nur diesen ersten Akt, als Fragment anbieten konnte, und so erschien dieser damals in der Sängerfarth, von Förster.

Im vierzehnten Bande befindet sich die Novelle der Geheimnißvolle, die, ob sie schon nach 1819 geschrieben wurde, doch in diese Sammlung aufgenommen ist. Der Kenner sieht vielleicht, daß der Gegenstand ursprünglich zu einer Comödie bestimmt war, die letzte Entwickelung nämlich. Nachher, als ich es zu einer Erzählung umschuf, mußte das dramatische Element zurücktreten, und die ersten zwei Drittheile, die mir im erzählenden Vortrage nothwendig schienen, wurden hinzugefügt.

Wir brauchen jetzt das Wort Novelle für alle, besonders kleineren Erzählungen; manche Schriftsteller scheinen sogar in diese Benennung eine Entschuldigung legen zu wollen, wenn ihnen selbst die Geschichte, die sie vortragen wollen, nicht bedeutend genug erscheint. Was wir mit dem Roman bezeichnen wollen, wissen wir jetzt so ziemlich; aber der Engländer nennt schon seit lange alle seine Romane Novellen. Als das Wort zuerst unter den Italiänern aufkam, sollte es wohl jede Erzählung, jeden Vorfall bezeichnen, die neu noch nicht bekannt waren. So wurde der Name fortgebraucht, und die Italiäner zeichneten sich dadurch aus, daß

ihre meisten Geschichten, die sie gaben, anstößig, obscön oder lüstern waren. Unzucht, Ehebruch, Verführung, mit lustigem Geist, sehr oft ohne alles moralisches Gefühl vorgetragen, nicht selten bittre Satyre und Verhöhnung der Geistlichen, die seit Boccaz, um so mehr sie regieren wollten, um so mehr von den Witzigen verspottet wurden, ist der Inhalt der meisten dieser Novellen. Als Cervantes seinem züchtigern Volke, das unter einer strengen geistlichen Polizei stand, Novellen geben wollte, mußte er diesem ärgerlichen Titel das Beiwort moralisch hinzufügen, um anzuzeigen, daß sie nicht im Tone jener italiänischen seyn sollten.

Boccaz, Cervantes und Göthe sind die Muster in dieser Gattung geblieben, und wir sollten billig nach den Vorbildern, die in dieser Art für vollendet gelten können, das Wort Novelle nicht mit Begebenheit, Geschichte, Erzählung, Vorfall, oder gar Anecdote als gleichbedeutend brauchen. Das Wort Humor entstand gegen 1600 bei den Engländern zufällig, und jetzt können wir es in unsern Kunstlehren nicht mehr entbehren, um Productionen und eine Eigenschaft des Geistes zu bezeichnen, die

weder mit Laune, Geist noch Witz charakterisirt sind. Eine Begebenheit sollte anders vorgetragen werden, als eine Erzählung; diese sich von Geschichte unterscheiden, und die Novelle nach jenen Mustern sich dadurch aus allen andern Aufgaben hervorheben, daß sie einen großen oder kleinern Vorfall in's hellste Licht stelle, der, so leicht er sich ereignen kann, doch wunderbar, vielleicht einzig ist. Diese Wendung der Geschichte, dieser Punkt, von welchem aus sie sich unerwartet völlig umkehrt, und doch natürlich, dem Charakter und den Umständen angemessen, die Folge entwickelt, wird sich der Phantasie des Lesers um so fester einprägen, als die Sache, selbst im Wunderbaren, unter andern Umständen wieder alltäglich sein könnte. So erfahren wir es im Leben selbst, so sind die Begebenheiten, die uns von Bekannten aus ihrer Erfahrung mitgetheilt, den tiefsten und bleibendsten Eindruck machen.

Um uns an ein Beispiel zu erinnern. So ist in jener Göthischen Novelle in den Ausgewanderten, der sich aufhebende Ladentisch, der das Schloß überflüssig macht, welches der junge Mann eine Zeitlang benutzt, um sich mit Geld zu versehen, ein

solcher alltäglicher und doch wunderbarer Vorfall, eben so wie die Reue und Besserung des Jünglings, die in eine Zeit fällt, daß sie fast unnütz wird. Das sonderbare Verhältniß der Sperata im Meister, ist wunderbar und doch natürlich, wie dessen Folgen; in jeder Novelle des Cervantes ist ein solcher Mittelpunkt.

Bizarr, eigensinnig, phantastisch, leicht witzig, geschwätzig und sich ganz in Darstellung auch von Nebensachen verlierend, tragisch wie komisch, tiefsinnig und neckisch, alle diese Farben und Charaktere läßt die ächte Novelle zu, nur wird sie immer jenen sonderbaren auffallenden Wendepunkt haben, der sie von allen andern Gattungen der Erzählung unterscheidet. Aber alle Stände, alle Verhältnisse der neuen Zeit, ihre Bedingungen und Eigenthümlichkeiten sind dem klaren dichterischen Auge gewiß nicht minder zur Poesie und edlen Darstellung geeignet, als es dem Cervantes seine Zeit und Umgebung war, und es ist wohl nur Verwöhnung einiger vorzüglichen Critiker, in der Zeit selbst einen unbedingten Gegensatz vom Poetischen und Unpoetischen anzunehmen. Gewinnt jene Vorzeit für uns an romantischem Interesse, so können wir dagegen die

Bedingungen unsers Lebens und der Zustände desselben um so klarer erfassen.

Es wird sich auch anbieten, daß Gesinnung, Beruf und Meinung, im Contrast, im Kampf der handelnden Personen sich entwickeln, und dadurch selbst in Handlung übergehen. Dies scheint mir der ächten Novelle vorzüglich geeignet, wodurch sie ein individuelles Leben erhält. Eröffnet sich hier für Räsonnement, Urtheil und verschiedenartige Ansicht eine Bahn, auf welcher durch poetische Bedingungen das klar und heiter in beschränktem Rahmen anregen und überzeugen kann, was so oft unbeschränkt und unbedingt im Leben als Leidenschaft und Einseitigkeit verletzt, weil es durch die Unbestimmtheit nicht überzeugt und dennoch lehren und bekehren will, so kann auch die Form der Novelle jene sonderbare Casuistik in ein eigenes Gebiet spielen, jenen Zwiespalt des Lebens, der schon die frühesten Dichter und die griechische tragische Bühne in ihrem Beginn begeisterte. So hat man wohl dasjenige, was sich vor dem Auge des Geistes und Gewissens, noch weniger vor der Satzung der Moral und des Staates nicht ausgleichen läßt, Schicksal genannt,

um die Streitfrage vermittelst der Phantasie und der religiösen Weihe in einen höhern Standpunkt hinaufzurücken; Orest vom Gott der Weissagung begeistert, wird Muttermörder, und als solcher vom ältesten und einfachsten Naturgefühl in der Gestalt der Erynnien verfolgt, bis Gott und Mensch ihn frei sprechen. Und wie der Dichter hier das Geheimnißvolle zwar klar, menschlich und göttlich zugleich, aber doch wieder durch ein Geheimniß ausgleichen will: so ist in allen Richtungen des Lebens und Gefühls ein Unauflösbares, dessen sich immer wieder die Dichtkunst, wie sie sich auch in Nachahmung und Darstellung zu ersättigen scheint, bemächtigt, um den todten Buchstaben der gewöhnlichen Wahrheit neu zu beleben und zu erklären. Strebt die Tragödie durch Mitleid, Furcht, Leidenschaft und Begeistrung uns in himmlischer Trunkenheit auf den Gipfel des Olymp zu heben, um von klarer Höhe das Treiben der Menschen und den Irrgang ihres Schicksals mit erhabenem Mitleid zu sehn und zu verstehn; führt uns der Roman der Wahlverwandschaften in die Labyrinthe des Herzens, als Tragödie des Familienlebens und der neuesten Zeit; so kann die

Novelle zuweilen auf ihrem Standpunkt die Widersprüche des Lebens lösen, die Launen des Schicksals erklären, den Wahnsinn der Leidenschaft verspotten, und manche Räthsel des Herzens, der Menschenthorheit in ihre künstlichen Gewebe hinein bilden, daß der lichter gewordene Blick auch hier im Lachen oder in Wehmuth, das Menschliche, und im Verwerflichen eine höhere ausgleichende Wahrheit erkennt. Darum ist es dieser Form der Novelle auch vergönnt, über das gesetzliche Maaß hinweg zu schreiten, und Seltsamkeiten unpartheiisch und ohne Bitterkeit darzustellen, die nicht mit dem moralischen Sinn, mit Convenienz oder Sitte unmittelbar in Harmonie stehn. Es läßt sich ohne Zweifel das Meiste und Beste im Boccaz nicht nur entschuldigen, sondern auch rechtfertigen, was niemand wohl mit den spätern italiänischen Novellisten versuchen möchte.

Ich habe hiermit nur andeuten wollen, warum ich im Gegensatz früherer Erzählungen verschiedene meiner neueren Arbeiten Novellen genannt habe.

Dresden, im Mai 1829.

L. Tieck.

Karl von Berneck.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

1795.

Personen.

Walther von Berneck.
Mathilde, seine Gemahlin.
Reinhard, } seine Söhne.
Karl, }
Der Burgvoigt.
Conrad, } Knappen auf Berneck.
Franz, }
Georg, }
Leopold von Wildenberg.
Heinrich von Orla.
Adelheid, seine Schwester.
Wilhelm, sein Knappe.
Adelheids Hofmeisterin.
Rudolph von Ebenburg.
Ritter.
Damen.
Knappen.
Knechte.
Geister.

Erster Akt.

(Seeufer, das Meer ist noch unruhig, ein Gewitter, das fortzieht.)

Walther von Berneck. Rudolph von Ebenburg. Heinrich von Orla, der für sich auf und ab geht, Wilhelm und andere Knappen. —

Rudolph.

Ich eile, um so bald als möglich in Deutschland zu sein.

Walther.

Alle meine Wünsche gehn mit Dir, guter Rudolph. Verfüge Dich dann sogleich nach meinem Schlosse, und bringe meiner Gattin und meinen Kindern Nachricht von mir; erzähle ihr, wie ich tausendmal unter den Säbeln der Ungläubigen dem Tode ausgesetzt war, wie auf der Hinreise nach dem gelobten Lande mich Beschwer und Gefahr verfolgten, wie wir noch jetzt beim Landen einem Sturme nur so eben entronnen sind, und wie ich, wenige Wochen nach Dir, sie alle auf Berneck zu umarmen gedenke.

Rudolph.

Und dann besuch' ich Euch auf Eurem Schlosse, und wir feiern dann bei einem fröhlichen Gelage das Andenken der Vergangenheit.

1 *

Walther.

Wenn Gott uns diese Freude vergönnt, ja! denn Rudolph, ich habe gefunden, daß man in dieser Welt auf nichts gewiß hoffen darf, wenn man nicht verzweifeln will; es ist mit dem Leben wie mit der Saat; alle Körner gehn nicht auf, und wenn nur kein Mißwachs daraus entsteht, müssen wir schon die Hände aufheben und Gott danken.

Rudolph.

Ihr seid alt, Ihr dürft schon so sprechen, aber für mich, den Jüngling, ist der Gedanke niederschlagend!

Walther.

Auch Du wirst Mann, wirst Greis werden, das heißt, Du wirst von Deinen Erwartungen nach und nach immer mehr abziehn, bis Dir am Ende nichts übrig bleibt, als die Hoffnung auf ein ruhiges und seliges Ende.

Rudolph.

Warum leben wir dann aber, und mühen uns so ab?

Walther.

Weil es so sein muß, und weil wir dazu keine Gründe verlangen. — Aber geh, sonst möchte Dir das Geschwätz und die Lehre eines Greises eben so verdrießlich fallen, als jenem Manne dort, der es nicht unterlassen konnte, auf mich zu schmählen, indem der Himmel drohte und die empörte Meeresfluth schalt. — Bei Gott! es sind die Zeiten gekommen, in denen das Alter verachtet wird; jeder Knabe, der einen Bart an seinem Kinne fühlt, darf trotzig die Erfahrungen des Mannes verspotten, weil seine Zunge gewandter und sein Arm vielleicht stärker ist. — Ich habe diesen Heinrich von

Orla fast erzogen, er sah an meiner Seite sein erstes Thurnier, und jetzt darf er mir nun so frech widersprechen, mit andern über meine Gebrechen zischeln und lachen. —

Heinrich.

Ihr verkennt mich! bei Gott! Ihr verkennt mich.

Walther.

Mag sein, aber Ihr habt mich auch verkannt, Ihr habt Euch selbst verkannt. Heftigkeit ist nicht immer ein Zeichen des Muthes und der Großherzigkeit; wer sich so sehr gegen das Alter vergessen kann, mag bei einer andern Gelegenheit auch seiner anderen Ritterpflichten vergessen.

Heinrich.

Ritter Walther, keiner, als Ihr, dürfte mir ein solches Wort bieten.

Walther.

Willst Du etwa, daß wir unsern Zwist mit dem Degen ausmachen?

Rudolph.

Ich bitt' Euch, laßt mich nicht von Euch scheiden, ehe ich Euch nicht wieder beruhigt, nicht wieder Freunde sehe.

Heinrich.

Ich gebe Euch mein Wort, ich bin beruhigt. — Meine Ungeduld übereilte mich, als Walther mitten im Sturm, indem wir schon das Land sahen und noch nicht landen konnten, als Wellengeräusch mein Ohr erfüllte und die Winde mich betäubten, als er da von Muth und Gelassenheit sprach, indem noch keiner den Muth verloren hatte, als er sich mit dem Ungewitter

verband, meine Ungeduld zu vermehren. — Aber es ist vorüber. —

Rudolph.

Gewiß?

Heinrich.

Bei meiner Rittterehre!

Rudolph.

Nun so lebt wohl, recht wohl: in Deutschland sehn wir uns bald und freudig wieder. geht ab.

Walther.

Ungeduld? — Ungeduld! — Als ich ein Jüngling war —

Heinrich, der auf ihn zugeht und seine Hand ergreift.

Vergebt mir, seht, ich bitte Euch darum, als ein Beschämter, ein Ueberführter, ich gesteh' es, ich war zu rasch! — Seid Ihr nun zufrieden?

Walther.

O Heinrich! wüßtest Du, was in meiner Seele liegt! —

Heinrich.

Ihr seid gerührt, alter Mann. — O Ihr habt Recht, ich bin ein unbesonnener Knabe. — Vergebt mir, seht, ich schämte mich nur vorher, gleich meine Reue so baar und offen zu zeigen; o betrachtet mich wieder einmal als Euren Sohn und versöhnt Euch mit mir von Herzen.

Walther, der ihn umarmt.

O Heinrich, Du weißt nicht, und ich kann es Dir nicht sagen, wie mir war, als ich Europa wieder sah. Wie ein nüchternes Erwachen blies mir der Wind vom Lande her entgegen, alle trübsten Zeiten, die ich

je erlebt, und nun schon längst vergessen hatte, kamen in mein Gemüth zurück. — Glaube mir, ich war nie glücklich, und diese Ueberzeugung faßte mich jetzt so schrecklich an.

Heinrich.

Ihr seid von Euren Wunden noch nicht ganz genesen.

Walther.

Nein, Heinrich, es ist nicht das. — O wenn ich dazu aufgelegt wäre, könnte ich Dir alte Mährchen erzählen, die ich in manchen Stunden nur zu sehr glauben muß. — Jedem von unserm Stamme ist ein alter unversöhnlicher Fluch mitgegeben, der magnetisch nicht von uns läßt. — Ihn erkenn' ich in jedem Ungewitter, in jeder Krankheit wieder; kömmt mir ein blasses Gesicht entgegen, so zittre ich schon im voraus wegen der entsetzlichen Neuigkeit, die ich vernehmen soll. Die Trübseligkeit geht mir nach wie mein Schatten, und erbt vom Vater auf den Sohn, und keiner wird vielleicht diesen schwarzen Stein aus seinem Wege wälzen.

Heinrich.

Ihr erhitzt Euch.

Walther.

Da komm ich nun aus dem gelobten Lande zurück, und alles was ich that und litt, das ganze Gedränge trüber Tage liegt wie ein albernes Mährchen da, wie die Abendlüge eines Minnesängers. Wem hat unser Zug genutzt und wem nicht geschadet? Die Engel haben mit Lächeln auf unsern kindischen Eifer herabgesehn, und uns nicht durch Glück in unsrer Thorheit bestärken wollen. — Und nun kehren wir zurück —

Heinrich.

Und die Freuden des Vaterlandes warten auf Euch.

Walther.

Freuden? — Eben das war es, daß mir jeder Baum, jeder Berg und jede ziehende Wolke zu verkündigen scheint, daß ich vergeblich auf so etwas warte. Mir ist wie in einem fest verschlossenen Kerker, in dem ich den Klang der frohen Welt nur aus einer tiefen Ferne höre. Ich kann nicht sagen, daß ich mich drauf freue, mein Weib und meine Kinder wiederzusehn.

Heinrich.

Die Melankolie trübt Euch selbst die heitersten Aussichten.

Walther.

Ach! Ihr versteht mich nicht, und ich könnte fast von neuem darüber zornig werden. — Alles dies Gefühl sonderte mich von den übrigen im Schiffe ab, die sich auf Verwandte und Vaterland freueten. daß ich ihre Ungeduld im Sturme durch meine stillern Gedanken zu sänftigen suchte. — Denn was wäre es denn mehr gewesen, wenn uns die Fluth verschlungen hätte?

Heinrich.

So traurig habe ich Euch noch nie gesehn.

Walther.

Ihr geht nun zum heiligen Jago von Campostella?

Heinrich.

Ja, ein unerfülltes Gelübde meines verstorbenen Vaters treibt mich dorthin. — Aber vergönnt, daß ich Eurer noch pflege.

Walther.

Nein, mein Sohn, Du mußt fort; Du scheinst den Werth eines Gelübdes nicht zu kennen.

Heinrich.

Ihr habt gemacht, daß mir jedes Geschäft, das wir uns vorsetzen, unnütz und thöricht erscheint.

Walther.

Nein, Du mußt fort.

Heinrich.

Wenn man so über Bestimmung und Thätigkeit denkt, möchte man verzweifeln.

Walther.

Man soll eben nicht denken, und die Menschen verzweifeln auch daran nicht.

Heinrich.

Ob wohl meine Schwester noch lebt? —

Walther.

Nun, Ihr reiset. — Lebt wohl! —

Heinrich.

Kommt, ich will wenigstens noch ein Stündlein in jener Herberge mich zu Euch setzen, ich will Euch noch einmal recht in's Auge fassen, denn wer weiß, ob wir uns wiedersehn. — sie gehn Arm in Arm ab.

(Saal auf der Burg Berneck.)

Conrad. Georg und Franz. Knappen.

Franz.

Ei, Du bist auch gar zu pünktlich.

Georg.

Freilich!

Conrad.

Wenn Ihr Euren Dienst ordentlich und redlich verrichten wollt, so könnt ihr nicht zu pünktlich sein. — Dich, Franz, hab' ich immer ungern hier im Schlosse gesehn, weil Du jeden neuen Knappen, der hier anzieht, verdirbst.

Franz.

Ich? — Nun da bist Du alter Bär doch der Erste, der mir das sagt.

Conrad.

Daß Dich das Wort nicht noch einmal gereut! — Ich weiß, daß Du die Gottesfurcht verachtest, und mit beiden Füßen in dem Pfuhl der Sünde stehst; mein weißes Haar darf also wohl nicht ein wenig Respekt von Dir fodern. Nun, Du wirst Deiner Strafe nicht entlaufen.

Franz.

Indeß Ihr predigt, könntet Ihr auch etwas thun.

Conrad.

Ich bin Euch zum Aufseher bestellt, nicht Ihr mir: die Wirthschaft hat sich hier gar wunderlich umgedreht.

Der Burgvoigt tritt auf.

Burgvoigt.

Nun, Kinder, Leute, alles in Ordnung? — Heut Abend ist großes Fest, prächtige Versammlung hier. — Setzt die großen Pokale auf, so will es unsre Hausfrau. — Du, Franz, sollst noch nach einigen Gästen

reiten, der Leopold von Wildenberg soll noch gebeten werden, er ist gestern erst auf sein Schloß drüben angekommen.

Franz ab.

Burgvoigt.

Tummle Dich, Georg, in den Keller! — Ich habe noch tausend Sachen zu besorgen. — ab mit Georg.

Conrad.

Ein herrlicher Burgvoigt! Der nur für die Weine sorgt und alles übrige gehn läßt, wie es nur selber Lust hat. — O mein guter alter Herr! mit dem ich so manches Leid, so manche Freud' ertragen! wo bist Du? soll Dich mein Auge nicht noch einmal vor meinem Tode sehn? Und wenn Du nun kömmst und findest alles so verwandelt! — Dein Bild hängt hier über der Tafel und sieht den Unfug mit an! Trauerlieder sollten durch die Hallen summen und Pokale werden klingen. ab.

Reinhard und Mathilde.

Mathilde.

Unserm heutigen Feste hättest Du noch beiwohnen sollen.

Reinhard.

Ich kann nicht, denn ich fürchte schon jetzt zu spät zum Thurniere zu kommen. Jeder Ton, den ich höre, klingt mir wie ein ferner Trompetenruf, ich habe schon zu lange geweilt.

Mathilde.

Kömmst Du zurück, wenn das Thurnier geendigt ist?

Reinhard.

Ich weiß es wahrlich nicht, denn Leopold von

Wildenberg hat mich schon seit lange mit zwei andern Gesellen auf sein Schloß beschieden, und ich freue mich ihn kennen zu lernen.

Mathilde.

Du sahst ihn nie?

Reinhard.

Nur mal in der Ferne, aber ich habe ihn nie gesprochen; daß er heut zu Eurem Feste gebeten ist, ist die einzige Ursach, daß ich ungern fortreite. Was hört man nicht alles von dem Manne!

Mathilde.

Tapfer soll er sein.

Reinhard.

Wie der heilige Georg, alle Frauen mögen ihn auch deswegen gern. Schön ist er nicht, denn Narben in Schlachten und in Zweikämpfen erhalten, entstellen sein Gesicht, aber wenn man ihn sieht, so fühlt man recht in der Brust, was das Wort Mann zu bedeuten hat.

Mathilde.

Aber er ist doch immer wild und unbändig.

Reinhard.

Nicht wahr, Mutter, weil er nicht auf den Klang der Minnelieder hört, oder noch kein Weib genommen hat? Darin sind sich die Frauen doch alle gleich, sie trauen keinem recht, der nicht getraut ist, oder wenigstens von einer Braut etwas zu sagen weiß.

Mathilde.

Du scheinst Dir ihn schon jetzt zum Muster genommen zu haben?

Reinhard.

Würdet Ihr mich darum schelten?

Mathilde.

O ja, denn man erzählt auch viel von Jungfrauen, die er verführt, und von manchen andern wilden Thaten, die er verübt hat.

Reinhard.

Darüber seid unbesorgt, denn bis jetzt ist mir mein Streitroß immer noch schöner vorgekommen, als jedes weibliche Geschöpf, das ich sah. — Aber lebt wohl, wir verderben hier die Zeit mit Schwatzen.

Mathilde, umarmt ihn.

Viel Glück, theurer Sohn, im Thurnier, bringe mir den Preis zurück; doch ohne ein Fräulein im Herzen wirst Du ihn sicher nicht erringen.

Reinhard.

Vielleicht doch! ab.

Mathilde.

Wie schön ihm seine Wildheit steht! — Da sprengt er schon fort! — Er wird mit den Jahren ein Muster der Ritterschaft. — Warum sind ihm viele Männer so ungleich? ab.

(Ein Zimmer in der Burg.)

Karl von Berneck und Conrad. Karl sitzt auf einem niedrigen Fußschemmel und hört aufmerksam Conrad zu.

Karl.

Nun so fahre fort, lieber Conrad.

Conrad.

Ach! ich kann diese Historie immer nicht ohne Thränen erzählen.

Karl.

Und ich muß weinen, wenn ich zuhöre.

Conrad.

Oben auf dem Berge lagen nun die vier Heimonskinder, und waren von einer großen Macht belagert. Ritsart lag schwer verwundet und konnte sich nicht aufrichten, Adelhart und Writsart auf ihren Knieen und flehten zum barmherzigen Gott um Rettung und Hülfe, nur der starke Reinold war noch wacker und munter und hielt den Feind von dem steilen Berge zurück, indem er große Felsensteine hinunter warf. So verging ein Tag und eine lange Nacht und keine Hülfe war sichtbar. Auch der mächtige Reinold war schon ermüdet und alle Brüder waren in ihren Herzen tief betrübt, so daß sie endlich beschlossen, sich zu ergeben und zu sterben. Indem gewahrt Reinold in der Morgensonne einen fernen Reiter und verkündigt's seinen Brüdern; ach! theure Brüder! rief er aus, ich erkenne mein Roß Bayart und meinen Vetter Malegys. — Da erhoben sich Writsart und Adelhart von den Knieen und sahen hin, und erkannten ebenfalls das Roß und seinen Reiter. Da wurden sie voll Muths und jauchzten und dankten Gott dem Herrn. Ritsart der alles gehört hatte, sagte: meine lieben Brüder, ich bin so schwer verwundet, daß ich mich nicht durch eigene Kraft auf meine Beine stellen kann, ich bitte Euch, Ihr wollet mir aufhelfen, damit ich doch auch zu meinem Troste das Roß Bayart gewahr werde. Da hoben sie ihn auf und hielten ihn brüderlich in ihre Arme, und er sah ebenfalls das Roß Bayart; worauf er sagte: Ach! mich dünkt, ich bin nun schon ganz gesund und von allen meinen Wunden

genesen, seitdem ich dieses gute Roß gesehn. — Bayart aber machte große Sprünge, um zu seinem Herrn Reinold zu kommen, es warf mit einem gewaltigen Stoß den Malegys ab, senkte dann vor Reinhold seine Kniee und ließ ihn aufsteigen. — Nun wurden sie durch ihre Tapferkeit aus dieser bedrängten Lage gerettet.

Karl.

Laß es gut sein, lieber Conrad, erzähle auf ein andermal den Erfolg dieser Geschichte, die mir so lieb ist. Ist mein Bruder schon zum Thurnier geritten?

Conrad.

Ja.

Karl.

Mich dünkt, die Welt ist, so wie es in ihr zugeht, nicht gut eingerichtet.

Conrad.

Ihr seid immer so bekümmert, Junker; sagt mir was ist Euch? Wollt Ihr Eure Jugend schon so durch Gram trüben?

Karl.

Und warum soll ich nicht jetzt eben so gut, wie im Alter ernsthaft seyn? — Es giebt Menschen, die dazu ausgelesen sind, nur die schwarzen Tage, die das Schicksal in die Welt fallen läßt, zu erleben, und ich bin gewiß einer von diesen.

Conrad.

Ei! warum nicht gar!

Karl.

Sieh nur die Heldengeschichten durch. Wie viele Menschen sind bloß dazu, den Einen zu verherrlichen,

den Einen Hervorragenden groß zu machen; Es muß auch diese untergeordneten Geister geben und ihrer müssen mehr sein, als der andern.

Conrad.

Das ist wahr; aber es ist mir wahrlich noch niemals bei einer Heldengeschichte eingefallen.

Karl.

Es ist mein erster Gedanke, wenn ich so höre, wie viele Reinold in dem Gefechte, oder in jenem erschlug, unter denen gewiß viele edle wackre Männer und Jünglinge waren, die vielleicht einst seine vertrautesten Freunde und Genossen hätten werden können. Alle diese sind als eine fast unnütze Zugabe in die Welt geworfen, wie die überflüssigen Früchte fallen sie vom Baume, ehe sie reif sind. Und warum soll ich nicht einer von diesen sein?

Conrad.

Ach, liebster Junker, betrübt mich nicht durch diese Gedanken.

Karl.

Ich bin bange, in der Welt weiter zu leben. — Wurde dem guten Rosse Bayart nicht auch mit dem schnödesten Undanke vergolten? Mußte es nicht in den Wellen umkommen, damit sein Herr sich nur mit dem Könige versöhnen konnte? Darum muß ich immer schon in der Mitte dieses Kindermährchens weinen, weil mir der Ausgang schon vor Augen schwebt.

Conrad.

Ach, ich sehe wohl, Ihr habt ein gar nachdenkliches Gemüth, und das taugt für dieses Leben nicht.

Karl.

Sage mir, warum bin ich nicht Ritter, wie mein

Bruder, da er doch nur Ein Jahr älter ist, als ich? Warum darf ich kein Thurnier besuchen? Warum muß ich unerzogen mich hier im Schlosse auf und abtreiben und darf nichts sagen, nichts reden? Wie ein Kind werd' ich gehalten und muß es hoch erkennen, daß ich zuweilen jagen darf. — O wenn mein Vater hier wär!

Conrad.

Ja wohl da würde es anders sein.

Karl.

Wenn ich im Waffensaale auf und abgehe, so ist es, als wenn jedes Schwerdt, und jeder Schild mich verhöhnte. — Wie alt war Reinold, als ihn sein Vater Heymon zum Ritter schlug?

Conrad.

Funfzehn Jahr.

Karl.

Und ich bin neunzehn! — Muß ich mir nicht von den Leuten meiner Mutter übel begegnen lassen? Muß ich nicht Troz und Schimpf erdulden? Indeß mein Bruder schon eine Burg beherrscht und mich, seinen Bruder, seinen Bruder, der ihn liebt, wie einen Knecht behandelt.

Conrad.

Es ist Unrecht, es ist Sünde.

Karl.

Darf ich es sagen, wie unschicklich ich es finde, daß meine Mutter in ihrem Wittwenstande Gäste ladet, und Gelag und Schmaus die Hallen mit Getöse füllt? — O ich möchte an der Seite meines Vaters kämpfen! wer weiß, er mag schon todt sein, und keiner kümmert sich um ihn. — Conrad, es ist schändlich! Ich träume

oft in der Nacht davon und fahre auf und will nach meinem Schwerdte greifen und zu ihm eilen, als wären es nur wenige Schritte, — und dann sink ich in mich zurück und weine und schluchze laut. Bergab geht jetzt schon mein Leben, die dunkeln Büsche umher umgeben mich immer dichter und dichter, und ich weissage Dir, Conrad, bald, sehr bald bin ich verirrt.

Conrad.

Denkt daran nicht; mir ist es immer zu Muthe, wenn ich Euch ansehe, als wenn der junge Held Reinold vor mir stünde.

Karl, aufspringend.

Wenn Gott mir die Gnade verliehe! — Aber nein, mein Gemüth hebt sich nicht froh und leicht, wie mit Blei wird es an den Boden gezogen, mir ist nicht so, wie es einem Helden sein muß: wie ein Wolkenschatten geh ich über die sonnige Ebene hin und jede Aehre und jeder Grashalm richtet sich froher im Scheine auf, wenn ich vorüber bin. — O laß mich!

Conrad.

Nein, ihr seid stark und kräftig, Ihr werdet hier noch alles wieder gut machen, wenn Euer Vater nicht wiederkehren sollte, und Ihr müßt es.

Karl.

Ich vergesse ganz, daß ich beim heutigen Feste doch auch zugegen sein muß! — Wenn ich nur in den Waffen geübt wäre! — Conrad, verwichne Nacht schnallt ich mir den größten Harnisch an und er war meinen Schultern nicht zu schwer, die gewaltigsten Schwerdter und Streitärte sind mir ein Spiel, aber

ich weiß kein Pferd im Kampf zu lenken, ich weiß den Speer nicht zu regieren. — Komm in den Saal.

beide ab.

(Erleuchteter Saal, große Tafel, die Pokale stehn nur noch auf dem Tisch. Mathilde, sitzt an der Seite Leopolds, Adelheid von Orla mit ihrer Hofmeisterin, andre Ritter und Damen, dienende Knappen, ein Minnesänger seitwärts, Karl tritt herein und setzt sich unten an die Tafel.)

Minnesänger.

Liebe warb um Gegenliebe,
Bot ihr alle Güter dar,
Bis ihr gar nichts übrig bliebe
Das der Rede würdig war.

Gegenliebe war erst spröde
Und verwarf den schönen Tausch,
Stellte sich so still und blöde,
Wieß den Handel ab so schnöde,
Daß die Liebe fast erschrak.

Aber bald drang stilles Sehnen
Ihr nun durch die junge Brust,
Leise Seufzer, schwere Thränen,
Waren ihre Quaal und Lust:
Ja, rief sie aus, ich bin und bleibe dein,
Und Liebe, du bist ganz im Herzen mein!

Leopold.

Wer ist jener trübe Jüngling, am Ende der Tafel?

Mathilde.

Mein jüngster Sohn; er sieht seinem Vater ungemein ähnlich.

Leopold.

Sein Bruder gleicht Euch dafür um so mehr. Aber wie ist es möglich, daß ihr schon so erwachsene Kinder habt, schöne Frau, man sollte Euch fast nur für ihre Schwester halten.

Mathilde.

Ihr wollt scherzen: aber ich ward als ein junges Kind mit Walther von Berneck verheirathet. — Ist es Euch jetzt gefällig aufzustehn, damit die Ritter und Damen einen Tanz versuchen können?

Leopold.

Und Ihr wollt es mir durchaus abschlagen?

Mathilde.

Wenn Euch so viel daran liegt, nicht. — Ich hatte anfangs noch eine Mummerei bestellt, aber meine Gaukler sind ausgeblieben.

Burgvoigt.

Nun zum Schluß des Mahls. — hebt den Pokal hoch. Merkt auf, ihr Spielleute, — auf das Wohlsein unsers Herrn Walther von Berneck!

Karl.

Einen Becher Wein! — Die Chöre von Musikanten blasen laut, jeder trinkt, man erhebt sich von der Tafel, gegenseitige Glückwünsche.

Hofmeisterin zu Adelheid.

Und wenn Ihr nun tanzen müßt, mein Fräulein, so hütet Euch wohl, daß Ihr Euch nicht zu sehr erhitzt, denn das schadet beides der Gesundheit und dem guten Rufe eines Mädchens, und ist sowohl unanständig, als auch gegen die guten Sitten.

Adelheid.

Ich wünschte lieber dem Tanze zuzusehn.

Hofmeisterin.

Ihr habt keine Eltern, ich muß daher meine Pflicht um so pünktlicher erfüllen, wie ich es Eurem Bruder versprochen habe.

(Man ordnet sich zum Tanz, Adelheid bleibt übrig, sie geht beiseite und setzt sich nieder, Musik und Tanz fängt an. Leopold tanzt mit Mathilden.)

Minnesänger.

Ihr so einsam, schönes Fräulein?

Adelheid.

Man hat meinen Wunsch erfüllt, und mich nicht aufgefordert.

Minnesänger.

Ihr liebt, so scheints, die Einsamkeit.

Adelheid.

Kann man in diesem Geräusche einsam sein?

Karl, zu Conrad auf der andern Seite.

Wie widerwärtig ist mir dies wilde Getümmel, wie betrübt die Musik mein Ohr! Mich dünkt, die Spielleute und Tänzer sind rasend.

Conrad.

Das gehört so zum menschlichen Vergnügen.

Karl.

Sieh, das Fräulein Adelheid ist allein übrig geblieben; ja freilich, sie paßt wenig in diese Raserei. — er nähert sich ihr. Ihr findet auch kein Vergnügen am Tanz, mein Fräulein?

Adelheid.

Nein.

Karl.

Wer könnte es auch in diesen betrübten Zeiten? Mein Vater ist auswärts, so wie Euer Bruder, und wir wissen nicht, was aus beiden geworden ist.

Adelheid.

Ich war noch ein Kind, als Heinrich fortreiste, und doch gräm' ich mich Tag und Nacht um ihn.

Karl.

Glaubt mir, es ist auch nur kindisch, sich darüber zu grämen, denn mir geht es grade so; mein Vater reiste schon früher als viele Ritter und ich möchte mein Blut hingeben, wenn er nur wiederkehrte.

Adelheid.

Er wird, Ihr müßt es glauben. — Wer ist der fremde Mann, der mit Eurer Mutter tanzt?

Karl.

Ich seh ihn heute auch zum erstenmal, er heißt Leopold von Wildenberg, ein wilder Geselle.

Adelheid.

Ich habe mich vor ihm gefürchtet, als ich ihm an der Tafel gegenüber saß.

Karl.

Und mir ist er zuwider, recht in der innersten Seele verhaßt. Seht nur die große Schmarre über das ganze Gesicht, wie sie ihn entstellt!

Adelheid.

Er sieht kriegerisch und kühn aus.

Karl.

Ja, wie einer von jenen Kriegern, bei denen man es vergißt, daß sie Menschen sind. Ich könnte nicht mit ihm aus einem Becher trinken.

Adelheid.

Sein Auge glüht heftig und fast auf eine fürchterliche Art.

Karl.

Er hält sich für einen großen Helden, und zieht darum Gesichter, die es der ganzen Welt ankündigen sollen. Er scheint alle Menschen zu verachten, und eben darum sind die Weiber freundlich gegen ihn: er mag ein guter Ritter seyn, aber ich möchte ihn nicht zum Freunde haben.

Der Tanz ist geendigt, Mathilde geht vorüber.

Mathilde.

Was schwatzest Du hier, unbesonnener Knabe?

Karl.

Ich sage nur, wie es mir um's Herz ist.

Mathilde.

Das ziemt nur Männern; geh! —

Karl.

Es ziemt sich vieles nicht. — er entfernt sich nach dem Hintergrunde, Mathilde und Leopold setzen sich auf die andere Seite des Theaters, die Musik schweigt.

Hofmeisterin.

Ihr seid zu rasch, mein Fräulein, da habt Ihr unsre Wirthin sehr beleidigt; Ihr wißt noch nicht, wie man sich in dergleichen Gesellschaften zu betragen hat.

Adelheid.

Ach nein!

Hofmeisterin.

Darum sag' ich doch: Ihr habt noch manches zu lernen.

Leopold.

Und wie lange ist Euer Gemal nun schon abwesend?

Mathilde.

Seit sechszehn Jahren.

Leopold.

Schon so lange Wittwe? —

Mathilde.

Und ich glaube, er ist schon seit lange todt, denn vor vier Jahren erhielt ich eine Bothschaft, daß er in Palästina schwer verwundet darnieder liege, und seitdem hab' ich nichts wieder von ihm vernommen.

Leopold.

Gewiß ist er todt und begraben, und Ihr, schöne Frau, trauert und erwartet ihn vergebens.

Mathilde.

Mir wird oft die Burg zu enge, dann muß ich Menschen sehn; es ist mir unmöglich, ganz wie eine Nachteule in einer düstern Einsamkeit zu leben.

Leopold.

Es wäre auch Unrecht, so viel Schönheit den Augen der Welt auf immer zu entziehn.

Mathilde.

Ihr wollt mich roth machen.

Leopold.

Solltet Ihr das von mir zum erstenmale hören? Das will ich zur Ehre unsrer Ritter nicht hoffen.

Mathilde.

Ich habe viel von Eurer Kunst gehört, die Frauen durch Schmeicheleien zu fangen.

Leopold.

Schmeicheleien sind nur ein nothwendiges Uebel, bei Euch wird jede Schmeichelei zur Wahrheit.

Mathilde.

Glaubt Ihr, daß ich die Männer so wenig kenne, um Euren Worten zu glauben?

Leopold.

Ihr mögt vielleicht die Männer im Ganzen kennen, aber wahrlich mich nicht, wenn Ihr mir nicht traut.

Mathilde.

So sagt ein jeder, und ein jeder lügt.

Leopold.

Laßt die Lügner gehangen werden! doch ich bleibe lebend.

Mathilde.

Seid Ihr Eurer Sache so gewiß?

Leopold.

Ich müßte keine Augen haben, ich müßte Euch nicht gesehn haben.

Mathilde.

Immer wieder das alte Lied?

Leopold.

Mißfällt es Euch denn so sehr?

Mathilde.

Es darf mir nicht gefallen.

Leopold.

Ihr seid ja Wittwe.

Mathilde.

O wahrlich, ich dürfte Euch nur zum Beichtvater annehmen, und Ihr riethet mir bald zu einer zweiten Heirath.

Leopold.

Und ich riethe gut.

Mathilde.

Bei Gott nein! denn schon in der ersten — doch, begehrt Ihr nicht zu tanzen? seht, ich glaube alle Fräulein warten nur auf Euch.

Leopold.

Wer ist denn jene dort im weißen Kleide?

Mathilde.

Adelheid von Orla, meine Nachbarin, ich würde sie sonst nicht geladen haben. Ihr Gesicht, ihre Sprache, ihr Wesen ist mir nicht erfreulich.

Leopold.

Wir können immer nur lieben, was uns in einiger Rücksicht ähnlich ist.

Mathilde.

Meint Ihr?

Leopold.

Ja, und eben darum meine ich auch, daß Ihr ——

Mathilde.

O tanzt doch, tanzt; Ihr tanzt weit besser als Ihr sprecht.

Leopold.

So erlaubt mir Eure Hand, —

Mathilde.

Zum Tanze noch zur Noth, —

Leopold.

Sonst nicht?

Mathilde.

O man darf Euch nur die Finger bieten und Ihr nehmt schon den ganzen Arm.

Leopold küßt ihre Hand.

Mathilde.

O pfui doch! Alle Damen werden auf mich eifersüchtig werden.

Leopold.

Und mit Recht.

Mathilde.

Ihr seid gefährlich; Eure Zunge ist zu glatt.

Leopold.

Ich bin nur Ritter, nur Soldat, aber seit heute wünsche ich, ich wäre zugleich ein Redner!

Mathilde.

Warum seit heute?

Leopold.

O wie Ihr auch fragt!

Mathilde.

Ihr seid sonst mit Antworten so leichtfertig.

Leopold.

Aber Ihr werdet mich schwermüthig machen.

Die Musik und der Tanz beginnen, eine Trompete von außen; Musik und der Tanz schweigen.

Mathilde.

Was ist das?

Burgvoigt.

Was giebts? — Was stört unsre Freude? — Hohl der Henker das Blasen, sag' ich! —

Georg, kömmt herein.

Der Thürmer bläst, weil ein fremder Ritter vor dem Thore hält, der Einlaß begehrt.

Burgvoigt.

Nun, so laßt ihn kommen und stellt nur das Blasen ein. — Klingts doch, als wenn sollte Sturm gelaufen werden. Georg geht ab.

Leopold.

Seid Ihr nicht wohl, gnädige Frau?

Mathilde.

Ich weiß nicht, — mein Herz schlägt. —

Leopold.

Faßt Euch — er nimmt sie in den Arm, Mathilde macht sich verwirrt los.

Rudolph von Ebenburg tritt ein.

Rudolph.

Seid mir alle gegrüßt, und verzeiht, wenn ich Euer Fest störe; ich wünschte unter Euch die edle Hausfrau herauszufinden.

Mathilde.

Was soll sie, edler Ritter, was habt Ihr ihr zu sagen?

Rudolph.

Einen Gruß soll ich Euch bringen von Eurem Gemal und Herrn Walther von Berneck, in wenigen Wochen hofft Er Euch hier in seine Arme zu schließen.

Mathilde.

Walther?

Leopold.

Er lebt?

Karl

stürzt aus dem Hintergrunde hervor auf seine Kniee.

Mein Vater? — O er kömmt! er kömmt, meine Mutter! — Jetzt ihr Spielleute, jetzt ist es Zeit zu

blasen! Nehmt beide Backen voll, und stoßt in die Trompeten; laßt die Pauken laut und lauter donnern! — — Ins Teufels Namen blast!

Die Pauken wirbeln, die Trompeten schmettern.

Conrad.

Soll ich die Freude erleben? —

Mathilde

steht nachdenklich. Leopold geht auf und ab.

Rudolph.

Ja freuet Euch, denn er ist tausend Gefahren entronnen, er war verwundet und krank, und noch ist er nicht ganz genesen, aber Eure Liebe wird ihn bald völlig wieder herstellen. Er hat sich gehalten wie ein wackrer Ritter, dafür war er im ganzen christlichen Lager bekannt; er war gewöhnlich im dicksten Gedränge der Speere.

Karl.

Und nun kehrt er wieder! Komm, Conrad, unter dem weiten gestirnten Himmel muß ich meiner Freude, meinen Thränen Luft machen. beide ab.

Mathilde.

Ihr habt uns Allen Freude gebracht, Ritter, nehmt nun auch an unserm Feste Theil.

Rudolph.

Verzeiht mir, edle Frau, ich bin heut weit und schnell geritten, ein Nachtlager und ein Trunk Wein's wäre mir erwünschter.

Mathilde.

Georg, gieb dem Ritter ein Zimmer und ein Nachtessen.

Rudolph.

Ich danke Euch. ab mit Georg.

Hofmeisterin.

Lebt wohl, gnädige Frau, wir danken Euch herzlich.

Mathilde.

Ihr wollt fort?

Hofmeisterin.

Unsre Sänfte wartet schon seit einer Stunde, es ist nicht weit und der Mond scheint hell. ab mit Adelheid.

Burgvoigt.

Jetzt werd ich den Rittern ihre Nachtlager anweisen lassen, eben so den Damen, damit alles in guter Ordnung geschehe.

Leopold.

Ihr seid nachdenkend, gnädige Frau?

Mathilde.

Ach!

Leopold.

Was ist Euch?

Mathilde.

Mir ist wie im Traum, oder als wenn ich jetzt erwachte und hätte diese sechszehn Jahre verträumt.

Leopold.

Glaubt Ihr, daß Euer Gemal zurückkömmt?

Mathilde.

Habt Ihr es nicht gehört?

Leopold.

Er war unpaß, als ihn der Ritter verließ —

Mathilde.

Er kehrt zurück und ich sollte mich freuen; aber wenn ich —

Leopold.

Was ist es?

Mathilde.

Ihr kennt ihn nicht; er ist ein rauher Mann, der stets mit der ganzen Welt verdrüßlich schmollt, ich ward ihm mit Gewalt verheirathet, ich habe keine fröhliche Stunde mit ihm erlebt.

Leopold.

Ihr rührt mich.

Mathilde.

Jetzt kömmt er nun zurück, um sechszehn Jahre älter, krank, — damals war ich ein Kind, und fühlte meine unglückliche Lage nicht, wie wird mir nun seyn, da ich zu Verstande gekommen bin?

Leopold.

Denkt noch jetzt nicht daran.

Mathilde.

Kann ich anders? — wie soll ich ihn empfangen? — Ach Himmel! vergieb mir die Sünde, aber ich war immer im Stillen überzeugt, daß er gestorben sei, ich hatte mich schon darüber zufrieden gegeben — und nun —

Leopold.

Könnt' ich Euch trösten! Wolltet Ihr Trost von mir annehmen!

Mathilde.

Lebt wohl! — sie geht schnell ab.

Leopold.

Sollte sie, — doch mags, ich will's der Zeit überlassen, die alles in Ordnung bringt.

Die Damen sind indessen abgegangen.

Burgvoigt.

Kommt, Ritter; ich hoffe, daß mancher unter Euch ein wenig taumelt, denn sonst müßte ich von unsern Weinen etwas schlechtes denken. — Kommt zu Bett. —

Die Ritter gehen ab. Knappen treten auf, die die Lichter auslöschen. Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt.

(Auf Wildenbergs Schlosse, ein Zimmer.)

Leopold und Reinhard sitzen und trinken.

Leopold.

Ihr waret also im Thurnier unglücklich.

Reinhard.

Ich schäme mich, daß ich als ein Ueberwundener vor Euch erscheinen muß.

Leopold.

Ihr werdet mit der Zeit auch siegen lernen. Glaubt mir, wen das Glück gleich anfangs zu sehr begünstigt, der mißbraucht es bald und verdient es daher nicht. Durch Ungemach muß der Ritter reif werden. So wie Ihr mich hier seht, bin ich siebenmal besiegt worden, ehe ich einen Dank davon trug.

Reinhard.

Und Ihr zürntet nicht auf Euch selber?

Leopold.

O ja, ich war thöricht genug; indeß lernte ich durch mein Unglück Vorsicht, und so gewann ich im achten Thurnier einen ansehnlichen Preis.

Reinhard.

Ich hatte schon zwei Ritter aus dem Sattel gehoben, als mein verwünschtes Roß stolperte, und mich, da ich darauf nicht gefaßt war, in den Sand warf. — Vermaledeiter Zufall! —

Leopold.

Trinkt, trinkt! — Dem Sieger Reinhard von Berneck im nächsten Kampfspiele!

Reinhard.

Wohl, es gilt! Ihr macht mir neuen Muth, und Ihr seid der einzige Mann in unsrer Ritterschaft, der mein Gemüth erheben kann.

Leopold.

Wie das?

Reinhard.

Schon seit lange habe ich von Euch gehört und schon seit lange wünsche ich Euch nachzueifern; Ihr seid mein Vorbild.

Leopold.

Erhitzt nicht der Wein Euer Blut?

Reinhard.

Bei Gott nicht, ich kann die übrigen nicht achten, die ein enges, trübes Leben leben, und ihren Stand als einen Dienst betrachten, die von ihren Pflichten immer grade so viel erfüllen, um in keinen bösen Leumund zu fallen, und ihres Arms nur gebrauchen, wo sie die dringendste Gelegenheit auffordert. — Aber Ihr seid ein freier Mensch, ihr adelt den Stand, Ihr laßt Euch die ganze Welt dienstbar werden, und Eure Gunst erobert so Mann als Weib. Wollt Ihr Euch mein in der Zukunft annehmen?

Leopold.

Was an mir liegt, soll gern geschehn. — Aber warum hängt Ihr Euch nicht mehr an die Weiber? Ihr seid gut gebaut, habt ein feuriges Auge und es liegt nur an Euch, sie alle zu Euren Sklavinnen zu machen.

Reinhard.

Die meisten sind mir zuwider und es graut mir vor dem Gedanken, mit ihnen näher bekannt zu sein: ich fürchte, sie möchten mir alle Lust und allen Muth zu männlichen Thaten rauben, mich in eine verächtliche Weichlichkeit einlullen, daß ich so unterginge.

Leopold.

Wer wird auch das fürchten! — Ihr müßt sie nur für nichts anders nehmen, als sie sich geben, nicht höher schätzen, als sie selber geschätzt sein wollen und vor allen Dingen keine von ihnen heirathen.

Reinhard.

Kennt Ihr Adelheid von Orla?

Leopold.

Ein nichtsbedeutendes langweiliges Gesicht, blos zur Ehefrau geschaffen, und doch nur für einen Ehemann, der wenigstens nach jedem Monate sechs Wochen auswärts in Fehden verwickelt ist.

Reinhard.

Es thut mir leid, daß sie Euch mißfällt, sie wäre fast das einzige Geschöpf —

Leopold.

O seht Euch nur munterer um, und Ihr werdet gewiß anders sprechen. — Eure Mutter muß einst ein Muster unter den schönen Mädchen gewesen sein.

Reinhard.

Man sagt's; darum heirathete sie mein Vater auch als ein armes Fräulein.

Leopold.

Werdet Ihr auf dem Johannistage auf dem Schlosse Berneck sein?

Reinhard.

Ich weiß nicht, — wann haben wir Johannis?

Leopold.

In drei Tagen.

Reinhard.

Dann ja.

Leopold.

Warum verlegt aber Eure Mutter ihr Fest grade auf diesen Tag?

Reinhard.

Ich weiß es selbst nicht; mich dünkt, es ist ein heimlicher Aberglaube, sie hat schon seit lange eine Furcht vor diesem Tage und ist daher ungern um diese Zeit allein.

Leopold.

Also eine Weiberschwachheit? — Nun sie ist mir dadurch um so lieber, denn wenn die Weiber recht sehr Weiber sind, sind sie am schönsten.

Reinhard.

Das müßt Ihr verstehn.

Leopold.

Ich mag es wohl endlich durch lange Erfahrung erlernt haben. — Seid Ihr zum Jagen rüstig?

Reinhard.

Von Herzen.

Leopold.

Ich weiß, daß Euch mein Revier freuen wird. — Nun so kommt. ab.

(Auf dem Schlosse Berneck.)

Conrad allein.

Ein Schmaus jagt den andern, ein Ungethüm das andere. Morgen soll also die Burg von neuem mit Nachtschwärmern angefüllt werden, mit wildem Lärmen und verliebten Gesängen? — O mein Herz trägt es kaum mehr. Daß sich nur die alten Ahnen in ihren finstern Gewölben nicht rühren, wenn sie den Klang der Musik vernehmen, und sie tückisch werden, daß man so diesen wichtigen Tag entweiht.

Georg und Franz.

Conrad.

Franz, Du gehst nach Orla und von da nach Dornbusch, um die Ritter und ihre Damen auf morgen einzuladen. — Du, Georg, hast auch mancherlei zu besorgen, haltet Euch daher nicht mit unnöthigem Schwatzen auf. Thue ein jeder redlich das seinige. ab.

Franz.

Nach Dornbusch? — O weh, da werde ich kaum vor morgen Abend zurückkommen. — Ueber die Einfalt, sich immer noch zu guter letzt auf die besten Gäste zu besinnen, so daß sie kaum Zeit gewinnen, sich zum Schmause umzuziehn. — Und wenn ich nun morgen Abends zurückreite — Hu! mir schaudert die Haut schon jetzt.

Georg.

Weswegen denn, Franz?

Franz.

Ach! — ich möchte, daß der Alte einem andern Knappen den Auftrag gegeben hätte. Ja wo es nur was gefährliches zu thun giebt, da muß ich gleich derjenige sein, der gemißbraucht wird.

Georg.

Hiebei aber kann ich die Gefahr weder einsehn noch begreifen.

Franz.

Weißt Du denn auch alles, Du junges überverständiges Hähnlein? Noch so manches in der Welt ist vor Dir verborgen, und wird es auch wohl bleiben. Es gehört nicht alles für solche Narrenköpfe.

Georg.

Nun, ereifre Dich nur nicht; wenn es zu begreifen ist, so unternehme ich's so gut als ein andrer, es aus dem Grunde zu verstehn.

Franz.

Willst Du den Ritt übernehmen, wenn ich es Dir alles und genau erzähle?

Georg.

Von Herzen gern.

Franz.

Nun so höre: — Erst vor einem Jahre starb hier im Schlosse eine alte Amme, die die beiden jungen Herren groß gesäugt hat. Ich war lange Zeit ihr Vertrauter und da erzählte sie mir an einem Winterabend —

Georg.

Nun?

Franz.

Wie in jeder Johannisnacht ein eisgraues Gespenst

durch das ganze Schloß gehe, die Tapeten und Waffenrüstungen aufmerksam betrachte und auch wohl zu Zeiten mit dem Kopfe schüttele. — Das Gespenst trägt einen langen Bart und hält einen großen Stab in der Hand: sie hatte es selbst zu verschiedenen Zeiten wahrgenommen. — Dann stellt es sich vor den Eingang der Burg und streift nächtlicherweise durch alle Gebüsche und winselt und klagt, und ist giftig für jeden der ihm zufällig nahe kommt.

Georg.

Seltsam!

Franz.

Manchmal trägt es sich mit den Geräthschaften des Schlosses und schollert mit weiten Schuhen auf den langen Gängen: es sieht aus einem Fenster der Burg und zieht vor jedem, der vorüber geht und es nicht kennt, eine weiße Kappe ehrbar ab; aber jedermann, den es so grüßt, muß noch in demselben Jahr sterben.

Georg.

O!

Franz.

So treibt es sein Wesen, bis die Sonne wieder aufgehn will: dann schleicht es winselnd zur Ruhe, man hat es in die Kapelle ganz deutlich gehn sehn, in der die alten Herren liegen.

Georg.

Mir wird bange. — Ist denn noch nie ein Beschwörer hier gewesen?

Franz.

Es würde nichts fruchten, und die Hausfrau will auch nicht gern das Gerücht von dem Gespenste aus-

kommen lassen, aber sie fürchtet sich selbst, darum hält sie schon seit mehrern Jahren an diesem Tage bis in die tiefe Nacht Gesellschaft. — Georg, wenn so der graue Mann vor unser Bett träte und uns mit einer eiskalten Hand aufweckte.

Georg.

Heilige Mutter Gottes! ich wäre des Todes.

Franz.

Die alte Wärterin vertraute mir auch zugleich, daß das der erste, uralte Ritter sei, der diese Burg Berneck bewohnt habe; er soll seinen Bruder meuchlerisch umgebracht haben, um sein Vermögen zu bekommen, und darum hat er nun keine Ruhe im Grabe und geht nun an dem Tage herum, an dem die Burg eingeweiht wurde.

Georg.

Wie wunderbar!

Franz.

Das soll nun währen, hat man mir gesagt, bis zwei Brüder in der Familie aufkommen, von denen der eine den andern ermordet, ohne daß sie doch Feinde sind. — So lautet eine steinalte Prophezeihung und man sagt, daß das Greisgespenst nun sehnlich darauf warte.

Georg.

O da kann es lange warten.

Franz.

Aber nun geh' in den Stall und sattle Dein Pferd, sonst kömmst Du zu spät.

Georg.

Bei Gott, es dämmert schon; die Haut schaudert mir, wenn ich daran denke.

Franz.

O heute hat's noch keine Noth. — Komm, ich will Dir helfen. Beide ab.

(Mathildens Gemach.)

Mathilde. Leopold von Wildenberg.

Mathilde.

Nein, Ihr müßt fort, noch jetzt, eh' es Abend wird.

Leopold.

Warum vertreibt Ihr mich so hastig? bin ich Euch zur Last?

Mathilde.

Das nicht, aber mein Name, mein Ruf. — Was soll die Dienerschaft von mir denken?

Leopold.

Ihr seid zu ängstlich.

Mathilde.

Nein, nein, es ist genug, daß ich Euch zu morgen wieder eingeladen habe; — wenn nun Walther zurückkömmt, und irgend eine verläumderische Zunge erzählt ihm von Euch?

Leopold.

Was kann er wollen? was kann er thun?

Mathilde.

O er ist heftig und auffahrend, ich würde es entgelten. — O Leopold, wenn Ihr mich liebt, so geht.

Leopold.

Ich liebe Euch und gehe. — Aber darf ich eine Versicherung von Euren Lippen mit mir nehmen?

Mathilde.

Was verlangt Ihr?

Leopold.

Daß auch ich Eurem Gemüthe nicht gleichgültig bin. — Nun, was sagt Ihr?

Mathilde.

Was kann ich sagen?

Leopold.

Was Euch Euer Herz eingiebt.

Mathilde.

Wenn es nun schweigt und stockt.

Leopold.

So wollt Ihr mich rasend machen? —

Mathilde.

Wie kommt Ihr darauf?

Leopold.

Ich kann nicht fort, ohne eine Versicherung von Euch mit mir zu nehmen. — Seht, ich kann nicht sprechen, ich kann Euch meine Liebe nicht aufdringen; ich bin ein Mann, der für seine Liebe sterben kann, aber nichts Schönes sagen, um sie zu gewinnen.

Mathilde.

Wie seid Ihr ungestüm, und wie wär' es möglich, daß Ihr noch heftiger würdet.

Leopold.

Aber so tröstet, beruhigt mich.

Mathilde.

Was soll ich thun? — Beim Himmel! Ihr macht mich noch wahnsinnig, ich vergesse, daß Walther zurückkehrt, ich dulde Euch um mich, Ihr seid allein in meinem Zimmer — und soll ich nun noch selbst der laute Herold meiner Schande sein, Euch meine Liebe zusichern und gegen meinen Gemahl mich des Meineides, der Treulosigkeit schuldig machen?

Leopold.

Wie schön Ihr zürnt! Wie alle Fehler in Euch nur zu neuen Vollkommenheiten werden! — Gut, so verstoßt denn, wenn Ihr es wagt, das treuste Herz.

Mathilde.

Ach! Leopold! —

Leopold, zu ihren Füßen.

Ich bin auf ewig der Eure. —

Mathilde.

Ich habe nie gewußt, was Liebe war —

Leopold.

Lernt es in meinen Armen.

Mathilde.

Darf ich Euch vertrauen?

Leopold.

So straf ich Euren Zweifel. küßt sie.

Mathilde.

Ritter!

Leopold.

Nun, Ungestüme! — Bei Gott! Ihr sollt Euch des Zorns entwöhnen, wenn er Euch auch noch so gut steht.

Mathilde.

Ihr mißbraucht meine Geduld.

Leopold.

Und Ihr meine Liebe. — Ich bleibe noch. — Nicht wahr? Soll ich mir selbst die Bestätigung von Euren Lippen holen? — küßt sie von neuem.

Mathilde.

Nun treibt Ihr's zu arg: lebt wohl, Herr Ritter. eilt in ein ander Gemach.

Leopold.

Und wenn's der Teufel sagt, so geh' ich doch noch nicht! — ihr nach.

(Unten vor dem Schlosse Berneck.)

Man sieht erhöht die Burg, unten steht rechts eine alte Eiche, links ein hohes Crucifix, das mit Blumenkränzen behängt ist.

Conrad. Karl.

Karl.

Ich kann nicht im Schlosse bleiben. Ist mir doch, als wenn die Wände zusammenrücken wollten, um mich zu erdrücken. — Warum willst Du mich zurückhalten? Soll ich von neuem dem Hohn meines Bruders, meiner Mutter und ihrer Gäste ausgesetzt sein?

Conrad.

Aber es wird schon dunkel.

Karl.

In meiner Seele ist die finsterste Nacht. — Seht, Fräulein Adelheid kömmt nicht. — Bei Gott, ich frage mich schon tausendmal: Warum will sie nicht

kommen? Bleiben die bessern Gäste schon von Berneck weg? Scheuen sie diese unziemlichen Gelage? Und ich, der Sohn, dulde sie?

Conrad.

Ihr seid erhitzt.

Karl.

Komm, wir wollen uns bei dem Crucifixe niedersetzen, da wird mir besser werden. — Warum ist es so mit Blumen geschmückt?

Conrad.

Wißt Ihr es nicht? — Heut ist es Johannis, und die gutmüthigen Bäuerinnen aus der Nachbarschaft haben es so bekränzt. Das ist hier so die Landessitte.

Karl.

Sage mir, warum mir Blumen so seltsam vorkommen?

Conrad.

Ich versteh Euch nicht.

Karl.

Warum mir ist, als hätten sie sich nur in die Schöpfung mit eingeschlichen? Sie sind doch ganz und gar unnütz.

Conrad.

Sie verherrlichen das Gewand der Erde, sie stehn unter dem grünen Grase und machen uns vergessen, daß die Erde schwarz ist und allenthalben wie ein aufgeregtes Grab aussieht.

Karl.

Meinst Du, daß es jeder vergißt?

Conrad.

Gottes Güte will es wenigstens so, daß keiner von den armen Menschen zu oft daran denken soll.

Franz schleicht herbei.

Karl.

Was willst Du?

Franz.

Dürft ich wohl — ich wollte nur ein Wort mit Conrad —

Conrad.

Nun so sage.

Franz.

Komm doch hieher, lieber Conrad.

Conrad steht auf.

Nun, was giebts? —

Franz.

Ich wollte Dich nur recht ernsthaft bitten, daß Du mir alles das vergeben wollest, wenn ich mich manchmal gegen Dich vergessen habe.

Conrad.

Wie kömmst Du so schnell darauf?

Franz.

Seht, alter Mann, ich bitte Euch inbrünstig, denn ich habe wahrlich keine Ruhe, bis Ihr mir vergeben habt.

Conrad.

Dich gereuen also Deine losen Worte gegen mich einigermaßen?

Franz.

Von Herzen.

Conrad.

Nun so vergebe ich Dir auch von Herzen, aber halte künftig das Alter in Ehren.

Franz.

Ich danke Euch; nun kann ich doch ruhiger zurückgehn. — ab.

Conrad.

Kommt hinein, Junker, die Abendluft wird feucht. — Trompeten und Pauken aus der Burg.

Karl springt auf.

Ja komm, aber nicht in den Saal zurück, sondern in die tiefen, dunkeln Gebüsche hinein; denn diese Töne da klingen mir wie laute Verhöhnung meines Vaters. — ab mit Conrad.

Zwei Knechte.

1. Knecht.

Wo weilt der Ritter?

2. Knecht.

Er hat nur sein Roß im Gebüsche angebunden.

1. Knecht.

Dankst Du nicht auch Gott, daß wir endlich zu Hause sind?

2. Knecht.

Wer wollte da nicht Gott mit ganzem Herzen danken? Denn sage mir nur, wo ist es wohl besser, als im Vaterlande? singend.

Im lieben deutschen Vaterland
Sind Mann und Mann auf Du bekannt;
Da mundet der Wein, den die Redlichkeit giebt,
Da mundet die Maid, die mit treuem Sinn liebt.

1. Knecht.

Aus unserm deutschen Vaterland
Ist Tück' und Lug' und Trug verbannt.
Ein jeglicher liebt so mit Herz wie mit Mund
Das thu' ich, ein Deutscher, wohl jeglichem kund!

2. Knecht.

Heisa! wohl uns, daß wir da sind.

1. Knecht.

Das alte Berneck steht doch immer noch wie sonst.

2. Knecht.

Und wie sollte es denn anders stehn?

1. Knecht.

Nun ich meine nur.

2. Knecht.

Deine Meinungen passen sich immer zum Verstande, wie die Faust zum Auge.

Walther von Berneck tritt auf.

Walther.

Nun, habt Ihr nichts zu thun, als zu schwatzen und Eure Narrenlieder zu singen?

1. Knecht.

Herr, das Vaterland —

Walther.

Ach was Vaterland! Versteht Ihr Tröpfe das Wort? — Seht zu meinem Pferde und bleibt zurück, bis ich Euch rufen lasse, ich will unter einem fremden Namen in die Burg gehn. Die Knechte ab.

Walther.

Bin ich nun endlich da? — Kaum kann ich's selber glauben. — Ist dies Berneck und bin ich Wal-

ther, hier geboren, erzogen und zum Ritter geschlagen? — Die Nachtigall singt wunderbar aus dem tiefen Thale herauf, und ich höre den Waldbach durch die Nacht rieseln. — Die Sterne kommen herauf, bald kömmt der Mond. — Wo ist das Bild des Heilandes geblieben, das ich aufrichtete, als ich nach Palästina ging? — Dorthin gerückt? — Warum? — Warum von dem Fußstege ab, der zur Burg führt? — Was sollen diese Neuerungen? Ist euch das Crucifix im Wege, ihr Thoren? eine kleine weiße Gestalt geht vorüber und grüßt demüthig. Wahrlich, diese Versetzung ist mir von schlimmer Vorbedeutung.

Die Gestalt,
mit einer schnarrenden Stimme.

Bin ich keines Dankes werth?

Walther.

Wer bist Du? — Ich fühle mich wunderbar ergriffen — wer bist Du?

Gestalt.

Kennst Du mich nicht?

Walther.

Nein, Nachtgesell, wahrlich nicht. — Aber Deine Geberden — Trompetengetümmel in der Burg.

Gestalt seltsam lachend.

Dir wäre wohl besser, nicht in dieses Schloß zu gehn. — schleicht vorüber.

Walther.

Besser? — Bin ich doch wie betäubt! — Kann den Mann so etwas zusammenwerfen? — Ich habe wohl ehedem sagen hören, unser Ahnherr, der graue

Ulfo, wandle einmal des Jahrs umher, seine schwere Schuld abzubüßen, aber ich habe nie daran so recht glauben mögen. — War es dieser? — Er war es wohl nicht. — Und wenn er's war? was kümmerts mich weiter? — Dennoch will ich hineingehn, und jetzt gleich. Wer hat hier zu befehlen als ich? — Was nahen sich dort für Schatten?

Conrad und Karl kommen.

Conrad.

Nein, redet es nicht an; Ihr könnt nicht wissen, was es ist.

Karl.

Träumst Du, Conrad?

Walther.

Aber jetzt seh' ich erst, daß alle Fenster der Burg erleuchtet sind. — Was hat das zu bedeuten? — Nun, ich muß ja bald alles erfahren.

Karl.

Grüß Dich Gott, fremder Mann! woher so spät?

Walther.

Welche Stimme? — Guten Abend, Wandersleute; möchte man doch wahrlich bald an Gespenster glauben, so wunderlich richtet sich hier alles zu. — Wer seid Ihr?

Karl.

Ich heiße Karl von Berneck.

Walther.

Karl von Berneck? — Nun willkommen, wenn Du der bist, und her in meine Arme! denn ich bin Dein alter Vater Walther!

Karl.

Conrad, hörst Du, was er sagt? — Wär' es möglich? Ach so schnell und so unverhofft! zu seinen Füßen. Ach mein Vater!

Walther.

Nun steh auf, steh auf, ich verließ Dich als einen kleinen Knaben, und jetzt bist Du, so viel ich sehn kann, tüchtig groß geworden — Was macht Dein Bruder, Deine Mutter?

Karl.

Sie sind wohl; — ach! kann ich mich doch kaum erholen.

Conrad.

Vergönnt Ihr wohl einem alten Knechte, Eure theure Hand zu küssen? — Ich heiße Conrad.

Walther.

Guten Abend, Alter! Bist Du auch noch wacker? Nun, das freut mich.

Conrad.

Ach Gott! daß ich alter Mann noch diese Freudenthränen weinen kann, — wodurch hab' ich das verdient?

Walther.

Nun, nun, schon gut. — Wie ist's denn sonst im Schlosse gegangen? — Was bedeuten denn die vielen Lichter?

Karl.

Es ist heut Gesellschaft hier.

Walther.

Gesellschaft? Fest? Weswegen? — Ehe ich zurückgekommen bin? — Wie ziemt sich das? Wer kommt

auf so etwas? — Ich habe Trompetentöne gehört, und während drinne ein Fest gefeiert wird, streifst Du, mein Sohn, hier wie ein vertriebener Knecht in der Finsterniß umher? Was soll das heißen? Gehst mit einem Knappen Hand in Hand, als wenn Du nicht geladen wärst und darüber schmolltest?

Karl.

Seid Ihr doch wieder da, — wohl mir, daß ich es nun fassen kann, — o nun ist auch alles gut.

Walther.

Ich sehe das Gute nicht. — Komm mit mir in den Saal, mit mir zugleich, Du mein unwürdiger Sohn, da will ich erfahren, warum Du Dich fortschleichen mußt. — Doch nein, hätte ich doch bald meinen ersten Vorsatz vergessen; unter fremdem Namen will ich hineintreten, während der Herreise habe ich es mir vorgesetzt, und dabei soll es bleiben. — Bleibt zurück, Ihr sollt mir bald nachkommen. geht ab.

Karl.

Wie ist Dir, Conrad?

Conrad.

Wunderbar.

Karl.

Und nun, — worauf ich seit Jahren hoffte, was ich mit Thränen vom Himmel erflehte, der gewünschte Augenblick ist nun da und ich bin so kalt, — im Herzen ist mir so leer —

Conrad.

So ist dem Menschen bei jeder großen und unerwarteten Freude. — Wir wollen Eurem Vater folgen.

Karl.

Es ist nicht ganz in mir, wie es sein sollte. — O Gott im Himmel, mache mich besser, wenn ich auf dem Wege sein sollte, schlecht zu werden. sie gehn nach.

(Vorsaal auf der Burg, man hört Musik durch die Wand und Tanzen, es ist dunkel, der Mond scheint durch die Scheiben, und ein einzelnes Licht brennt abseits.)

Mathilde. Leopold.

Mathilde.

Laßt uns zur Gesellschaft zurückkehren, man wird uns vermissen.

Leopold.

In dem Getümmel? — Bleib, ich halte Dich hier fest, Du sollst mir nicht entrinnen, bis Du mir tausend und tausend Küsse abbezahlt hast.

Mathilde.

Warum locktet Ihr mich hieher? Was habt Ihr mir zu sagen?

Leopold, sie küssend.

Daß ich Dich liebe, daß ich Dein bin auf immer.

Mathilde.

Aber laßt mich. Seht, mir wird hier eiskalt. — Hört Ihr nichts gehn, nichts schleichen?

Leopold.

Nichts, meine Liebe.

Mathilde.

Ich sehe Gesichter an den Wänden, die Mond-

strahlen flimmern hin und wieder und flechten entsetzliche Gebilde zusammen.

Leopold.

Mathilde, Du liebst mich nicht, so wie ich Dich liebe.

Mathilde.

Doch, Lieber, Theurer, aber jetzt, es ist die schwarze Stunde der Mitternacht, Gespenster schleichen durch die Burg und lauren durch alle Zimmer, und wenn mich hier eins träfe —

Leopold.

Du schwärmst und wie lieb bist Du mir darum.

Mathilde noch ängstlicher.

Laßt mich; ich fühl es hinter meinem Rücken, es arbeitet hohl in der Mauer und will heraus. —

Drei starke Schläge am Burgthor, der Thürmer bläst.

Mathilde,

laut aufschreiend und entfliehend.

Leopold.

Was ist denn das? — Wahrlich, sie könnte mich mit ihrer Furcht anstecken. geht ab.

Burgvoigt mit einem Knecht, der eine Fackel trägt, er ist halb betrunken.

Burgvoigt.

Nun, wahrhaftig, wenn sich dabei soll ruhig zechen lassen, so will ich meine beiden Sporen verlieren. — Du, was war denn das draußen?

Knecht.

Ein fremder Ritter.

Burgvoigt.

Sage, ein fremder Teufel, ein verhenkerter Unglücksrabe, der uns mitten in die Freude hineinfliegt. Das sind die lästigsten Gesellen, da reiten sie erst am Tage weit und breit herum, verirren sich in der Nacht, um dann mit ihrem Pochen eine lustige Gesellschaft zu stören.

Walther von Berneck tritt auf, ein Knecht mit einer Fackel.

Walther.

Gott grüß Euch, Herr.

Burgvoigt.

Gott dank' Euch gar freundlich. Was ist Euer Begehr?

Walther.

Könnte ich die Hausfrau sprechen? Ich bringe Ihr Kunde von ihrem Manne.

Burgvoigt.

Nun, das ist uns herzlich lieb, daß der Alte doch wieder von Zeit zu Zeit etwas von sich hören läßt.

Walther.

Ihr scheint lustig zu sein.

Burgvoigt.

Ein kleines Tänzchen, wenn's Euch so gefällt.

Walther.

Mir gefällt es aber nicht.

Burgvoigt.

Nun, so mags Euch denn nicht gefallen.

Walther.

Ihr seid ein wunderlicher Mann. — Wollt Ihr mir die Hausfrau rufen?

Burgvoigt.

Tretet Ihr nicht in den Saal?

Walther.

Ich komme von der Reise, ich würde mich vor so vielen edlen Gästen schämen müssen.

Burgvoigt.

Nun, so will ich sie rufen. — Wie er selbst ganz recht sagt, er ist ein wunderlicher Mann. ab.

Walther.

Diese Aufnahme war seltsam genug. — Was wird sie sagen? welche Geberden wird sie machen?

Mathilde tritt mit dem Burgvoigt auf; die Thür des Saals bleibt offen, und man sieht drinne die Tanzenden.

Burgvoigt.

Hier ist der Ritter.

Mathilde.

Ich freue mich — Gott im Himmel! sehe ich nicht Walther, meinen Herrn und Gemal vor mir?

Walther.

Du siehst ihn, Mathilde, und mich wundert fast, daß Du ihn noch wiederkennst.

Mathilde.

Ihr habt Euch sehr verändert.

Walther.

Findest Du das? Du aber ebenfalls.

Mathilde.

Ich bin älter geworden um sechszehn Jahr.

Walther.

Auch um sechszehn Jahre klüger? — Was macht Reinhard?

Mathilde.

Erlaubt, daß ich ihn herführe. ab.

Burgvoigt.

Ihr seid also Herr Walther?

Walther.

So scheints.

Burgvoigt.

Und im Ernst und in der Wahrheit?

Walther.

Wenn Ihr nüchtern seid, dürft Ihr mich nur beschauen.

Mathilde und Reinhard, die übrige Gesellschaft bricht mit herein, die Musik schweigt. Leopold geht einsam im Saale auf und ab.

Reinhard.

Mein Vater!

Walther.

Du bist mein Sohn. — Wie geht es Dir? Du bist so munter? — Und wo ist Karl?

Reinhard.

Ich weiß es nicht, er pflegt oft umher zu streifen, ohne sich Tagelang vor seiner Mutter sehn zu lassen.

Walther.

O lästre ihn nicht, ihn fand ich in Trauer und einsamen Schmerzen, wie es sich für einen guten Sohn ziemt. — Guten Abend all' zusammen, ihr meine Gäste, ob ich Euch schon nicht geladen habe, dennoch

müßt Ihr mir willkommen sein, weil es nun nicht mehr zu ändern ist.

Mathilde.

Mein Gemal —

Walther.

Du siehst, ich bin bei Laune.

Karl und Conrad kommen.

Walther,
schließt Karl in seine Arme.

Dies ist mein wahrer Sohn, hört's! Er ist der, den ich für würdig erkläre. Meinen besten Segen für ihn.

Karl zu seinen Füßen.

O mein Vater, wenn diese Worte Euer Ernst waren, so schlagt mir meine herzliche, demüthige Bitte nicht ab.

Walther.

Was willst Du, mein Sohn?

Karl.

Laßt mich nicht vom Boden aufstehn, ehe ich nicht durch Eure tapfere Hand zum Ritter geschlagen bin. Laßt mich nicht vergebens knieen, mein Vater, o Ihr seht ja meine ungeduldigen Thränen.

Walther.

Ich wundre mich vielmehr nur, daß Du diese Wohlthat noch von mir erflehn mußt. — zieht sein Schwert. Empfange diesen adelnden Streich und stehe als Ritter wieder auf. — Ihr alle seid Zeugen.

Karl
umarmt ungestüm seinen Vater, dann die Mutter und den Bruder.

Nun bin ich frei, nun darf ich die Luft athmen.

Nun bin ich Deinesgleichen, Bruder! — Nun mag ich es mit jedem Manne aufnehmen! — Ich will mir ein Schwert holen! schnell ab.

Walther.

Welch ein ungestümer Jüngling! — Warum ertheilte man ihm nicht schon längst die Wohlthat?

Reinhard.

Er schien es selber nicht zu wünschen.

Walther.

Sohn Reinhard, mir hat noch kein Wort gefallen, das Du bis jetzt gesprochen hast; das müsse besser kommen, sonst sind wir nicht für einander.

Reinhard.

Ihr seid unwillig, mein Vater.

Walther.

Und mit Recht. — Wer ist der fremde Mann dort?

Reinhard.

Ritter Leopold von Wildenberg.

Walther.

Der Name ist mir bekannt, ich glaube, er ist mein Pathe.

Leopold, der sich nähert.

Kann wohl sein, Herr Ritter.

Walther.

Warum seid Ihr so verdrüßlich?

Leopold.

Ich bin es nicht, das ist mein Wesen so.

Walther.

Reinhard, suche Deinen Bruder, und bringe ihn

zu mir. Reinhard ab. Und Ihr, Mathilde, gebt mir doch meinen alten Pokal mit Wein; ich fühle mich matt.

Mathilde ab.

Leopold.

Wir freuen uns alle, daß Ihr so glücklich zurückgekommen seid.

Walther.

Ja, ich bin da in Eure Freude hineingefallen, wie ein unvermuthetes Gewitter. Ihr müßt es mir nicht übel deuten, denn ich sehe jetzt erst, daß ich Tanz und Musik gestört habe.

Die Gäste zerstreuen sich wieder nach und nach in den Saal, einige bleiben im Vorsaal.

Mathilde mit dem Pokal.

Walther.

Auf Eure Gesundheit! — Der Wein ist gut. — Von Wildenberg heißt Ihr und Leopold?

Leopold.

Ja.

Walther.

Ich habe diesen Namen oft unterwegs nennen hören und da hätt' ich nicht gedacht, Euch hier zu treffen.

Leopold.

Wie meint Ihr das?

Walther.

Ihr habt einen gar großen Ruhm, daß Ihr ein großer Sieger und Held bei Mädchen und Jungfrauen seid, und da gedachte ich wahrhaftig nicht, Euch hier bei meiner alten Frau zu finden.

Leopold.

Wunderbar, Herr Ritter —

Walther.

Tragt Ihr Neuigkeiten zu? Laßt mich doch auch etwas davon hören. Ihr habt auch wohl den Rath gegeben, das Crucifix aus dem Wege rücken zu lassen, das auf meinen Befehl in den Weg gesetzt wurde?

Leopold.

Ich will mich entfernen, damit ich mäßig bleiben mag. — Lebt wohl.

Walther.

Und Du, Mathilde, hattest aller Ehren vergessen, taumelnde Gelage und wilde Feste anzustellen, indeß ich fern war, indeß Du mich todt wähntest?

Mathilde.

Mein Gemal —

Walther.

Schweig, bringe mich nicht noch mehr auf! — Und Deine Gäste, wahrlich, sie gereichen Dir zur schlechten Ehre —

Leopold.

Wie meint Ihr das, Herr Ritter?

Walther.

Wer giebt Euch denn ein Recht zu fragen? Warum seht Ihr mich so an? Was soll Euer Blitzen mit den Augen bedeuten?

Leopold.

Schonet Eurer Hausfrauen, bei Gott! sie ist ein edles Weib!

Walther.

Sagt Ihr das? — Nun so werd' ich es schon glauben müssen.

Leopold.

Wer Ihre Ehre antasten will, sei es auch, wer es sei, — hier liegt mein Handschuh!

Walther.

Seht doch, wie keck und verwegen! — Wer will ihre Ehre antasten? Wenn Ihr es nicht gewollt, ich wahrlich nicht.

Leopold.

Herr Ritter, diese Sprache klingt seltsam.

Walther.

Ist Dir die Wahrheit ein so seltnes Gericht?

Leopold.

Ihr seid ein alter hitziger Graukopf, ich bin hundert Fehden bestanden, aber aus dieser Zungenfehde mache ich mich davon.

Walther.

Beim Himmel! Großsprecher, diese Worte sollst Du nicht umsonst gesagt haben. Hab ich nicht die Schwerter der Ungläubigen gesehn und Todesgefahr kennen gelernt, und Du meinst, ich sollte nun einen solchen Weiberknecht fürchten?

Leopold.

Geht, Ihr sprecht und wißt nicht was.

Walther, zieht den Degen.

Dies ist die Rittersprache, und wenn Du die verstehst, so zieh, Memme.

Leopold.

Ich mag in Eurem Schlosse nicht ziehn, und wenn Ihr mich auch noch einmal eine Memme scheltet.

Walther.

Ungläubiger Hund! zieh den Degen, sag' ich, oder ich halte Dich für einen Nichtswürdigen.

Leopold.

Nun, wenn es denn sein muß, alter Schwätzer. Gefecht.

Mathilde.

Um des Himmelswillen haltet! — sie fällt ihrem Gatten in die Arme, Leopolds Stoß trifft ihn.

Walther.

Daß Du verflucht seist, Du hast mich ermordet, nicht er. —

Mathilde.

Ermordet?

Walther.

Bringt mich fort, ich fühle mich schwach. — O Unheil! Schicksal! — er wird abgeführt, Mathilde folgt.

Leopold.

Ihr seht, Ritter, wie er mich zwang.

Reinhard kömmt.

Ich kann ihn nicht finden. — Wo ist mein Vater?

Leopold.

Todt, erschlagen von mir.

Reinhard.

Von Euch?

Leopold.

Hier ist noch mein Schwert; wollt Ihr Genugthuung? — Er zwang mich.

Reinhard.

Mein Vater! ab in das Zimmer.

Conrad aus dem Seitengemach, Carl aus dem Hintergrunde mit einem Schwerte.

Conrad.

O Karl!

Karl.

Nun?

Conrad.

Euer Vater — er stirbt.

Karl,
wirft das Schwert weg.

Sagt ich's nicht, daß alles nur ein froher Traum sei? — ab.

Leopold.

Ich bin ohne Schuld. ab.

Conrad.

Ja, wirf Dich nur nieder und wasche seine Wunde mit Deinen Thränen, er wird doch nicht bei Dir bleiben. —

Karl stürzt heraus.

Er ist todt! — Conrad! er sinkt in seine Arme, der Vorhang fällt.

Dritter Akt.

(Auf der Burg Orla.)

Reinhard. Die Hofmeisterin.

Reinhard.

Ist Euer Fräulein nicht zu sprechen?

Hofmeisterin.

Sie kleidet sich eben an. — Woher so früh, Herr Ritter?

Reinhard.

Ich hatte keine Ruhe auf meinem Schlosse, da ritt ich hier vorbei, und stieg ab, um zu sehn, wie Ihr Euch befindet.

Hofmeisterin.

Viel Ehre für Eure demüthige Dienerin.

Reinhard.

Sie ist wohl, munter?

Hofmeisterin.

Leichtherzig und froh, wie ein Vogel in der Luft. — Was weiß die Jugend von Sorgen und Kummer? das lebt von einem Tage zum andern hinüber und wird es nicht überdrüssig, wenn immer dieselben Stunden und dieselben Freuden wiederkehren.

Reinhard.

Ihr beschreibt da das schönste jugendliche Leben, das ruhigste Glück.

Adelheid tritt auf.

Adelheid.

So wißt Ihr auch, wie ich sehe, unser Schloß zu finden, Herr Ritter?

Reinhard.

Seltsam, wenn ich in der Gegend hier so wenig bekannt wäre, da Berneck gegenüber liegt.

Adelheid.

Man vergißt oft das Naheliegende am ersten und am liebsten.

Reinhard.

Etwas, das Ihr nicht von mir aussagen werdet.

Adelheid.

Ich kann darüber mit Euch nicht rechten. — Was macht Euer Bruder?

Reinhard.

Wohl und auch nicht, wie Ihr es nehmt, er hat ein finstres, trübsinniges Gemüth, ganz das Bild meines gestorbenen Vaters; eben so auffahrend und jachzornig. — Daß er so glücklich ist, daß Ihr Euch nach ihm erkundigt, vermuthet er schwerlich.

Adelheid.

Warum ist er nicht froh und heiter?

Reinhard.

Es giebt Geister, mein Fräulein, die immer von einem schweren Gewichte zu Boden gezogen werden, das sie selbst nicht kennen: die sich nie mit leichten Schwingen in die Luft erheben, sondern halb aus Eigensinn, halb aus Temperament immer schwer und verdrüßlich sind; und zu diesen gehört mein Bruder. Es

ist daher ein unangenehmes Geschäft, mit ihm umzugehn.

Hofmeisterin.

So ist er melankolisch?

Reinhard.

Er war es von Jugend auf, und alle, die ihn umgeben, müssen seine Laune entgelten.

Adelheid.

Ihr liebt ihn nicht?

Reinhard.

Er vermeidet mich sorgfältig, er traut mir nicht, wie soll ich ihn da lieben können?

Adelheid.

Ist er doch Euer Bruder.

Reinhard.

An unsre frühern Kinderjahre denke ich immer mit Rührung zurück, damals waren wir ganz einverstanden, damals war er zärtlich und liebevoll. Aber wie ein böser Genius umhüllt ihn jetzt ein dunkler Schatten, der jeden mit Herzensfrost ergreift, der ihm näher tritt.

Hofmeisterin.

Er sollte einen Arzt um Rath fragen.

Reinhard.

Wenn man ihn nur erst dahin bringen könnte, daß er sich für krank hielte; aber so glaubt er sich gesund, und die ganze übrige Welt übel auf.

Hofmeisterin.

Aber das ist grade das gefährlichste Zeichen seiner Krankheit: ich habe schon mehrere solche Menschen ge-

kannt, die nachher wieder ganz ordentlich zurecht gebracht wurden.

Reinhard.

Aber warum sprechen wir von ihm so weitläuftig? — Wir werden ihn doch nicht wieder herstellen. — Ihr waret nicht am Johannistage auf Berneck, mein Fräulein.

Adelheid.

Und wohl mir, daß ich nicht dort war.

Reinhard.

Ihr habt Recht, es war eine traurige Nacht. — Kaum sah ich meinen Vater und ich mußte ihn wieder verlieren.

Adelheid.

Ein schreckliches Schicksal! Wie sehr hab' ich weinen müssen, als ich die That vernahm!

Reinhard.

Ihr habt ein weiches mitleidiges Herz, mein Fräulein.

Adelheid.

Jetzt hat Euer Bruder doch Recht, mit der Welt unzufrieden zu sein.

Reinhard.

Wer hätte das nicht? — Ihr weckt selbst in meinem Herzen alle Wehmuth.

Hofmeisterin.

Kommt in unsern Garten, Herr Ritter, der helle Himmel uud die grünen Bäume werden Euch heiter machen. — Reinhard führt Adelheid, sie gehn ab.

(Schloß Berneck, der Vorsaal.)

Karl

steht allein in einer Ecke, stumm und betrübt, den Blick auf den Boden geheftet.

Conrad tritt auf.

Seid Ihr hier, Ritter? — Ich suche Euch in der ganzen Burg. — Ritter! — Ritter Karl!

Karl auffahrend.

Was willst Du?

Conrad.

Wollt Ihr nicht zur Tafel kommen? Eure Mutter —

Karl.

Nun, meine Mutter?

Conrad.

Eure Mutter und Ritter Leopold haben schon oft nach Euch gefragt. Die Tischzeit ist schon vorüber.

Karl.

Mag sie doch, ich komme nicht. — Sage mir, Conrad, warum soll ich essen, da ich nicht zu leben verdiene?

Conrad.

Wie Ihr auch wieder sprecht!

Karl.

Es ist wahr Conrad. — Hat nicht jeder Mensch, jeder Vogel, jedes Gewürm einen Zweck, warum es lebt? Sie erwerben sich ihre Nahrung und schützen sich gegen Feinde oder sterben, — und ich, zu feige mich dem Tode auszusetzen, schleppe ein träges unbefriedigendes Leben hinter mir, indeß die Welt vor mir immer enger und enger zusammenfällt.

Conrad.

Wenn Ihr ausrittet, Besuche machtet, Euch in der Gegend umschautet —

Karl.

Was würde es mir helfen? Alles weist nur nach einem Bilde hin, alles nennt mir nur einen und denselben Gedanken. — Ich erinnere mich aller Geschichten, die ich las oder erzählen hörte, und in keiner treffe ich einen so verworfenen, so nichtswürdigen Sohn an, als dieser Karl von Berneck ist.

Conrad.

Ermuntert Euch, laßt doch Eure frische Jugend Herr über Euch werden.

Karl.

Verdien' ich wohl den ritterlichen Schlag, den ich vom tapfern Schwert meines Vaters auf dieser Schulter empfing? Schon ist es so lang, — ach Conrad! gieb dieser Faust Thätigkeit, und diesem Herzen das Recht freier und muthiger zu schlagen. — Oft wenn ich auf meinem einsamen Lager liege und mein trübes Auge gedankenschwer den Flug der Wolken beobachtet, dann ball' ich meine Faust mit heißem Ingrimm, dann ist mir, als wenn ich den Geist meines Vaters vorüberschweben sehe, der mir lächelnd winkt, dann nehm ich Dolch und Lanze, dann hör' ich die Streitart klirren — und dann wird es Morgen und es geschieht nichts.

Conrad.

Theurer Ritter, Ihr seid mir jetzt mit Eurer innern versteckten Wuth fürchterlich. Seht freier um Euch, so kann es doch nimmer gut werden.

Karl.

Das wird es auch nicht; das Schlimme wird nimmer gut. — Sieh, Conrad, bück' Dich hieher auf den Boden, — was wirst Du dort gewahr?

Conrad.

Ich weiß nicht.

Karl.

Sieh diese rothen Streifen! Ruft es Dich nicht an? Schreit es nicht tief in Dein Herz hinein? — Es ist das Blut meines Vaters, ich kenne es wohl. — Hier war der schändliche Kampf, hier erlag der Greis und hier steht sein Sohn — und besinnt sich, was er thun soll. — Sie haben dies fürchterliche Zeugniß nicht wegwaschen können, und unwillkührlich zieht diese blutige Stelle meinen Blick an sich.

Conrad.

Ach Gott!

Karl.

Mußte er darum allen Gefahren entronnen sein, um hier so schmählich zu fallen? Darum? — Und von wem? — O ich möchte meinen Kopf gegen diese Mauern stoßen. — Conrad, ist Dir nun noch, als wenn aus mir der junge Held Reinold werden sollte, der Stolz und der Ruhm seines Stammes? — Aber es soll anders werden, bei Gott, ich schwör' es hier dem Geiste meines Vaters, — es soll!

Conrad.

Laßt nur die Vorsicht Eure Entschlüsse leiten.

Karl.

Eben diese Vorsicht, diese langweilige und feigherzige Schwätzerin war Schuld, daß ich bisher Sohn

zu sein vergaß. Sprich mir nicht davon! Sie ist nur eine Ausrede des Feigherzigen, ein Vorwand, Thaten und Entschlüsse aufzuschieben. Glaube mir, das Leben ist ein großer Baum, mit weit ausgebreiteten Zweigen, Wind und Zufall blasen hinein und die Früchte fallen ab. Wenn Du unten schüttelst, so kannst Du nicht voraussagen, welche That herunter stürzen wird; oft ist etwas Wunderbares im Wipfel versteckt, das sich unversehens mit dem andern losreißt — und darum ohne Besinnen, ohne Vorsicht und Gedanken. Mir ist es ängstlich zu überlegen, wenn ich mir eine That vorsetzen soll.

Conrad.

Eure Reden erregen mir ein heimliches Grausen.

Karl.

Nun darum geh nur, sage, daß ich nicht zu Tische kommen wolle, nicht kommen könne.

Conrad.

Sie werden sich wundern.

Karl.

Wenn ein Fels zusammenstürzt, wer denkt da an das Nest der Schwalbe, das mit verschüttet wird?

Conrad ab.

Karl allein.

Ja es sei. — er kniet nieder und küßt den Boden. O du theures, theures Blut, das hier so verrätherisch vergossen ward; ja, du bist meine Reliquie, du waffnest meine Hand. — Athm' ich doch freier! Weiß ich doch nun, wer ich bin und was ich will; die That selbst ist nur eine Zugabe zum Entschlusse — Kein Gift ist mir so zuwider, als das Gesicht des unverschämten Verrä-

thers — und mein Bruder kann freundlich und vertraulich mit ihm sprechen; wahrlich, ich habe gesehn, wie er ihm die Hand drückte, dieselbe Hand, die seinen Vater niederschlug. — Nun will ich in die Kapelle gehn, und auf dem Sarge meines Vaters beten.

ab.

Franz. Georg.

Georg.

Aber sie werden nach uns rufen.

Franz.

Je, sie bedürfen ja jetzt keiner Bedienung mehr. Die Tafel ist ja so gut wie aufgehoben.

Georg.

Du hast immer Deine eigne Art zu erklären.

Franz.

Ach! was willst Du davon verstehn? — Komm, da hab' ich eine Flasche guten Wein, die wollen wir mit einander ausleeren.

Georg.

Aber woher?

Franz.

So halb und halb geschenkt bekommen. — Siehst Du, denen da drinnen ist es ganz wohl, wenn wir sie allein lassen, wir sehn ihnen durch die Finger und dafür wird uns wieder durch die Finger gesehn.

Georg.

Du bist ein wilder Bursch, ich könnte nicht so sein.

Franz.

Und Du bist ein frommes, gutherziges Kind, ein wahres Schaaf.

Georg.

Du hast die Johannisnacht schnell vergessen, wo Du Dir so ernsthaft vornahmst anders zu werden.

Franz.

Ach! das war damals; — andre Zeiten andre Sitten. Sieh doch nur unsre Ritter an, besonders den wackern Herrn Leopold, das ist ein gescheidter Mann, der muß doch auch wissen was rechts und links ist, und wenn der sich nicht fürchtet, warum soll ich es denn thun?

Georg.

Ich mag auf keine Autorität zum Satan fahren.

Franz.

Gleich Satan! das Schlimmste gleich zum Aergsten. Sieh, das ist ein kluger Mann. Als ich letzt durch das Zimmer ging und er mit unsrer Hausfrauen auf einem Ruhebettchen saß, machte ich nur ein pfiffiges Gesicht, und seit der Zeit bin ich sein Vertrauter, ohne daß wir nur ein Wort mit einander gewechselt haben, — und sieh, *indem er Geld zählt,* das ist mein Einkommen.

Georg.

Auf so etwas würde ich nimmermehr ausgelernt werden.

Franz.

Dazu gehören auch natürliche Gaben. — Nun komm, hier ist ein Becher. — Auf des Herrn Leopolds Gesundheit!

Georg.

Nein, nein, — sieh, hier auf dieser Stelle starb der alte Herr von Berneck, und hier sollt' ich seines

Feindes Gesundheit trinken? Nimmermehr! die Dielen würden unter mir zusammen brechen. ab.

Franz.

Thorheiten! er setzt sich nieder und trinkt.

(Schloßgarten von Berneck.)

Leopold allein.

O über die unbegreiflichen Wünsche des Menschen! — Was heute mit allem Glanze auf mich wirkt, erscheint mir morgen nüchtern, schaal und ohne Bedeutung. Der Mensch jagt nach Räthseln, und kaum hat er die Auflösung entdeckt, so ärgert er sich über sich selbst. — Kann es denn keine Liebe geben, ohne daß uns der Gegenstand unsrer Zuneigung am Ende widrig und verhaßt wird, wenigstens in manchen einzelnen abgerissenen Stunden? — O es giebt Tage, an denen man sich selber zur Last ist, wo alle Gegenstände umher unsre Seele und unsern Muth zusammen drücken. — Und sie kömmt nicht! — Hab' ich ihr Unrecht gethan? Ach selten wissen es zwei Menschen, wie sie mit einander umgehn sollen.

Mathilde. Leopold.

Leopold.

Nun, Mathilde, ist Euch besser?

Mathilde.

Ach! Ihr habt mir eine sehr betrübte Stunde gemacht. — Dacht ich's, daß es so weit unter uns kommen sollte?

Leopold.

Aber Ihr habt Tage, an denen Ihr schmollt, ohne zu wissen worüber.

Mathilde.

Könnt Ihr es denn begreifen, was manchmal mein Herz zusammen drängt? Ob nicht zuweilen, stille, innere Vorwürfe, schwarze Gedanken —

Leopold.

Nun gut, gut, müßt Ihr mich auch dadurch noch aufbringen? — Nun werd' ich noch Eure Gewissensbisse, wie Ihr es nennt, hören müssen, und Ihr werdet mir so meine Fröhlichkeit, Laune, mein Leben, alles verderben.

Mathilde.

Wie dringt Eure Heftigkeit, Eure Wildheit durch mein Herz! Wie viel muß ich nicht jetzt schon von Eurer üblen Laune leiden! Euer ehemaliges leises und liebevolles Benehmen ist dahin, da waret Ihr nur in der Leidenschaft der Liebe heftig und jetzt, — jeden Unmuth laßt Ihr an mir aus.

Leopold.

Soll ich nicht? Soll ich nicht rasend werden? — wenn man sich der Liebe eines Weibes so ganz hingiebt, ihr Ruhm, Thaten und Ritterpflicht opfert, wenn man in ihrem Wohlwollen ganz gesunden, oder zu Grunde gehn möchte, — und man findet sie dann kalt und verschlossen, zurückgezogen vor den innigsten Liebkosungen, verzagt, wenn ich sie mit der heißesten Inbrunst in die Arme schließe —

Mathilde.

Ach, was soll ich thun?

Leopold.

Könnt Ihr Euch nicht mehr in Eurer Gewalt haben? Muß ich jede Eurer Thränen, jede Eurer trübseligen Stunden bemerken und fühlen? Warum kann ich mich zwingen? Ich lasse es Euch nie empfinden, wenn mir nicht wohl ist, oder ein Unwille mir im Herzen drängt und es zerreißen will.

Mathilde.

Lieben wir uns denn also nicht?

Leopold.

O solche Fragen, dergleichen Reden könnten mich verrückt machen. So wollt Ihr denn, daß wir uns trennen, eben so rasch und abgebrochen, als wir uns fanden? — Gut, es sei!

Mathilde.

Leopold!

Leopold.

Wollt Ihr etwas anders? — Oder Ihr wißt selbst nicht, was Ihr wollt.

Mathilde.

Soll denn dies nun mit jedem Tage wiederkehren?

Leopold.

Eben darum ist es besser, daß wir Abschied von einander nehmen.

Mathilde.

O die wilden Männer! das rauhe, unbarmherzige Geschlecht! sie weint.

Leopold.

Scheltet uns nicht, denn ihr erzürnt uns so lange durch diese kleinen Streifereien der weiblichen Kunst, bis wir endlich die Geduld verlieren.

Mathilde.

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß Walther grade in der Johannisnacht starb, in derselben Nacht, da Ulfo seinen Bruder mordete und diese Burg eingeweiht wurde.

Leopold.

Werft Ihr mir auch das noch vor? —

Reinhard tritt auf.

Reinhard.

Ha! treff' ich Euch doch grade recht, Ritter. — Guten Tag, Mutter, wie gehts Euch?

Mathilde.

Gut, und Dir, mein Sohn?

Reinhard.

Wie anders?

Mathilde.

Man sieht Dich jetzt so selten auf Berneck.

Reinhard.

Ich streife herum, hier und da, Berneck ist ein finstrer trauriger Aufenthalt, es ist mir hier immer zu einsam. Wirds mir doch auf meinem eigenen Schlosse zu enge, ob es gleich besser und freundlicher liegt.

Leopold.

Ihr seht wohl aus und leicht.

Reinhard.

Und so ist mir auch, die Jugend, dünkt mich, sollte sich nie anders fühlen; denn die Fröhlichkeit ist ihr Element. Was ich ändern kann, wenn es mir im Wege steht, suche ich zu ändern, und wo das unmöglich ist, lasse ich es auf sich selber beruhen.

Leopold.

Dies ist die wahre Lebensweisheit, — wohl dem, der sie in keinem Augenblicke vergißt! Mathilde entfernt sich.

Reinhard.

Man muß nicht zu oft, oder ängstlich daran denken, daß man lebt, denn sonst möcht' es sich kaum der Mühe verlohnen; wie die Zeit unmerklich forteilt, so müssen wir, ohne daß wir darüber sinnen, in der Zeit mitgehn; das vor und hinter sich sehn dient nur dazu, uns verwirrt zu machen.

Leopold.

Ihr habt ganz Recht, das ist auch meine Meinung.

Reinhard.

Und nun muß ich wieder zu Euch von Adelheid sprechen. Sie verträgt die Behandlung wahrlich nicht, die Ihr mir vorgeschrieben habt.

Leopold.

Weil Ihr mit meinen Regeln nicht umzugehn wißt; der gute Freund braucht zuweilen einen Rath umgekehrt, den ihm ein anderer giebt; man muß keinen Dolch zum Pfropfenzieher machen wollen.

Reinhard.

O Ihr kennt das Mädchen nicht, sie ist eine Ausnahme von allen Euren Erfahrungen, sie würde auch Euren Verstand in Verwirrung bringen.

Leopold.

Glaubt Ihr das?

Reinhard.

Mir wird blind vor den Augen, wenn ich vor ihr stehe.

Leopold.

Das kann ich mir denken, Ihr seid auch kaum zwanzig Jahre alt.

Reinhard.

Was gilt's, ich heirathe sie, wenn sie mich will.

Leopold.

Da habt Ihr meine Hand, daß sie mit Freuden Ja sagt, wenn Ihr thöricht genug seid; ihr Vermögen ist klein, ihr Bruder kömmt wahrscheinlich zurück, und dann hat sie außer ihrem Schmucke nichts.

Reinhard.

Daß Ihr auch gleich daran denkt!

Leopold.

Ich denke für Euch. — Nun Glück auf den Weg, ob es mir gleich weh thut, Euch auf dem Wege zu sehn.

Reinhard.

Ihr seht die Sache von Eurer, ich von meiner Seite.

Leopold.

Wir wollen darüber nicht streiten.

Mathilde kommt zurück.

Reinhard.

Lebt wohl, Mutter.

Mathilde.

Du eilst schon wieder?

Reinhard.

Ich führe jetzt ein unstätes Leben, vielleicht daß ich bald um so häuslicher werde. geht ab.

Leopold und Mathilde gehn schweigend auf und ab.

Mathilde.

Leopold! — zürnst Du noch?

Leopold.

Nein, Mathilde, aber mißbrauche künftig meine Geduld nicht.

Mathilde.

Ach, ich glaube, der Herbst kömmt schon herbei, alle Bäume sehn so dürre und abgestorben aus, große Wolken ziehn dort durch den Wald, jeder Fußtritt klingt so einsam wider — ich habe von Herzen weinen müssen; habt Geduld mit meiner Schwäche.

Leopold gerührt.

Mathilde!

Mathilde.

Es wird Winter werden und dann wieder Frühling, aber vielleicht erleb' ich das nicht. Indem wir uns umsehn, ist ein Jahr entflohn; ich hoffte, daß mir an Eurer Seite das Leben mehr Stand halten sollte, und es ist nun eben so.

Leopold.

Ihr quält Euch mit traurigen Gedanken ab.

Mathilde.

Ich kann sie nicht von mir zurückhalten. — Meinen Sohn Reinhard seh' ich wenig, und meinen zweiten Sohn möchte ich noch seltner sehn.

Leopold.

Er hat ein unglückseliges Gesicht. —

Mathilde.

Mich wirft sein ernster glühender Blick zusammen, ich halte es oft nicht aus, wenn er mir gegenüber sitzt. — Er ist nun bald Besitzer dieses Schlosses. — Ach! wie wird die Zukunft aussehn!

Leopold.

Man muß in der Gegenwart nie daran denken, — laßt sie werden, wie sie will; indem wir darauf gefaßt sind, besiegen wir das Schicksal. — Kommt, das Wetter ist trüb und regnigt. — Heut Abend seh' ich Euch in Eurem Zimmer, aber Ihr müßt heiter sein. —

sie gehn ab.

(Rüstkammer.)

Karl allein.

Nein, kein Meuchelmord, nein, ich will ihm offen entgegen treten und mein Leben gegen das seinige wagen. — Wie schlägt mein Herz, da ich hier die Panzer und die Schwerter aller meiner Ahnherrn vor mir sehe. — Hier sprechen mich Thaten und Geister an; — o ihr edlen Reste aus einer alten Zeit, als man euch noch gebrauchte, und diese Aexte und Schwerter im Getümmel klangen — wer dachte damals beim Feldgeschrei an jenen trüben Nachkommen, der hier unter Euch wandeln würde, um sein Herz zu einer guten That zu erweitern. — Dies ist vom ganzen Geschlechte übrig geblieben, — wie vertraut war die Hand meiner Väter mit diesen Griffen an den Lanzen, — o wie lieb' ich diese stummen, unbeseelten, mir reliquientheuren Waffenbildungen! — Welches dieser Schwerter mag wohl das älteste sein? — Dieses mit der wunderbaren Handhabe, mit der fein getriebenen Goldarbeit? — ja, du sollst von nun an das meinige werden.

Conrad tritt herein.

Conrad.

Seid Ihr hier, Ritter? — Ich habe Euch allenthalben gesucht, es ist nicht recht, wenn Ihr jetzt allein seid.

Karl.

Warum? — was meinst Du, daß daraus entstehen kann, wenn ich mit mir allein bin?

Conrad.

Ach Gott! es ist mir selbst ängstlich zu Muthe, ich habe keinen hier im Schlosse, mit dem ich sprechen, mit dem ich umgehn könnte; da bin ich nun so dreist, mich immer noch zu Euch zu halten, weil ich Euch schon als Knabe kannte und liebte, und Ihr mir, wie ich glaube, auch immer etwas gut waret. Alle Gesichter hier in der Burg sind mir fremd und zuwider, den Knechten und Knappen bin ich mit meinem Alter zum Gespötte, — o wenn doch mein Sohn, mein Wilhelm mit seinem Herrn aus dem gelobten Lande zurückkehrte!

Karl.

Bleib immer bei mir, Conrad. — Horch! donnert es nicht fern ab in den Bergen?

Conrad.

Ich glaube, ja, die Winde rauschen gewaltig durch die Bäume, ungeheure Wolken arbeiten sich durch den Himmel und schwarze Schatten liegen in den Thälern. Ich glaube, es kömmt ein Gewitter herauf. — Seht, es leuchtet schon heftig aus der Ferne — nun, Gott im Himmel sei uns gnädig. —

Karl.

Fürchtest Du Dich beim Gewitter, Conrad?

Conrad.

Ja, Herr.

Karl.

Ich nicht.

Conrad.

Und doch solltet Ihr's. Es ist die Stimme des Herrn selbst, die dann über die Wolken hinfährt, und die arme zitternde Welt in banger Erwartung festhält; seht, Bäume, Wälder und Felsen fürchten sich, warum sollte es dem Menschen nicht ziemen?

Karl.

Wie lange hast Du meinen Vater gekannt?

Conrad.

Von seiner Jugend auf.

Karl.

Und Du hast ihn geliebt?

Conrad.

Daß ich's Euch nicht sagen kann. — Seht, wenn ich ganz zu Euch aufrichtig sein soll, so fährt mir's durch Mark und Gebein, so oft ich nur den Fremden sehe. Gott hatte in der vorigen Woche sein Angesicht so sehr von mir gewendet, daß ich ihm gern Gift in den Becher geschüttet hätte, als ich ihn bei Tische bedienen mußte.

Karl.

Du bist mein wahrer Freund. — Und sage mir, wie denkst Du von meiner Mutter?

Conrad.

Es kümmert mich Tag und Nacht, — (aber zürnt

über meine Rede nicht,) daß sie die Wege des Herrn verlassen hat. — Der Fremde hat sie verführt, — denn ehmals —

Karl.

Nun, er soll nicht wieder zu ihr gehn. — Da Dein Herz so viel leidet, Conrad, o so kannst Du fühlen wie das meinige zerrissen wird, da ich von diesem ermordeten Vater der Sohn bin, da diese Entehrte meine Mutter ist. Er soll ihr Schlafgemach nicht wieder betreten, ich will es nicht länger dulden.

Conrad.

Ach, ich zittre für Euch. Er ist ein geübter Ritter.

Karl.

Mag ich doch sterben, wenn er nur gestraft wird; und zu wessen Freude sollt ich auch weiter leben? Mein Bruder und meine Mutter hassen mich, kein ander Wesen fragt nach mir, — Dich ausgenommen, Conrad, darum weine nicht; Dich ausgenommen.

Conrad.

Nun da seht Ihr, daß Ihr doch einer Seele lieb und theuer seid, und so werdet Ihr noch mehrere finden, recht wackre brave Menschen. Laßt's nur gut sein, jeder findet doch endlich seinen Bruder aus diesem irdischen Getümmel heraus.

Karl.

Hast Du ihn herausgefunden?

Conrad.

Nein.

Karl.

Nun so schweig davon. Ich fühl's, daß sich alles vor mir zurückneigt; schon als Kind, wenn man meinem

Bruder schmeichelte, ließen mich alle einsam stehn und meine Mutter ließ mich aus dem Zimmer führen, wenn ich dann in Unmuth schrie und weinte. Mein Bruder Reinhard schien mich zu lieben, als er ein Knabe war, kaum war er zu Verstande gekommen, als er mich auch haßte.

Conrad.

Wollt Ihr denn Euer ganzes Leben unter diesen traurigen Phantasieen aufzehren?

Karl.

Sieh, Conrad, so steh ich in einer schrecklichen Einsamkeit; ich bin nicht leicht, gewandt und schnell, ich habe keinen behenden Verstand, ich habe keinen Ruf, Niemand weiß von mir, Niemand mag von mir wissen. —

Conrad.

Liebster Karl!

Karl.

Und so mag denn das Gewitter heraufziehn! Warum sollt' ich mich fürchten? Mich wird es nicht suchen!

Conrad küßt ihm die Hand.

Hört auf, so zerbrecht Ihr mir doch nur das Herz.

Karl,

der ihn in die Arme nimmt und herzt.

Alter Mann! siehst Du, Du bist der einzige, der mich liebt und Dich lieb' ich auch dafür von ganzer Seele. Du bist meine Welt, mein Nachruhm, meine Geliebte, Du bist mir Mutter und Vater. Glaube ja nicht, daß ich es Dir je vergessen kann, wenn ich auch zuweilen ein verdrüßlich Gesicht machen, und Dich wie die übrigen anfahren sollte; so finster ich auch äußerlich sein

mag, so steht mein Herz für Dich doch immer im Sonnenschein der Liebe.

Conrad.

Wie soll ich mich darüber genug freuen?

Karl.

Aber dafür laß mich auch die übrige Welt so hassen, wie sie es verdient. — Sieh dies Schwert.

Conrad.

Ich habe mich schon längst gewundert, wie es in Eure Hände kömmt.

Karl.

Warum?

Conrad.

Hängt es wieder dort hin, ich bitte Euch.

Karl.

Du bist seltsam.

Conrad.

Laßt es immer seltsam und thöricht klingen, wenn ich Euch sage, mir graut recht innerlich davor, aber es ist so.

Karl.

Desto besser; — siehst Du, Conrad, das ist das große Rachschwert, wodurch ich den Geist meines Vaters versöhnen will.

Conrad.

O hängt es, hängt es weg. — Seht, es ist für Euch zu gewichtig.

Karl.

Hältst Du mich für einen Knaben?

Conrad.

Es ist ein gefährliches, furchtbares Eisen.

Karl.

Das soll es sein.

Conrad.

Es ist, o laßt mich nicht vergeblich bitten, — es ist ein Mörderschwert.

Karl.

Ich will's behalten, Conrad, ich habe es mir zur Rache auserlesen und eingeweiht.

Conrad.

Komm' ich mir doch selbst als ein Kind vor, daß mir so viel dran liegt. — Aber so muß ich Euch denn sagen, es ist dasselbe Schwert, mit dem Ulfo seinen Bruder erschlug. — Ihr wißt doch die Geschichte?

Karl nachdenkend.

Ja.

Conrad.

Und darum ist es ein ruchloser Stahl und zu keinem edlen Werke brauchbar.

Karl.

Laß ihn, er soll geadelt werden, ich will das Bruderblut mit dem Blut eines Mörders und Ehebrechers abwaschen. — Zu welchen seltsamen und widersprechenden Endzwecken sich ein todtes Werkzeug muß gebrauchen lassen! So ist es auch vielleicht mit dem Menschen. Die dunkle Bestimmung geht hinter uns, und wir nehmen es nicht wahr, wie sie uns vor sich hintreibt; wir wundern uns dann als schwache Menschen, wenn wir in Wüsten stehn, wenn unsre Schritte sich gegen einen Abgrund richten und wagen es nicht, uns umzudrehn. Siehst Du, Conrad, so ist es, und darum will ich dies gute Schwert mit mir nehmen. — Die

Nacht kömmt schon herauf, das Gewitter zieht näher. — Horch, wie seltsam diese Panzer und Schilde an einander klirren. — Hörst Du nichts?

Conrad.

Nein.

Karl.

Wie der Anfang eines wunderbaren Gesprächs; es sind die Geister meiner Vorfahren, die über uns flattern und mir ihr Wohlgefallen zu erkennen geben. — Komm. — sie gehn ab.

(Ein finstres Gemach, im Hintergrunde eine Thür, zu der einige Stufen führen.)

Mathilde mit einer Lampe.

Wie gewaltig das Wetter leuchtet! — Ist es die Sünde, das Verbot des Richters, das in meinem Gewissen herbergt, und mein unruhiges Herz von Leopold abwendet? — Ach, was ist dann die Sünde für ein Gewinn, selbst in diesem irdischen Leben! — Oder ist es die Veränderlichkeit des Menschen und seines unbegreiflichen Willens? Was ist dann Liebe und Freundschaft, die wir so gern für das wahre Element unsrer Seele halten möchten? — Alles was ich von Walther fürchtete, quält mich nun beständig in Leopolds Gestalt, in der Gestalt, die mir einst so theuer war. — Er will diese Nacht kommen. — Horch, es donnert! — Ich kenne mich selbst nicht mehr, so sehr bin ich verändert. — Ach Gott! es kann ja vielleicht noch alles gut werden. — Ich fühle mich so einsam, mein Muth, meine frohe Laune ist hin, — wenn er nur bald käme! — Und kann ich denn zurücktreten? — Und was

wär' ich, wenn ich es thäte? — Wie unglücklich würd' ich sein, wenn er mich verließe und nun alles, alles nur ein Traum war, und vorüber wäre? Wenn dann die Erinnerungen die Vergangenheit schöner machten als sie war, alle traurigen Stunden mit weißen Schleiern verdeckten — o über die Untreue der Männer! — sie geht ab.

Karl tritt auf.

Nein, es soll nicht sein. — Dulde es nicht länger, mein Herz, daß mein Vater selbst noch im Grabe entehrt wird. — Das Gewitter zieht nach und nach näher, Donner und Blitz, er geht umher das Schwert unterm Arm und setzt sich auf die Stufen vor dem Schlafgemach nieder. Wie der Sturm heraufbraust, wie das Wetter schwer näher zieht. — Wie ein Gespenst sitz' ich hier in der dunkeln, einsamen Nacht, mein Herz schlägt ungeduldig und die furchtbare Stunde rückt mir meinen Feind immer näher und näher.

Leopold tritt auf.

Leopold.

Alles in der Burg schläft, nur Mathilde wacht. — Ich wundre mich über mich selbst, daß ich immer noch diesen gewohnten Weg gehe und seiner doch noch nicht überdrüßig bin. — Unser Vergnügen liegt nur in der Einbildung. — Doch sie wartet, um eine zärtliche Versöhnung mit mir zu feiern. Er nähert sich dem Schlafgemach.

Karl.

Zurück!

Leopold.

Zurück? — Wer ist es, der das ruft? —

Karl.

Karl von Berneck.

Leopold.

Wie kommt Ihr, in der einsamen Nacht, hieher, Ritter!

Karl.

Ueber die seltsame Frage! — Dies ist die Burg meines Vaters, müßt Ihr wissen, ich bin sein Sohn, ich sitze hier vor dem Schlafgemach meiner Mutter und kann nicht begreifen, welcher Weg Euch hieherführt.

Leopold.

Ihr habt darnach nicht zu fragen.

Karl.

Gut.

Leopold.

Und so werd' ich also ungehindert meinen Weg fortsetzen.

Karl.

Zurück! sag' ich noch einmal.

Leopold.

Und das so trotzig, junger Mensch?

Karl.

Warum nicht? — Ich bin hier Herr im Schlosse, und ihr seid ein ungebetener, überlästiger Gast.

Leopold.

Was muß ich hören?

Karl.

Was Ihr schon längst hättet hören sollen, wenn ich dem Rufe meines Herzens gefolgt wäre. — Wenn Ihr Muth habt, so trefft Ihr mich morgen auf der Wiese im Walde.

Leopold.

Gut, aber wenn es denn so steht, wenn Ihr es

denn wißt und so mit mir zu sprechen wagt, so will ich auch jetzt zu Eurer Mutter gehn.

Karl.

Das sollt ihr nicht, bei Gott nicht.

Leopold.

Wer will es mir wehren?

Karl.

Fragt nicht so einfältig, eben ich!

Leopold.

Ich werde diese Drohung nicht achten. er betritt die untere Stufe.

Karl.

Laßt Euch weisen, ich beschwöre Euch, seht, Ihr sollt nicht in dies Gemach, ohne meinen Leib zur Stufe zu gebrauchen. er wirft sich queer vor die Thür.

Leopold.

Wie Du willst!

Karl, der schnell aufspringt.

O mein Vater! hast Du es wohl gesehn, wie ein Verworfner, ein Nichtswürdiger, dein Mörder auf deinen Sohn seinen verrätherischen Fuß setzt! — Was wär' ich, wenn ich das erduldete? — er schleudert Leopold zurück. Hieher, Bösewicht! wagst Du es, mir in die Augen zu sehn? Wagst Du es, Dich Mann, Dich Ritter zu nennen?

Leopold.

Was muß ich hören? — Wißt Ihr, frecher Jüngling, daß ich Euch dafür züchtigen werde?

Karl.

Hier ist ein gutes Schwert, zieh das Deine, wenn

Du keine Memme bist! Sieh, der Donner spricht mir zu, der Blitz leuchtet herein, — Du bist verloren!

Leopold.

Geh, junger Mensch, Unbesonnener, verschlaf Deinen Rausch.

Karl.

Zieh, oder ich haue Dich wehrlos nieder, Schändlicher; Du zu schlecht, um von meiner Hand zu sterben, Du, der dem Henker angehört, den Raben und Geiern des Feldes.

Leopold.

Knabe! er zieht, Gefecht.

Karl.

Steh mir bei, Geist meines Vaters! — Rausche Verderben und Verdammniß über mich, wenn ich ihn nicht überwältige. — Er faßt das Schwert mit beiden Händen und haut ihn nieder.

Leopold.

Hülfe!

Die Thür im Hintergrunde öffnet sich, Mathilde tritt mit einer Leuchte hervor.

Mathilde.

Welch Geräusch? —

Karl.

Ha, seid Ihr auch da! — Da liegt er! —

Mathilde.

Er ist wahnwitzig! — Mord! — sie tritt schnell zurück und verschließt die Thür.

Karl.

Ja, wahnwitzig, toll, unbändig bin ich. — Aufgemacht, Ehebrecherin! Hörst Du mich nicht! — er rennt gegen die Thür, sie fliegt auf.

(Hinter der Scene.)

Mathilde.

— Sohn! Sohn Karl! — eine Pause, Karl kömmt bleich und wahnwitzig zurück.

Conrad tritt ihm entgegen.

Conrad.

Heiliger Gott! was ist hier vorgegangen?

Karl

stößt das Schwert gegen die Erde, daß es in Stücke springt.

Das verdammte Schwert! — O Du hattest wohl Recht, Conrad! —

Conrad.

Wie ist Euch?

(Drinne.) Hülfe! Hülfe!

Karl.

Hörst Du den Donner? — Gott spricht zu mir, jetzt fürchte ich ihn! — laut schreiend. O rette mich, laß mich entfliehn! er stürzt hinaus, Conrad eilt ihm nach, still- schweigend schleicht das Gespenst des Greises herein, nimmt die Stücke des zerbrochenen Schwertes auf und entfernt sich. Der Vorhang fällt.

Vierter Akt.

(Saal auf Berneck.)

Karl liegt völlig angekleidet auf einem Ruhebette, Conrad tritt herein, er sieht ihn und will wieder fortgehn.

Karl.

Bleib, Conrad, ich schlafe nicht.

Conrad.

Ihr solltet schlafen, das Nachtwachen wird noch Euren Verstand völlig zerrütten.

Karl.

Wo ist meine Mutter, Conrad?

Conrad.

Lieber Karl, —

Karl.

Nicht wahr, es ist keine Mutter mehr hier im Schlosse? Die Zeiten sind vorüber. — zusammenfahrend. Horch! mich dünkt, es donnerte.

Conrad.

Nicht doch.

Karl.

Das war eine entsetzliche Nacht, als sich mir die Furchtbarkeit des Gewitters zu erkennen gab. Conrad, da war der Himmel ein weites feuriges Meer, da

rissen große Donnerschläge Luft und Wolken in Stücke, da sauste es wie Gespenster um die Burg und nahm ganz meinen armen menschlichen Sinn gefangen, da trug ich jenes thörichte Schwert, das wider meinen Willen meine Mutter erschlug. — Ha! wie darf ich es noch wagen, den Namen Mutter auszusprechen? Mich hat keine Mutter gesäugt, ich bin kein Mensch, kein Sohn, der Name Sohn ist seitdem zum Fluch geworden. — er steht auf. Komm, ich will mich ankleiden.

Conrad.

Ihr seid ja schon angekleidet.

Karl.

Wirklich. — Hörst Du es auch in der Nacht durch alle Zimmer des Schlosses wandeln und seufzen und meinen Namen sprechen?

Conrad.

Das ist lauter Phantasei von Euch.

Karl.

Es rasselt oft wüthend durch den Saal, dann hör' ich Schwerter klirren und wunderliche Stimmen dazwischen, ungeheure Riesengestalten gehn mir vorüber und Gespenster drängen sich zu mir her, — das alles ist nicht Phantasei!

Conrad.

Ihr seid überwacht, da müssen Euch die müden Sinne täuschen.

Karl.

Es ist nicht anders, die wilde Geisterwelt hat mich zu ihrer Beute, zu ihrem Spiele ausgelesen. — Weißt Du noch die Zeit, Conrad, als in diesem Saale getanzt ward, als die Pokale um die Tafel gingen, als Adel-

heid an dieser Stelle saß? — Warum ist jetzt alles so stumm und traurig?

Conrad.

Die Zeiten wechseln, die Umstände ändern sich.

Karl.

Ich bin doch wohl ohne Schuld. Sollte es nicht sein können? Der Mensch wird geboren, ohne daß er es weiß, seine innerlichen Gedanken sind Träume, und äußerlich erzeugen sich indeß andere Träume, die wir Thaten nennen, und von denen er nichts weiß. — Wenn nur kein Gewitter heraufzieht!

Conrad.

Seid unbesorgt.

Karl.

Es wird so finster, mir ist so bang.

Conrad.

Es ist Abend geworden.

Karl.

Laß einige Fackeln anzünden, laß Musik kommen, vielleicht kann ich einschlafen.

Conrad geht ab, bringt zwei brennende Fackeln und stellt sie hin, der Minnesänger tritt auf.

Karl.

Setzt Euch, — dort in der Ferne, und nun eine recht schwermüthige Melodie, von der Art, die unsre Seele wie auf einem trüben Flusse in ferne unterirdische Gegenden führt, daß wir der Oberwelt und unserer irdischen Leiden vergessen. Sucht auf Eurem Instrumente die wunderbarsten Töne aus, jene betäubenden, einschläfernden, die um unsre Sinne gaukeln

und sie mit süßer Schläfrigkeit berauschen. — Uebertönt mir jene Eule, die vom verdorrten Baum herunter winselt.

Minnesänger.

Ich will Euch die Klage und den Trost des Unglücklichen singen, es ist ein neues Lied und eine neuerfundene Weise. Ich dichtete es jüngst, als mir das Elend der Menschen recht sichtbar vor die Augen trat.

Im Windsgeräusch, in stiller Nacht,
Geht dort ein Wandersmann,
Er seufzt und weint, und schleicht so sacht
Und ruft die Sterne an:

Mein Busen pocht, mein Herz ist schwer,
In stiller Einsamkeit,
Mir unbekannt, wohin, woher
Durchwandr' ich Freud und Leid;
Ihr kleinen goldnen Sterne,
Ihr bleibt mir ewig ferne,
ferne, ferne,
Und ach! ich vertraut' euch so gerne.

Da klingt es plötzlich um ihn her,
Und heller wird die Nacht,
Schon fühlt er nicht sein Herz so schwer,
Er dünkt sich neu erwacht:

O Mensch du bist uns fern und nah,
Doch einsam bist du nicht,
Vertrau' uns nur, dein Auge sah
Oft unser stilles Licht.
Wir kleinen goldnen Sterne

Sind dir nicht ewig ferne,
gerne, gerne,
Gedenken ja deiner die Sterne. —

(Ein heller Blitz und heftiger Donnerschlag.)

Karl fährt auf.

Genug! — Alles ist doch nur erlogen, Dichtererfindung, indeß sein eigener Busen nichts fühlt! Fort! Minnesänger ab. — Ich will nichts mehr hören, alle Menschen sind falsch und ohne Empfindung. — Himmel! glühende Ketten ziehn sich um mich her, wilde Phantome durchkreuzen die Luft und stürzen auf mich ein, Gespenster klettern die Fenster hinan und klirren an den Scheiben — Conrad! —

Conrad.

Was ist Euch?

Karl.

Sieh die schrecklichen Gestalten, dort mit den flammenden Haaren, die in der Luft fliegen und sich zu mir her bewegen.

Conrad.

Es sind ja die Fackeln, ich will sie forttragen, wenn sie Euch erschrecken. ab mit den Lichtern.

Karl.

Das Bildniß meiner Mutter rührt sich. — O weh mir! weh mir, daß ich geboren ward! Die gräßlichen Flüche der Sterbenden ergreifen mich nun, die alte Sünde unsers Hauses hat mich mit gefaßt und schleppt mich zur Verdammniß. — Ich kann nicht mehr. — er kniet nieder. O errette mich, Gott im Himmel! — Der Blitz springt nach mir, der Donner schilt mich, das ganze Heer des Entsetzens jagt hinter mir her. —

Wo ist Rettung? — O es treibt mich fort, durch die Wildniß, durch Wälder, ich kann mich nicht zurückhalten. er springt auf und eilt hinaus.

Conrad kömmt zurück.

Ritter! — Ritter Karl! — Er ist fort! — O Gott im Himmel, was soll noch daraus werden? — Franz! Georg!

Franz. Georg.

Conrad.

Folgt mir, der Ritter ist in den Wald hinaus, in's Freie geeilt, wir müssen ihn suchen. — ab.

Franz.

Daß ich ein Narr wäre!

Georg.

Gehst Du nicht mit?

Franz.

Bewahre! ich habe meinen Abschied genommen, eben so gut, wie schon mancher Diener hier gethan hat. Das halte der Henker aus. — Sage mir, Georg, hast Du nicht bemerkt, daß es in der Burg umgeht?

Georg.

Es ist mir manchmal so schaurig.

Franz.

Die alten Tapeten klatschen als wenn es mit Flügeln dagegen rasselte. Unsre Hausfrau soll oft durch die Säle schleichen; man erzählt sich gar wunderliche Geschichten von ihrem Tode, man darf es nur nicht öffentlich sagen. Hast davon noch nichts gehört?

Georg.

O ja, aber ich kann es immer nicht glauben.

Franz.

Ich gehe wieder nach dem lustigen Bamberg zu meinem vorigen Herrn, da kann man doch froh sein, da schmeckt einem ein Trunk, da scheint die Sonne heiter und warm, — aber hier in dieser Wildniß —

Georg.

Du hast Recht. Das sind hier wilde Felsen, schwarz und widrig strecken sie sich in den Himmel hinein, und kein fremder Ritter, kein Reisender besucht mehr unser Schloß; man hört gar nichts neues mehr, man erfährt gar nicht, wie es draußen in der Welt zugeht, es ist hier ein betrübtes Leben.

Franz.

So zieh mit mir.

Georg.

Meine Zeit ist noch nicht um. — Aber meiner Jugend kann ich mich hier nicht freuen, das weiß ich wohl; oft wenn ich so aus den wilden Thälern ein verlornes Jagdhorn herauftönen höre, weiß ich nicht, wie mir wird, aber ich muß dann weinen. Durch Gebete halte ich mich denn noch aufrecht. Hu! — welch ein Wetter! — Warum unser Ritter sich wohl vor dem Gewitter immer so ängstigt?

Franz.

Wunderbar ist es.

Georg.

Und hast Du ihn dann wohl schon beten sehn?

Franz.

Nein.

Georg.

Die Haut schaudert mir jedesmal, wie sich ihm dann

die Haare aufrichten, wie sein Auge nach dem Himmel starrt, als wenn er Trost herab zwingen wollte, und wie dann alles vergebens ist und er wild und geängstigt nach dem Walde rennt. — Ach, dem armen Herrn wäre besser, er wäre schon todt. — Nun ich muß nur fort, es ist Nacht und ich kann nicht einsehn, wie wir ihn wiederfinden wollen; aber der Alte wird gleich sehr böse, wenn man nicht seinen Willen thut.

Franz.

Ich habe mich nie sehr daran gekehrt, und jetzt geh' ich zu Bette. ab von verschiedenen Seiten.

(Vor der Burg Berneck, links das Crucifix, rechts die Eiche — Dunkle Nacht, Donner und Blitz.)

Heinrich von Orla.

Heinrich.

Das ist ein Hexenwetter! — Ich bin ganz durchnäßt.

Wilhelm.

Wo wir nur sein mögen, man sieht keinen Schritt weit. — Ob wir noch weit nach Orla haben?

Heinrich.

Wenn wir nicht irre geritten sind, gewiß nicht.

Wilhelm.

Wie mein Herz den ganzen Tag über schlug! Hinter jedem Hügel glaubte ich nun endlich den spitzen Thurm von Berneck zu sehn, und immer war er's nicht.

Heinrich.

Du freust Dich, daß Du wieder in der Heimath bist,

Wilhelm.

Wer sollte das nicht? — Wenn nur mein alter Vater auf Berneck noch lebt!

Heinrich.

Und meine Schwester Adelheid! — Doch Gott wird mir diese Freude gewähren, und dann, Wilhelm, will ich mein Schwert und dies unruhige Leben niederlegen, und als ein stiller frommer Rittersmann leben und sterben. War ich nicht ein Thor, nach Glück und Ruhm in einem fernen Lande zu jagen? Mußt' ich die goldne Erfahrung so weit herholen, daß nur in uns selber, in einem stillen, häuslichen Leben das wahre Glück liege? Ich suche mir nun eine Gattin, Wilhelm, Du bleibst bei mir, nicht als mein Diener, sondern als mein Freund, ich will es Dir nicht vergessen, daß Du mir dreimal das Leben rettetest.

Wilhelm.

O Herr —

Heinrich.

Du bist mein wackrer Geselle, nicht mein Knappe. So wollen wir dann alt und grau werden, wenn es uns das Schicksal vergönnt, ohne uns wieder nach Getümmel und nach Schlachten zu sehnen. —

Wilhelm.

Das Gewitter zieht fort, es hellt sich auf.

Heinrich.

Ich glaube der Morgen dämmert schon. — Sieh, Wilhelm, sieh Dich genau um, stehn wir nicht vor Berneck?

Wilhelm.

Ja, wahrlich. —

Heinrich.

Es hört auf zu regnen. Nun, Wilhelm, suche Dein Pferd wieder, reite voran und melde meiner Schwester, daß ich sogleich komme. Wilhelm ab.

Heinrich.

Wie wohl mir ist, da ich nun wieder hier bin! Du liebes deutsches Vaterland! wie theuer bist du mir jetzt durch deine Biederkeit und Treue geworden!

Karl v. Berneck stürzt aus dem Walde.

Rettet! rettet mich! — Es jagt mir durch den wilden Wald nach, alle Wölfe heulen, alle Eichen rauschen Scheltworte hinter mir her. — er stürzt auf Heinrich zu und umfaßt ihn. O um Gottes Barmherzigkeit willen, rette mich! —

Heinrich macht sich los.

Wer bist Du? — Wahrlich, es graust mir bis in's Herz hinein, — ich kenne Dich nicht. —

Karl.

Ich glaub' es wohl, denn Du bist ein Mensch. Wer kennt auch mich armen Verlaßnen? — Aber sage mir, sind mir die ungeheuren Gespenster nachgefolgt, oder bin ich jetzt frei von ihnen?

Heinrich.

Unglücklicher!

Karl.

Dann ist mir wieder besser. — Wird es Tag? — Nun wohl, so darf ich wieder um mich blicken, denn ihre Zeit ist vorüber.

Heinrich.

Wer bist Du?

Karl.

Ich hieß sonst Karl von Berneck, als ich noch den Menschen angehörte, seitdem ist manches anders geworden, und ich weiß nicht, wie mich die Leute jetzt nennen.

Heinrich.

Karl von Berneck? — In dieser Gestalt muß ich Dich wiederfinden?

Karl.

Nun, und warum nicht so?

Heinrich.

Karl, kennst Du mich nicht mehr?

Karl.

Nein.

Heinrich.

Ich heiße Heinrich von Orla.

Karl.

Wirklich? — Ich erinnere mich dunkel Deines Namens.

Heinrich.

Ich war täglich auf Berneck, als Du noch ein Knabe warst, Du machtest mich immer zu Deinem Spielgenossen, ob ich Dir gleich mehrere Jahre voraus war. — Kennst Du mich noch nicht?

Karl.

Ach es muß schon lange her seyn, seit ich Dich nicht mehr sah.

Heinrich.

Eine geraume Zeit — was macht Dein Vater?

Karl.

Todt.

Heinrich.

Und Deine Mutter?

Karl heftig.

Todt, alles todt! — Was hatten sie auch in dieser Welt zu thun? — O wohl mir, wenn ich ihnen folgen könnte!

Heinrich.

Todt? — ahndete mir es doch, als ich Abschied von ihm nahm, daß ich ihn nicht wiedersehn würde.

Karl.

Heinrich von Orla? — O jetzt erinnere ich mich Deiner recht gut, mir ist, als wenn ich erwache. — Heißt Deine Schwester nicht Adelheid?

Heinrich.

Ja.

Karl.

Nun so sei mir willkommen, mich freut es, daß ich Dich wiedersehe. — Sage mir, wo ist unser Spielzeug hingekommen? Warum können wir nicht wie Kinder spielen, bis man uns sagt, unser Bart sei grau, und es sei endlich Zeit zu sterben? Daß man uns dann so schuldlos wie Kinder begrübe und wir ruhig in der Erde lägen, bis uns die letzte Trompete zu einem andern Leben riefe.

Heinrich.

Der Mann spielt nur mit andern Dingen als das Kind, sonst läuft es ja auch auf eins hinaus.

Karl.

Und mit uns spielt das Schicksal wieder auf seine Weise. Nicht wahr? Alles ein großes Spiel, eine Posse, in der fürchterliche und lächerliche Gestalten selt-

sam durcheinander gemischt sind, die sich gegenseitig nicht kennen und doch durchkreuzen. So entsteht, so vergeht das Leben des Menschen, man kann es nicht wunderbar nennen und doch ist es seltsam räthselhaft. — O Heinrich! wir sollten immer mit verbundenen Augen weiter gehn, so wie wir uns umsehn, sind wir verloren.

Heinrich.

Ich verstehe Dich nicht.

Karl.

Wär' ich wie Du! Könnt' ich zu jener heitern Schuldlosigkeit zurückkehren! — Aber mein eigenes Herz haßt mich und arbeitet unwillig in diesem verruchten Körper.

Heinrich.

Du scheinst trübselig und krank.

Karl.

Ja wohl. — er knieet vor dem Crucifix nieder und betet. O vergieb mir meine Schuld! Laß mich sterben oder durch deine große Gnade mich und alles vergessen. Tauche mich in einem See von Wahnsinn unter, damit ich nie wieder die Oberwelt und alle wirklichen Gegenstände in die Augen fasse. —

Heinrich.

Das ist nicht gut gebetet.

Karl.

Für mich gut; jedermann hat darin seine eigene Weise.

Conrad kömmt.

Nun da seid Ihr ja, mein lieber gnädiger Herr. Gott sei Dank! daß ich Euch wiedergefunden habe.

Heinrich.

Wenn ich mich nicht sehr irre, der wackre alte Conrad.

Conrad.

So heiß ich, Herr Ritter. — Aber woher kennt Ihr mich? — Beim Himmel, Ihr seid Heinrich von Orla oder mein Gedächtniß verläßt mich ganz.

Heinrich.

Ja, der bin ich.

Conrad.

Ihr seid zurückgekommen? — O und mein Sohn — Gott! ich habe nicht das Herz nach ihm zu fragen und möchte doch so gerne wissen, — ach! theurer Ritter —

Heinrich.

Aengstige Dich nicht, alter Mann, Dein Sohn lebt, er ist wohlbehalten mit mir zurückgekehrt.

Conrad fällt nieder.

Nun so dank ich dir denn doch aus vollem Herzen, du lieber Gott im Himmel da oben; daß du mich noch diese Freude erleben lässest, will ich dir gewiß nie vergessen. — Ach! und wo ist er? wo kann ich ihn finden? —

Heinrich.

Er ist vorangeritten zu meiner Schwester; lebt sie noch, ist sie gesund? —

Conrad.

Sie ist wohl, sie ist gesund, — und hat er sich immer brav gehalten?

Heinrich.

Er ist ein wackrer Reiter, er hat mir dreimal das Leben gerettet.

Conrad.

Nun, seht Ihr, seht Ihr, ich sagt' es Euch wohl. — So ist er denn doch seinem Vater nachgeartet? — O ich weiß mich vor Freuden gar nicht zu lassen! — Ich will heut jedem Armen, den ich sehe, von meiner Armuth geben. — er sieht auf Karl, der indeß immer in tiefen Gedanken gestanden hat. Ach Gott! — lieber Ritter, seht doch nur ein wenig heiter aus, damit ich mich doch nicht meiner übergroßen Freude zu schämen brauche.

Karl auffahrend.

Was ist? Wovon war denn die Rede?

Conrad.

So habt Ihr gar nicht einmal gehört — mein Sohn, mein Wilhelm ist zurückgekommen.

Karl

reicht ihm schweigend die Hand.

Ich versteh Euch. Ihr seid gut. —

Heinrich.

Mit Verwundern hab' ich Euch betrachtet, Ritter; kommt, begleitet mich auf mein Schloß, die helle Gegend, der Garten, meine Schwester, sie werden Euch vielleicht heiterer machen.

Conrad.

Thut das, lieber Ritter. — O Ihr werdet gewiß unter Menschen genesen, die es gut mit Euch meinen.

Karl.

Führt mich wohin Ihr wollt, ich bin wie im Traume.

Conrad.

Erlaubt Ihr dann wohl, daß ich meinen Sohn auf Eurer Burg besuche?

Heinrich.

Gern, aber sei so gut und führe mein Pferd nach, ich gehe dann mit dem Ritter diesen Fußsteig.

Conrad.

Ich setze mich auf und besorge nur einige Geschäfte auf Berneck, dann seht Ihr mich sogleich auf Orla. ab.

Heinrich.

Nun so kommt, Ritter, und weg mit diesen düstern Falten. er nimmt ihn unterm Arm und geht mit ihm ab.

(Garten der Burg Orla.)

Reinhard. Adelheid.

Adelheid.

O daß er nun endlich zurückkömmt! — Wie mir dieser schöne Morgen dadurch noch schöner wird! Ein ganz neues Leben wird nun in mir seinen Anfang nehmen. — O Reinhard, Ihr glaubt es nicht, wie sehr ich mich freue.

Reinhard.

Wie muß ich Euch dieses schwesterlichen Herzens wegen schätzen. — Ihr seid so hold, Ihr seid so gut —

Adelheid.

Könntet Ihr nun Euren Bruder nicht eben so lieben? Wir haben schon so oft darüber gesprochen und gestritten.

Reinhard.

Und eben darum bitt' ich Euch, dieses Thema nicht zu wiederholen. — Sagt mir, wer kann seinem Herzen gebieten? Und wenn Ihr alles wißt, verdient er wohl noch die Liebe seines Bruders?

Adelheid.

Er ist mehr unglücklich, als strafbar. Ihr seid ein harter Mann, je unglücklicher er ist, je mehr bedarf er Eurer Liebe.

Reinhard.

Darf ich denn an dem heutigen schönen Tage, — darf auch ich glücklich sein? — Wollt Ihr mir denn keine bestimmtere Antwort geben.

Adelheid.

Ich kann nicht. Soll ich Euch hintergehn? Wir würden uns dann nur beide täuschen. Ihr müßt eine längere Probezeit aushalten, denn Ihr seid ein unstäter, flatterhafter Mensch; zwölfmal seid Ihr mir untreu geworden, und eben so oft seid Ihr zu mir zurückgekehrt. Man darf Euch nicht so blindlings vertrauen!

Reinhard.

Ihr selber waret Schuld an der Ungeduld meiner Liebe, daß Ihr mir kein bestimmtes Wort sagtet, daß ich nicht wußte, woran ich war. Aber gebt mir nur eine Versicherung, laßt mich nur eine feste Hoffnung fassen — o mein Fräulein, Ihr geht grausam mit mir um.

Adelheid.

Ihr nennt uns gleich grausam, wenn wir Euch nicht die Herrschaft über unser Herz übertragen wollen.

Heinrich mit Karl. Wilhelm folgt.

Heinrich

eilt seiner Schwester in die Arme.

Du lebst, bist wohl! — Pause, so wie Reinhard seinen Bruder bemerkt, entfernt er sich.

Karl seitwärts.

Wie diese Umarmung meinem Herzen wehe thut! — Ich habe auch einen Bruder und er geht fort; er hat mich seit vielen Wochen nicht gesehn, aber sein Herz verlangt auch nicht darnach. — Gut; ich sollte doch schon daran gewöhnt sein.

Heinrich.

Du glaubst nicht, wie ich mich freue, Dich wiederzusehn. — Aber ich hätte fast unsern Gast darüber vergessen; Karl von Berneck, Du kennst ihn vielleicht.

Adelheid.

O ja.

Karl.

Wenn Ihr Euch meiner noch erinnert —

Heinrich.

Wer war der fremde Ritter, der uns verließ, als wir hereintraten?

Karl.

Mein Bruder.

Heinrich.

Dein Bruder, Reinhard? — Warum geht er fort? — Ich muß ihn doch begrüßen, er ist mir ein lieber Gast. geht ab.

Adelheid.

Ihr seid krank, Herr Ritter?

Karl.

Schon seit lange, ich wünsche, krank zum Grabe.

Adelheid.

Warum wünscht Ihr das?

Karl.

Ach! —

Adelheid.

Kann Euch nichts in dieser Welt mehr trösten?

Karl.

Daß ich nicht wüßte.

Adelheid.

Ihr müßt hoffen.

Karl.

An den Hoffnungen erkennt man die Thoren, denn sie erfüllen sich nie. Sie hüpfen wie Irrlichter vor uns her und ziehn uns in das Elend hinab. — Und welch ein Leben ist dies, in dem wir die Hoffnung wie eine betäubende Arznei gebrauchen müssen, damit wir nur von unserm eigentlichen Selbst und von unserm wahren Leben nichts gewahr werden.

Conrad kömmt.

Ist er hier? — Verzeiht, mein Fräulein, meiner Unhöflichkeit, — aber man sagte mir, mein Sohn —

Adelheid.

So eben hab' ich ihn noch gesehn —

Wilhelm, der herbeieilt.

Mein Vater! — mein theurer Vater!

Conrad.

O mein einziger Sohn! Mein Wilhelm! Sehn Dich noch diese alten Augen! — Wie männlich bist

Du geworden! — Bei meiner armen Seele, Du siehst wie ein Ritter aus. — Ach! wie ruhig werd' ich nun dies alte Leben beschließen, da ich Dich noch wiedergesehn habe.

Karl.

Auch Er fragt nun nichts mehr nach mir; auch Er hat sich mit seiner Freude zusammengefunden und ich stehe nun ganz einsam, ohne Freund und Bruder, ohne Vater und Mutter. — O wahrlich, er geht mit seinem Sohne fort, ohne sich nur nach mir umzusehn, ohne nur an mich zu denken; — o ich könnte wüthend werden, zornig neidisch, daß es so ist und daß ich, ein gänzlich Verworfener, einsam bleiben muß. —

Conrad ist mit Wilhelm abgegangen. — Pause. Karl ist in sich verloren und wacht dann auf, betrachtet Adelheid aufmerksam und geht zu ihr.

Karl.

Ihr weint, mein Fräulein?

Adelheid.

Mein Herz ist wunderbar bewegt, — ich hörte, was Ihr da sagtet, — und die Freude über die Ankunft meines Bruders, — jetzt alle Erinnerungen, Eure trübe Gestalt —

Karl.

Ihr scheint erschüttert.

Adelheid.

Ja, Ritter, die wunderbarsten Empfindungen haben mein Herz getroffen. Ich habe mich nicht in meiner Gewalt, — ich weiß nicht —

Karl.

Faßt Euch, mein Fräulein.

Adelheid.

Soll ich nicht laut schluchzen und jammern, wenn ich einen Freund vor mir sehe, der sich freiwillig dem Unglück weiht, indeß ich mich gern so glücklich fühlen möchte?

Karl.

Nimmt denn noch eine Seele Theil an meinem Schicksale? — Ist es kein Traum? Kann es diese Wahrheit geben in dieser irdischen Welt?

Adelheid.

Seid Ihr an allen Menschen verzweifelt?

Karl.

Ach, wehe dem, der ihnen traut, es sind harte Geschöpfe — Und Ihr, mein Fräulein, — Gott, was ich oft nur in einsamen Nächten mit einer erhitzten Phantasie dachte, was ich für eine Unmöglichkeit hielt, — sollte jenes glänzende Bild wohl näher rücken können?

Adelheid.

Ich sah es wohl, wie Euer Bruder fortging, als er Euch gewahr ward, und Ihr Thränen aus den Augen wischtet. Ich sah es in der Freude, in den Armen meines Heinrichs.

Karl.

Verdien' ich diese Güte, diese himmlische Milde?

Adelheid.

Ich habe Euch so lange nicht gesehn, ich habe immer viel nach Euch gefragt, — und nun tretet Ihr so vor mich, mit diesem Blick, — ach! das Herz wollte mir springen.

Karl.

Himmel! welche unsichtbare Musik jauchzt um mich her? — Alle Stauden, alle Bäume grüßen mich mit fröhlichem Geräusch. Das ist die Welt nicht mehr, ich bin nicht mehr Karl von Berneck!

Adelheid.

Wie ist Euch? Faßt Euch. —

Karl.

Wahnsinnig könnt ich werden und ich bin es vielleicht schon, weil ich den Himmel so oft darum bat, und darum träumt mir auch jetzt, ich sei glücklich.

Adelheid.

Karl!

Karl

sinkt zu ihren Füßen nieder.

Bist Du Adelheid? O gieb mir ein Unterpfand, daß Du es wirklich bist!

Adelheid

neigt sich wehmüthig über ihn.

Ich bin es, und sei Du auch wieder der Karl, der Du warest. — O wie viel hab' ich um Dich gelitten! Hast Du meiner wohl zuweilen gedacht?

Karl.

Dein Bild wandelte immer wie ein ferner Schimmer vor mir auf der öden Haide, der bald verlosch und bald freundlich wiederkam. — O gütiger Gott! kann es noch so weit mit mir kommen? — Manchmal wenn ich nicht schlafen konnte, dacht' ich an Dich, und wie ich Dich gesehn und dann sagte eine Stimme aus dem innersten Herzen heraus: O wenn sie dich lieben könnte! — Und dann war es wieder todt um mich und in

mir, weil ich glaubte, Du haßtest mich, so wie die übrige Welt.

Adelheid.

Ich liebe Dich, ich habe Dich immer geliebt. — O verachte mich darum nicht, wenn ich nicht spreche so wie es sich ziemt; ich weiß nicht, wo ich bin, ich weiß nicht, was ich sage: die gewöhnlichsten Dinge erscheinen mir heute anders. Ich kann mich nicht regieren.

Karl.

Nun, dann wäre ja der schwere Traum vorüber, dann könnt ich ja dreist nach dem Erbtheil des Lebens fassen, das mir gehört, — dann — o Adelheid! küsse mich, damit ich vor übergroßem Entzücken aufwachen muß, wenn ich ja nur träumen sollte.

Adelheid küßt ihn.

Vergiß mich nicht, — liebe mich —

Karl.

Ich höre den Chorgesang der beflügelten himmlischen Bewohner, sie haben einen Sünder wieder angenommen.

Adelheid.

Willst Du nun heiter sein?

Karl.

Jeder trübe Blick ist jetzt ein Verbrechen.

Heinrich kömmt mit Reinhard zurück.

Heinrich.

Nun, Schwester? — Ich habe es nicht unterlassen können, gleich den Garten zu durchwandern, jede Anhöhe zu ersteigen. — Es ist schön, daß Du alles gelassen hast, so wie es war.

Hofmeisterin kömmt.

Seid mir tausendmal willkommen, werthgeschätzter

Herr Ritter. Verzeiht, daß ich Euch nicht sogleich meinen demüthigen Gruß entgegengebracht habe, aber ich hörte von Eurer glücklichen Zurückkunft, und da eilte ich, ein wohlschmeckendes Mahl zu bereiten, um Euch zu erquicken und so genug zu thun. — Ist es Euch nun gefällig in die Burg zu treten? — Es ist alles fertig.

Heinrich.

Komm, Adelheid, Karl, Reinhard — wie leicht ist meinem Herzen, da ich wieder unter Landsleuten, unter Freunden bin!

Karl.

Ich folge Euch sogleich. — Die übrigen ab, Adelheid sieht nochmals nach ihm zurück. Kann es eine solche Veränderung geben? Und warum war ich dazu so unvorbereitet? — Selbst diese Menschen, die dazwischen traten, haben den holden Klang in meinem Herzen nicht unterdrückt, der frühste Frühling aus den fernsten Kinderjahren ist zurückgekommen, und hat seine glänzendsten wunderbarsten Geschenke mitgebracht. — Ich wage kaum die Augen aufzuschlagen. — Mein Herz ist rein und geläutert, alle Feindseligkeiten halten sich ruhig, — mein Geist schlägt heute zum erstenmal seine Schwingen auseinander, und ein frohes Erstaunen ergreift ihn über den Glanz der Fittige, über den hellen Aether, dem er sich entgegenträgt. — Wie werd' ich unter ihnen sein? Wie sprechen können? Nur weinen, auf dem Boden möcht' ich knieen, trunken in ihre Augen blicken und so in himmlischer Wonne vergehn.

Conrad kömmt.

Karl.

Bist Du froh, Conrad?

Conrad.

Ja, Herr, von Herzen. — Und Ihr seht auch so munter aus.

Karl.

Ich bin glücklich, selig, das Himmelreich hat sich heute meiner angenommen, die Liebe ist in mein Herz eingekehrt und hat alle ehemaligen schwarzen Bewohner vertrieben. — Sei recht glücklich, Conrad, wir wollen jauchzen, wir wollen trinken — und liebe Du mich auch noch wie sonst.

Conrad.

Ich kenne Euch nicht wieder; Ihr seid Euch selbst unähnlich.

Karl.

Nun dann bin ich gewiß glücklich. — Komm, lieber Conrad — aber vergieb meiner jugendlichen Freude, die Deinem Alter vielleicht Thorheit scheint, — Adelheid liebt mich.

Conrad.

Wie sollt' ich das für Thorheit halten? — War es doch immer mein hauptsächlichstes Gebet, daß Ihr möchtet froh werden! Seht, Gott hat mich nun erhört, und ich bin selbst wieder frisch und jung; welch ein glücklicher Tag!

Karl.

Lieber Conrad! — sieh, wie hell die Sonne scheint, wie das Grün der Bäume funkelt, — O, Gott im Himmel meint es doch gut mit seinen Menschen. — er faßt Conrad in den Arm, beide gehn ab.

Fünfter Akt.

(Garten von Orla. Nacht, Mondschein.)

Conrad. Wilhelm.

Conrad.

Ich kann nicht müde werden, Dir zuzuhören. Alle diese abentheuerlichen Erzählungen von Kämpfen und Gefahren machen, daß ich mir wieder jung vorkomme, daß ich wünsche, ich möchte da und dorten mit dabei gewesen sein.

Wilhelm.

Und Ihr seid indeß immer froh und gesund gewesen?

Conrad.

So ziemlich, bald mehr, bald weniger, wie es in diesem Leben geht. Bleibe nur immer so brav und gut, so wird es Gott auch immer gegen Dich sein. Du hast meinem Alter Freude gebracht und dafür wird der Segen des Himmels nicht ausbleiben.

Wilhelm.

Ich werde Eure Lehren nie vergessen, so wie ich sie auch bis jetzt nicht vergessen habe.

Conrad.

Recht so, mein Sohn, Du sprichst wie ein wackrer Mann. — Nun, gute Nacht, ich will sehn, wie sich mein Ritter befindet.

Wilhelm.

Gute Nacht, Vater. — Es ist mir hier alles noch so neu, daß ich nicht müde werden kann herumzulaufen.

Conrad und Wilhelm von verschiedenen Seiten ab.

Reinhard tritt auf.

Reinhard.

Ich fühle mich wunderbar beunruhigt. So hab' ich noch nie empfunden. — Was ist es denn, das mir das Herz so zusammenschnürt? — Mußt' ich es aushalten, daß er mir gegenüber saß, mußt' ich die Schmach erleben, daß alle ihre Blicke nur ihn, den Verworfenen trafen; muß ich mich so gedemüthigt sehn? — Wer kann die Weiber begreifen und verstehn! Sie kennen sich selber nicht, das Widersprechendste zu vereinigen wird ihnen leicht, was jedem Manne vielen Kampf kosten würde, ist ihnen ein Spiel. Was ich in so langer Zeit zu gewinnen trachtete, ist mir nun in einem Augenblicke verloren. — Sie glaubten, ich bemerkt' es nicht, sie hielten mich für blind, — und seiue triumphirende Miene — nein, ich bin ein Elender, wenn ich es erdulde.

Reinhard. Wilhelm.

Reinhard.

Wer geht dort?

Wilhelm.

Wilhelm, Euer Diener. Ich besuche noch alle die Plätze, mit denen ich so bekannt war; daß ich wieder hier bin, in der mir so vertrauten Heimath, hat mich so weich gemacht, daß ich ganz wie ein Kind mich fühle.

Reinhard.

Es ist eine schöne Nacht.

Wilhelm.

Alles so ruhig, kein Blatt rührt sich, keine Wolke am ganzen Himmel.

Reinhard.

Hast Du meinen Bruder nicht gesehn?

Wilhelm.

Mich dünkt, er wandelte tiefsinnig in jenem dunkeln Gange, am Ende des Gartens.

Reinhard.

Wilhelm, ich halte Dich für einen wackern Mann.

Wilhelm.

So möcht' ich mich gern immer beweisen.

Reinhard.

Du hast Dich im Auslande brav gehalten.

Wilhelm.

Ich that, so viel es mir möglich war, meine Pflicht.

Reinhard.

Einen solchen Mann unter seinen Dienern zu haben, würd' ich für ein großes Glück schätzen, ich würde ihn ganz wie meinen Freund halten.

Wilhelm.

Es kann Euch nicht an bessern Dienern und an edlern Freunden fehlen.

Reinhard.

Und doch, Wilhelm, fehlen sie mir. O Du weißt nicht, wie ich einen Dienst belohne, und doch ist Niemand da, der mir dienen will. — Würdest Du wohl — —

Wilhelm.

Sobald es in meinem Vermögen stände, — gewiß!

Reinhard.

Ich komme fast in die Versuchung, Dich auf die Probe zu stellen.

Wilhelm.

Ihr dürft nur befehlen.

Reinhard.

Ich wünschte, Du unterließest diese gewöhnliche Höflichkeit, die man selbst unter den fremdesten Menschen antrifft, — ich wünschte, Du wärest zutraulicher. — Laß uns ernsthaft mit einander reden — Wilhelm, mein Herz ist voller Unruhe, — höre, — o ich wünschte, Du wüßtest es schon, was ich Dir sagen will, anstatt daß ich jetzt einen so weiten Umweg nehmen muß.

Wilhelm.

Ich errathe Euch nicht.

Reinhard.

Und doch ist es nichts, das sich zu verbergen brauchte; es ist tausend und aber tausendmal gedacht und geschehn. — Wilhelm, ich wollte, wir wären uns nicht so fremd, sondern schon lange mit einander umgegangen. — Ich weiß es, daß uns das aus einem fremden Munde oft auffällt, was uns aus dem bekannten ganz natürlich dünkt. — Doch, ich vertraue Dir, und der Freund sollte nicht um den Freund mit Worten so herumgehn, — ich will Dir ganz deutlich meine Meinung sagen. — Sieh, Wilhelm, meinen Bruder, — ist er nicht unglücklich, — unglücklich, weil er ein Bösewicht ist, — o daß ich selber so von ihm sprechen muß! — Du hast vielleicht das Gericht schon vornommen, daß er im tückischen Muthe seine Mutter erschlagen hat?

Wilhelm.

Ich hab' es nicht glauben wollen.

Reinhard.

Es ist wahr, und das Bewußtsein seines Verbrechens peinigt ihn und jagt ihn umher, darum ist sein Auge irre, darum seine Rede unverständlich und verwickelt. — Soll ein solcher seiner Strafe entgehn? — Und doch ist er ungestraft, weil seine Schuld nicht ganz deutlich und offenbar ist. — Aber welche Aufforderung zur Sünde, wenn ihm die schwärzeste aller Thaten so hingeht! — Ich darf ihn nicht zur Rechenschaft ziehn, ich bin sein Bruder, das brüderliche Blut würde sich in mir empören, so sehr ich ihn auch hasse, und ein Verbrechen kann auch nie das andere wieder gut machen. — Sieh, ich habe Dir nun so viel gesagt, daß ich dreister fortfahren muß. — Willst Du es über Dich nehmen? Willst Du mich und die Welt von ihm erlösen?

Wilhelm.

Wie meint Ihr das?

Reinhard.

Glaube nicht, daß ich es nur so sage, um Dich anzufrischen, sondern es ist mein völliger Ernst; ich würde es thun, wenn ich nicht sein Bruder wäre. — Soll er leben? Sich und andern zur Last? Sollen neue Bubenstücke aus seiner Bosheit hervor wachsen? — Es ist eine gute, eine edle That, die den Dank der Welt verdient, ihn hinwegzuräumen.

Wilhelm.

Wollt Ihr Euch so eigenmächtig zum Richter der Welt aufwerfen?

Reinhard.

Jetzt sucht er obenein das Fräulein Adelheid zu verführen, und bei Gott, was unbegreiflich scheint, es wird ihm gelingen, sie, die ich mir zu meiner Braut auserlesen hatte. — Kannst Du's glauben?

Wilhelm.

Und wenn ich es glaube?

Reinhard.

Sollen wir's dulden? — Fordre, Wilhelm, so viel Du willst, und sage mir nur, es ist vorüber, ich habe keine Sorge mehr. — Glaube mir, Du kannst nicht zu viel begehren, traue mir. — Nun, Du antwortest nicht?

Wilhelm.

Es ist am besten, daß ich Euch nicht antworte.

Reinhard.

Sei nicht so verschlossen. Die That ist gut, jedes Herz flucht ihm, und jeder Mund wird Dir danken, — Sage schnell, Du willst es thun. Nicht wahr? Ich kann mich auf Dich verlassen? —

Wilhelm.

Ihr irrt Euch in mir, Herr Ritter.

Reinhard.

Ich will alles für Dich thun, wünsche nur, und Dein Wunsch ist erfüllt. — Du bist stumm, bist einsilbig; erwiederst Du so mein Vertrauen?

Wilhelm.

Es ist Nacht, ich will schlafen gehn, und morgen hab' ich unser jetziges Gespräch vergessen, oder ich halte es nur noch für einen Traum.

Reinhard.

Nein, nein, höre, gehe so nicht fort, ich habe Dir noch vieles zu sagen. — Ueberlege nur, daß Du ihm selbst eine Wohlthat damit thust; Du kannst es Dir nicht denken, Du kannst es nicht fassen, wie elend er ist: ich könnte Dir, wenn es die Zeit erlaubte, schreckliche Beschreibungen machen, wie ihn sein Wahnsinn ängstigt; bald glaubt er den Geist seiner Mutter zu sehn, bald umringen ihn Gespenster und Ungeheuer; er schläft in keiner Nacht, eine fürchterliche Munterkeit peinigt ihn durch alle Adern; wie ein gebannter Dieb wandelt er umher und kann doch nicht von der Stelle; dann flucht er sich selbst; dann verwünscht er mit entsetzlichen Flüchen die Stunde seiner Geburt, — er hat schon oft Hand an sich selber legen wollen, wenn man ihn nicht mit Gewalt zurückgehalten hätte. — Er haßt sein Leben selbst, Du raubst ihm also nichts, sondern der Tod ist für ihn ein Geschenk. — Was kannst Du dagegen sagen?

Wilhelm.

Der Himmel hat die Strafe sich vorbehalten.

Reinhard.

Aber die Menschen gebraucht er oft zum Werkzeuge; sein rächender Donner stürzt nicht immer herab, er sendet oft die Zwietracht unter uns, und drum fiel durch Menschenhand schon mancher Bösewicht. — Finden wir nicht selbst in der heiligen Schrift Beispiele, wie er die Rache dem Arm der Menschen oft vertraute?

Wilhelm.

Laßt mich, Herr Ritter, setzt mir nicht weiter zu — Ihr werdet mich nie überreden.

Reinhard.

Wilhelm, ich hasse Dich auf den Tod, Du bist nicht ehrlich gegen mich. — Du hast mich ausreden lassen ohne mich zu unterbrechen, und nun glaubst Du mich in Deiner Gewalt zu haben.

Wilhelm.

Ich denke daran nicht.

Reinhard.

Du bist ein lauernder ausgelernter Schurke, einer von denen, die sich einfältig stellen, um desto besser zu betrügen. — Geh nur, geh! Ich habe mich geirrt, und ich bereue jetzt alles, was ich gesagt habe; meine Worte waren an ein unedles Gemüth verschwendet.

Wilhelm.

Gute Nacht, Ritter.

Reinhard.

Geh, Schelm! ich verabscheue solche Heuchler, — der Nichtswürdige! — Wahrlich, der Trotzkopf geht. — Höre, Wilhelm, guter Wilhelm, bleibe noch; es ist nicht mein Ernst. Besinne Dich und sei mein Freund. Ueberlege alles reiflich. — Er ist wahrlich wie sein Vater!

Wilhelm.

Gut, daß Ihr mich daran erinnert, Herr Ritter. — Ich muß fort; die Hitze Eurer Leidenschaft verleitet Euch zu unrechten Gedanken: verzeiht mir, daß ich Euch das sage. — geht ab.

Reinhard.

Ein Sklave, der sich vorgenommen hat, rechtschaffen zu sein, und nun ohne Ueberlegung mit dem Kopfe durch die Welt brechen will. — Ich dachte, weil er

Blut gesehn, und sich im Getümmel herumgetrieben hat, — der Krieg härtet sonst die Seele und verwandelt selbst die weichsten Gemüther in grausame. — Wie unbesonnen ich war! — Wenn uns die Leidenschaft ergreift, so hören wir immer nur uns selber sprechen und vernehmen kein Wort vom andern. — Warum gelingt es denn andern Menschen, Vertraute ihrer Gedanken zu finden? er geht ab.

Karl tritt auf.

Das Wunderbarste gesellt sich zum Wunderbarsten; — sie hat versprochen mich hier zu besuchen, eine Viertelstunde mit mir zu sprechen, weil uns die Gesellschaft der übrigen Menschen band. — Wie hätt' ich so etwas hoffen können? — Es ist Nacht geworden und alles in mir ist ruhig. — Der Schimmer des Mondes funkelt seltsam durch die Zweige herab, alle grünen Gebüsche glänzen, alles ist mit Freude übergossen und wunderbare schöne Ahndungen zittern durch meine Seele. — Wird es immer so sein? — Es ist als wenn der Mond mit den Sternen zusammenklingt, als wenn Melodieen durch den Flimmerschein wehen. — Es schwärmt jauchzend durch die Wipfel hin, das schönste Leben sinkt golden aus dem offnen Himmel nieder, — dies ist kein irdisch Leben mehr, Vergangenheit und Zukunft sind versunken, und eine selige, überirdische Gegenwart macht mein menschliches Herz erzittern. — er setzt sich auf die Rasenbank. Da zieht eine dunkle Wolke vor den Mond und jagt einen schwarzen Schatten über die Gegend; der goldne Schein erlischt, — ich vergesse in der Trunkenheit, daß sie kommen wollte, — Gott, wie werd' ich die Freuden meines Lebens aushalten können! — Mir ist, als ob ich alles vergessen hätte,

als ob ich nicht der Karl wäre, von dem mir bisher immer geträumt hatte. — ein weißer Schimmer durch die Gebüsche, er fährt auf. Sie kömmt, wie ängstlich mein Herz bebt, — sie kömmt. — die weiße Gestalt nähert sich, er streckt die Arme aus und eilt ihr entgegen, sie bleibt vor ihm stehn; es ist der Geist seiner Mutter, er erstarrt eine Weile, dann stürzt er zurück, die Gestalt geht vorüber. — O Mutter, Mutter! laß mir Ruhe; — Ha! ich hatte vergessen, daß es Nacht geworden sei, daß ihre Zeit gekommen war. — So schneidet es durch meine Freude, durch mein Glück, — alle Gräßlichkeiten arbeiten sich wieder durch den Schimmer, der sie abwärts hielt. — Nein, es giebt keine Vergebung, es giebt keine Seligkeit, — wie ich mich zerschmettert fühle, durch alle Gebeine vernichtet. — Sie triumphiren, die Feindseligen, — keine Versöhnung — die Gegend sinkt unter — betäubende Luft, ich danke dir, daß ich wenigstens schlafen kann — Reinold und Ritsart treten auf mich zu, welche wunderbare Versammlung. — er ist eingeschlafen.

Reinhard kömmt zurück.

Ich habe alles überlegt; — und warum könnt' ich es nicht selber thun? — Er gewinnt im Tode und die Welt gewinnt mit ihm. — Die sorgfältige Feigherzigkeit hält uns immer von Thaten zurück, deren wir uns freuen würden, wenn nur der Augenblick der Ausübung erst vorüber wäre. — Hier liegt er, ich finde keine günstigere Gelegenheit, — dieser Dolch soll mir Luft machen.

Karl träumend.

Bruder!

Reinhard.

Er nennt mich im Schlafe? er denkt an mich? — Es war ein seltsamer Ton, mit dem er dies Wort

ausſprach, — dieſen Ton hab' ich noch nie von ihm gehört. — Bin ich denn ein Kind geworden? — Wie ſanft er ſchläft. — Man ſagte mir, er ſchlieſe keine Nacht, — dies iſt vielleicht nach langer Zeit ſeine erſte Erquickung. — So traf ich ihn einſt ſchlafend im tiefen Walde an, als er noch ein Knabe war, und er lag ſo holdſelig und unſchuldig da, daß ich es nicht laſſen konnte, ihn in meine Arme zu ſchließen, und ihn mit Thränen und Küſſen zu bedecken; er erwachte damals und wir gingen nach Hauſe und ſchwuren uns ewige brüderliche Liebe. — Ach Gott! er hat viel zu leiden, wie bekümmert ſein Geſicht ausſieht, er hat nichts auf dieſer Welt. — Wie kommt der Dolch in meine Hand? — Ach! er iſt ja derſelbe Karl, der er damals war, ſein Vater iſt todt, ſeinen Bruder hatte er ſchon früher verloren — ich muß ihn wecken — ſo ſchlug mein Herz noch nie, — Bruder, Bruder Karl, wache auf!

Karl.

Was iſt? — Was willſt Du? — Ach Gott, Reinhard! — Laß mich, ich habe Dir nichts gethan.

Reinhard.

Ermuntre Dich um's Himmelswillen, damit ich Dir nicht unverſehens den Dolch in die Bruſt ſtoße, — es iſt Nacht, die Gedanken der Menſchen wechſeln wunderlich. — er ſchließt ihn in ſeine Arme. O mein Bruder! kannſt Du mich noch lieben?

Karl.

Wie iſt Dir, Reinhard; kennſt Du mich? — Mir träumte eben, ich ſchlief' ſo ſanft, ich verſöhnte mich mit Dir, und darf ich's glauben? — Du ſtehſt vor mir, — oder iſt es nur ein neuer Traum?

Reinhard.

Nein, nein, es ist, — o vergieb mir, Karl, es war fürchterlich, — so eben haßt' ich Dich noch von Herzen, — so eben wollt' ich Dich ermorden. — Horch! wie fürchterlich die Bäume noch deswegen um mich rauschen, der Mond entfloh, so wie ich die Hand erhob, — o mein Bruder, jetzt ist mein brüderliches Gefühl zurückgekommen, — Du bist wohl sehr unglücklich, — ich habe Dich schon seit lange verlassen.

Karl.

Wie wunderlich seltsam wird mit mir gespielt! — weinend. Wozu all' diese Liebe? Sie nützt mir nun nicht mehr. — Es kann nichts mehr gut werden.

Reinhard.

Es kann, es soll. — Liebst Du Adelheid?

Karl.

Von meiner frühsten Jugend, — ach ja! und sie erklärte mir heut, daß sie mich liebe.

Reinhard.

Nimm sie, sie sei Dein, ich trete freiwillig zurück, — aber söhne Dich mit dem Leben wieder aus, an Eurer Freude will ich meine Schmerzen vergessen.

Karl.

Warum muß mir alles Wunderbare begegnen?

Reinhard.

Ich kann auf mancherlei Art noch glücklich sein — ich bin über mich selbst belehrt, aber Du bist verloren, darum nimm sie, liebe sie, liebe mich, — laß die Brüdereintracht wieder hergestellt sein.

Karl.

Ihr wollt mich alle wahnsinnig machen. Ich werde

mich nicht retten können — so viel Liebe, — o mein Herz möchte brechen — ich ging im Elend zu Grunde und mir war besser, — jetzt zerreißt mich die Freude. — Ach, Bruder! ist es Dein Ernst? Kannst Du mich vor Augen sehn? kannst Du meine Hand mit Herzlichkeit fassen? — Bist Du mir gut?

Reinhard.

Sieh diese Thränen. Kannst Du noch zweifeln? — Ja, ich war schlecht, aber nun bin ich besser. Ja, nimm mich wieder an, ach! ich habe ja nur den einen Bruder; als Kind träumte mir oft, ich sähe Dich im Wasser untersinken, und ich mußte dann die ganze lange Nacht hindurch weinen, am Morgen sucht' ich Dich dann desto schneller auf und umarmte Dich um so inbrünstiger, — und jetzt ließ ich Dich der Verzweiflung ohne Rührung, meines Vaters Tod bewegte mich nicht, — alles kömmt nun in einem Augenblicke zurück! —

Karl

fällt in seine Arme.

Nun, so habe Dank, sei mein, — ich bin Dein bis zum Tode! —

Reinhard.

Der Morgen bricht hervor. — Komm hinein, ich will selbst für Dich zu Heinrich sprechen. — Mir ist, als wärest Du von einer langen Reise zurückgekehrt. O daß sich Menschen so verkennen mögen!

Karl.

Ich taumle noch; leite meine Schritte, unterstütze mich.

Reinhard.

Ich möchte Dich auf meinen Armen hineintragen. — O lieber Bruder! Wir weinen beide: so wollen wir vor Adelheid treten. — sie gehen ab.

(Saal in der Burg Orla.)

Heinrich. Adelheid, die von verschiedenen Seiten auftreten.

Heinrich.

Guten Morgen, Schwester, — bist Du auch schon wach?

Adelheid.

Ich habe fast die ganze Nacht nicht schlafen können. Immer, wenn mir etwas Neues und Fröhliches begegnet, kann ich nicht müde werden. — Von hier sieht man die Sonne gar herrlich aufgehn.

Heinrich.

Ich erinnere mich noch wohl dieses Fensters und eben darum kam ich herein.

Adelheid.

Wie viel hat man sich zu sagen, wenn man sich in so langer Zeit nicht gesehn hat; mir ist in der Nacht noch manches eingefallen, was ich vergessen hatte.

Heinrich.

Wir können uns ja nun aussprechen. — Bald, hoff' ich, sollst Du mich als verheiratheten Mann sehn, wenn mich die hiesigen Fräulein nicht ausschlagen wollen.

Adelheid.

Wie denkst Du von Karl von Berneck?

Heinrich.

Ich habe ein inniges Mitleid mit ihm, er ist gut und achtet sich unter den Menschen selbst für verloren.

Adelheid.

Sein Bruder Reinhard liebt ihn nicht.

Heinrich.

Die Jugend braust noch zu sehr in ihm, er wird vielleicht ein liebenswürdiger Mann werden.

Adelheid.

Ach, lieber Bruder, es ist Unrecht, wenn ich vor Dir Geheimnisse haben sollte: — Karl von Berneck hat mir gesagt, er liebe mich, was sagst Du dazu?

Heinrich.

Wichtiger ist, was Du dazu sagst.

Adelheid.

Ich weiß nicht mehr, was ich ihm geantwortet habe, aber ich glaube, es war fast das nämliche, was er mir sagte.

Heinrich.

Glück zu! er genest dann vielleicht von seiner Melankolie, die das Unglück seines Hauses in ihm erzeugt hat.

Reinhard kömmt.

Gott grüß Euch, ich dachte nicht, Euch beide schon munter zu finden.

Heinrich.

Der schöne Morgen hat uns geweckt.

Reinhard.

Mein Fräulein, ich komme mit einer eigenen Botschaft. Ich habe meine Bewerbung um Euch geendigt, ich bin mit meinem Bruder versöhnt, und ich bitte für ihn um Eure Hand.

Adelheid.

Gott! wie viele Freude auf einmal! — O verzeiht mir, Ritter, ich weiß nicht, was ich spreche. — Ihr seid mit ihm versöhnt?

Reinhard.

Wie schwer und schmerzlich zu hassen, und wie leicht ist dagegen die Liebe! Welch ein Leben führen wir im Haß? Wir haben keine Sonne, die uns leuchtet, kein Feuer, das uns erwärmt; wir verlieren in einer todten Einsamkeit unsern eigenen Werth.

Adelheid.

So hör' ich Euch gern.

Reinhard.

In dieser Nacht ist eine wunderbare Veränderung mit mir vorgegangen. Mir fiel es zum erstenmale auf's Herz, wie elend mein Bruder sei, wie von aller Welt losgetrennt, fern von jedem Schimmer des Glücks, wie er nicht einmal sagen könne, daß er einen Bruder habe, — o wir werden innerlich oft anders, ohne daß wir sagen können, wie es geschieht; und so ist es mir ergangen. — O lieber Ritter, widersetzt Euch meiner Bitte, der Bitte meines Bruders nicht: vergeßt seine Fehler, er wird anders werden, er ist gut.

Heinrich.

Ich habe nur so lange geschwiegen, weil ich Euch bewundert habe. Ihr seid ein edler Mann, ein zärtlicher Bruder; mich freut es, daß Ihr wieder einverständigt seid und ich kann gegen diese Verbindung nichts einwenden. Möge sie glücklich sein auf immer! — Aber wo ist Euer Bruder?

Reinhard.

Ich mußte vorangehn, um mit Euch zu sprechen, weil er es nicht wagte, Euch den Antrag zu thun. Ich will ihn jetzt hereinführen. geht ab.

Heinrich.

So sind wir ja alle zufrieden und glücklich.

Reinhard. Karl.

Karl.

Und es ist Euer Wille? — Ihr verstoßt mich nicht?

Heinrich.

Ich begrüße Dich als meinen Schwager; ich freue mich, daß ich Dich so nennen darf.

Karl.

O so sind die Menschen doch besser, als ich glaubte! — Aber noch kann ich mich in meinem jetzigen Himmel nicht zurechtfinden, meine Augen sind wie geblendet; vergebt diesem schwachen Herzen, das an Glück noch nicht gewöhnt ist. — O Adelheid! er sinkt vor ihr nieder. Du bist ein Engel vom Himmel, der mir die Versöhnung Gottes ankündigt; — auch meinen lieben Bruder

hab' ich wieder gewonnen, alles endigt besser als ich dachte.

Adelheid.

Steht auf, steht auf. — leise. Ich konnte nicht in den Garten kommen, ein langes Gespräch mit dem Bruder hielt mich zurück.

Reinhard.

Bist Du nun ganz glücklich, Karl?

Karl.

Ich hoffe, die Schuld ist nun von mir hinweggenommen, mein Bruder hat es ja auch gesagt; was wollen sie mehr? — er sieht sich furchtsam um. Rührt sich nichts? Hört Ihr nichts die Wände herabschleichen?

Reinhard.

Fasse Dich, lieber Karl, falle nicht wieder in Deine alten Phantaseien.

Karl.

O Bruder, ich bewache mich sehr. Aber soll der arme Mensch denn nicht wahnsinnig werden, wenn ihn das Wundervollste wie das Gewöhnlichste umgiebt? Ihr alle würdet eben so sein, wie ich, wenn Euch alles eben so begegnet wäre.

Heinrich.

Ich glaube Dir, sieh, Du taumelst.

Adelheid.

Karl, kennst Du mich? bist Du froh?

Karl.

O, ich bin vom Glanz geblendet, Adelheid, —

theures Mädchen, für die ich glücklich sein möchte, — o wenn es nur jetzt ruhig bleiben wollte, — mein Herz klopft so ängstlich — mein Kopf schwärmt. — er kniet nieder. Ich beschwöre Dich, ich flehe es von Dir, laß es mir jetzt verziehen sein; sieh, das schönste Glück der Erde wird mir angeboten, so halte Dich nun auch still und abwärts, verzeih endlich Deinem unglücklichen Sohne: sieh diese Thränen und laß es nun genug sein. — er steht auf. Ich hoffe, es ist nun alles vorüber und ich fasse frischen Muth. Jede Strafe ermüdet endlich; warum sollte diese Rache nicht langsamer werden, und immer um mehrere Schritte hinter mir zurückbleiben, und immer mehr, bis ich sie ganz aus dem Augen verloren habe und ich davon wie von einem fernen Traume sprechen kann?

Heinrich.

Gieb mir Deine Hand, Adelheid. — er legt die Hände in einander. Der Himmel segne Euch.

Reinhard weinend.

Seid immer glücklich!

Der Geist Mathildens steht zwischen ihnen.

Adelheid.

Welcher Schauder geht durch mein Gebein! —

Der Geist geht ab.

Karl

schleudert Adelheid weit von sich, die übrigen entsetzen sich.

Ha! es ist vorüber — es soll nicht sein! Und immer ungeheurer wird die Gegenwart und Mord und Tod kömmt aus der aufgeregten Erde wieder. — Und auch ich will nicht mehr leben. — Kommt heran, Ihr

Mörder, hier ist mein Herz! — Sei verflucht, Mutter, dreimal verflucht, verflucht sei dieser Sohn, den du geboren hast, hundert, tausendmal verflucht! — Du hast kein Mutterherz, die Verdammniß hat dich zu einem Geiste der Quaal umgeschaffen. — er steht entsetzend da, Adelheid und Heinrich entfliehn. Lauter und lauter donnerts! Herauf Verdammniß aus dem tiefsten Abgrund! — Wie Wolken steigen die Flüche empor.

Reinhard.

Fasse Dich, Bruder,

Karl.

Wer bist Du? Ich kenne Dich nicht! Eine wilde ungeheure Gestalt. — O hört, wie sie heulen im Abgrunde der Finsterniß, im tiefsten, letzten, vor dem jeder Lichtstrahl scheu zurückbebt, dort liegen sie an ew'gen Ketten, die Vatermörder, die Muttermörder; ein hohles Echo wirft aus den tiefen feuchten Schlünden ihre Schuld zurück, sie wünschen sich in das Getöse, in die Feuerfluthen der Verdammniß, um ihren Gedanken zu entkommen.

Reinhard heftig.

Bruder! komm zurück, ich beschwöre Dich! —

Karl.

Und diese erwarten mich! — Ich will zu Euch, ich will nicht lange zögern, die Stunde ist gekommen.

Reinhard.

Bruder, ich bin allein mit Dir und ich fühle, wie mich Dein Wahnsinn mit ergreifen könnte. — Um Gottes Barmherzigkeit! halt ein! oder ich fange mit an zu toben, bis wir uns das Gehirn an einander ausgerennt haben.

Karl fällt weinend in seine Arme.

Ach! Bruder! — Du siehst, wie elend ich bin.

Reinhard.

Karl.

Karl.

Wie soll es werden?

Reinhard.

Welche plötzliche Wuth hat Dich ergriffen?

Karl.

Die Mutter stand zwischen uns, als ich kaum Adelheids Hand in der meinigen fühlte.

Reinhard.

Du hast sie hinweggejagt, das Entsetzen ergriff alle gewaltig.

Karl.

Ach! Ihr seid das nicht gewohnt, — ich dachte wohl, daß es so kommen würde. Es giebt kein Glück, das nicht abblühte und verwelkte, so wie ich es berühre.

Reinhard.

Adelheid ward blaß wie eine Leiche, — o lieber Bruder, mein Herz ist zerrissen, alle meine Hoffnung ist dahin.

Karl.

Die meinige auch.

Reinhard.

Warum hab' ich Dich nicht immer geliebt?

Karl.

Liebst Du mich jetzt?

Reinhard.

O zweifle nicht länger.

Karl.

Recht mit dem Herzen? Mit einer wahren brüderlichen Seele?

Reinhard.

O wohl, alle Liebe, die mich Jahre hindurch hätte begleiten sollen, ist auf diesen Augenblick zusammengedrängt.

Karl.

So tödte mich. — Warum fährst Du zurück?

Reinhard.

Du erinnerst mich bitter an diese Nacht.

Karl.

Das will ich nicht. — Bruder! wenn ich Dich so nennen darf, so zieh den Dolch, — Du hast ihn doch bei Dir? — Hier ist er. —

Reinhard.

Unmöglich! — Dich ergreift ein neuer Wahnsinn.

Karl.

Nein, ich bin jetzt kalt. — Aber was soll ich noch im Leben? Was erwartet mich noch, daß es der Mühe werth wäre, daß diese Tropfen mit Pein durch diese Adern rinnen? Auch die Liebe ist für mich todt, ich soll nicht daran glauben.

Reinhard.

Höre auf.

Karl.

Meine Verbrechen mag ich nicht dadurch häufen,

daß ich mir selbst den Dolch in die Brust stoße; das wirst Du nicht von mir hoffen und wünschen.

Reinhard.

Ach nein, Karl! — Aber es kann ja noch alles anders werden.

Karl.

O ja, und das wird es auch, unfehlbar wird es das. Mein Wahnsinn wird nun immer älter, er schießt immer giftiger empor. Ich bin dann von jedermann verlassen, ich weiß dann von mir selber nichts und zerstoße mir an der Mauer den Kopf unter Gotteslästerungen. — Dann ist alle Hoffnung der Vergebung entflohn. — Oder Du siehst mich vielleicht auf offnem Markte vor den Augen des Volks langsam auf einem Scheiterhaufen sterben, denn ich habe meine Zunge nicht in meiner Gewalt, ich weiß nicht, was ich thun kann, was ich gewiß thun werde.

Reinhard laut schluchzend.

Hör' auf, Du zerreißest mein ganzes Herz.

Karl.

Oder Du siehst es, wie ich mich wahnwitzig in schweren Kettten schleudre und mich und den Himmel verfluche. — Willst Du darauf warten? so wird es sich ändern.

Reinhard.

Laß mich sterben, Bruder.

Karl.

Geh, Du bist ein Nichtswürdiger; so lange hast Du mich meiner Quaal überlassen, und nun kömmst Du, um mich mit Deiner Liebe erst ganz elend zu machen. Als Du mich haßtest und den Dolch gegen meine

Brust erhobst, da warst Du mir theurer, da warst Du mein Bruder, jetzt kenn' ich Dich nicht mehr, — ich fluche Dir, so wie mir!

Reinhard kniet vor ihm nieder.

Bruder! — Ach! wie jedes Wort mein armes Herz zerspaltet.

Karl, der auch niederkniet und ihn so umfaßt.

O lieber Reinhard, so erhöre mich. Bei unsern Kinderjahren, bei allen Erinnerungen beschwör' ich Dich. — O wie sanft würde mir von Deiner Hand der Tod sein! — Nur ein Druck dieses Dolches, — und meine Seele ist frei.

Reinhard.

Umfasse mich recht innig, — küsse mich. — Fühlst Du jetzt meine Liebe? mein schlagendes Herz?

Karl.

Theurer!

Reinhard.

Nun so stirb. — er drückt ihm den Dolch in die Brust.

Heinrich. Adelheid. Conrad.

Adelheid.

Wo ist er?

Reinhard.

Seht, er blutet. —

Adelheid.

O Gott!

Karl.

Lebe wohl, Conrad, — Adelheid, lebe wohl! —

Conrad.

Himmel! wird nun endlich dies Haus beruhigt sein?

Reinhard.

Lebe wohl, Bruder, — ich gehe in ein Kloster, das Leben hat nun keinen Reiz für mich. — er hält Karl fest in seinen Armen, die übrigen bilden eine trauernde Gruppe über ihnen — Der Vorhang fällt.

Das Ungeheuer
und
der verzauberte Wald.

Ein musikalisches Märchen in vier Aufzügen.

1798.

Personen.

Der König.

Aldrovan, der Prinz.

Climene, die Königin.

Samieli, } Minister.
Sebastiano, }

Rondino, } Bediente.
Trappola, }

Camilla, Kammermädchen.

Oriana, eine Alte.

Angelica.

Ein kleiner Greis.

Olallin, eine kolossale Figur.

Das Ungeheuer.

Allina, Fee.

Doris.

Propheten und Prophetenschüler.

Gespenster und Larven.

Geister.

Anstatt einer Vorrede.

— Ich schicke Ihnen hier, werther Freund, einen Versuch, über welchen ich Ihr Urtheil erwarte. Damit Sie aber in den Stand gesetzt werden, zu wissen, was er mir und andern hat bedeuten sollen, so will ich Ihnen nur mit wenigen Worten meine Absicht mit diesem sogenannten musikalischen Märchen flüchtig hinwerfen.

Wir sind oft über unsre komischen Opern oder Operetten im Streit gewesen, und Sie haben immer behauptet, daß diese Wesen dem gereinigten Geschmacke durchaus zuwider sind, daß sie nur eine ungeheure Mißgeburt, die ungestaltete große Oper wären, und daß sie darum nicht existiren dürften. Sie werden sich noch erinnern, wie oft ich die phantastischen Kinder der Laune und der Albernheit, besonders alle diejenigen, die mit Zauberei und Geistern angefüllt waren, in Schutz nahm, denn es schien mir hart, die Musik aus ihrem rechten und eigenthümlichen Gebiet vertreiben zu wollen. Sie behaupteten, daß es der Imagination leicht und natürlich sei, sich alles

singend vorzustellen, daß aber die unterbrechende Prosa alle Einheit zerstören müsse: ich erwiederte damals und erwiedere noch, daß ich keinen Grund sehe, warum aus den Opern die Prosa mehr als der Gesang ausgeschlossen seyn solle, und daß diese Unnatürlichkeit für mich keine mehr ist, der ich nicht recht begreifen kann, was ich natürlich nennen soll, sobald von Musik die Rede ist.

Im Anfang quälte man sich, jeden Gesang in der Oper natürlich zu erklären, und eine schickliche Gelegenheit herbei zu führen, die ihn wohl veranlassen könnte; weil die Entschuldigungen und Motive ohngefähr immer dieselben sein mußten, so gab man bald diese Bemühung auf, man übersetzte darauf Lustspiele und andre Dramen in Singspiele, so daß wir intriguante, komische und rührende erhielten; endlich kamen die wunderbaren Stücke zum Vorschein, in denen weder auf Motive noch Wahrscheinlichkeit, auf Zusammenhang oder Menschenverstand gesehen wurde, und die ein allgemeines Ergötzen hervorbrachten, obgleich fast jedermann mitten in der Lust den guten Geschmack bedauerte, der nun gar mit Stumpf und Stiel ausgerottet würde.

Wenn Sie diese auf der einen, und den Gozzi auf der andern Seite im Gesicht behalten, so werden Sie vielleicht finden, daß ich zwischen beiden

den Mittelweg gesucht und eine praktische Darstellung meiner Theorie über die komische Oper habe hervorbringen wollen. Ich erinnere Sie nur noch an die musikalischen Aufsätze in den Phantasien über die Kunst, besonders an den über Symphonien, und Sie werden nicht läugnen können, daß ich es dem Componisten habe erleichtern wollen, auf diesem Wege zu gehn.

Der schneidende Widerspruch des Gesanges und der Rede sollte hier aufgehoben werden und wieder musikalisch dem Ganzen dienen: eine dämmernde Traumwelt von lustigen und phantastischen Gestalten, in Begebenheiten, die sich von selbst auseinander wickeln. Sie werden nun einsehen, warum ich keine schärferen Charaktere und keine andern Leidenschaften wählte, indem sonst kein Schauspiel entstehen konnte, das sich unaufhörlich selber widerspricht, ohne sich zu vernichten. So wie Samieli nicht singt, so glaubt er auch nicht an den Inhalt des Stücks, und der König ist aus demselben Grunde als redende Person dazwischen gesetzt. Doch, ich will Ihnen nicht selbst meine Absichten und Feinheiten zergliedern, aber sehr erwünscht sollte es mir seyn, wenn irgend ein Musiker fände, daß ich ihm Gelegenheit gegeben, die innersten Wunder seiner Kunst auszusprechen und alle seine Töne und Melodien in einem seltsam-bunten magischen Kreis

herum zu führen, und so seine Kunst nur durch die Kunst selbst zu erklären.

Da ich alles nur allgemein halten wollte und nirgend weder an Komödie noch Tragödie streifen, so mußten auch die Charaktere eines wunderlichen komischen Königes und seiner nur allgemeiner gehaltenen Minister entstehn, als Masken, die an den Gozzi erinnern, und die von selbst komisch wurden, wie alles possierlich erscheint, was wir unabgesondert in seiner Gattung darstellen wollen, weshalb die Dichter alle Handwerker immer lächerlich gezeichnet haben, wie der Arzt und der Bauer und der Soldat von selbst lustige Personen werden. Wie die alten Italiäner, Deutsche, Franzosen und Engländer so oft gezeigt haben. Nur feinere Gesinnungen, zartere Verhältnisse führen erst Rührung, Adel, und das Edlere durch poetische oder rührende Motive herbei: dann verschwindet aber das Grelle und Phantastische, das ich hier suchte. Doch könnte dieses Phantastische es wohl bewirken, daß unser Theater, auf welchem Troz aller Anarchie und anscheinenden Freiheit doch große Illiberalität herrscht, dieses Märchen keiner Aufnahme würdigte.

Hamburg, im Sommer 1800.

Erster Akt.

Erste Scene.

(Garten mit Springbrunnen, Statuen und andern Verzierungen.)

Um einen runden Tisch sitzen Camilla, Rondino, Trappola und andere Diener und Mädchen; mit Endigung der Symphonie fällt ihr Chor ein:

Giebt die Welt noch andre Freuden
Neben Wein und Rundgesang?
Mag der Held am Ruhm sich weiden,
Keiner wird ihn je beneiden
Bei dem süßen Becherklang.

Trappola.

Nur eins will ich erbitten,
Die schönste Zier nicht zu vergessen! — —
Wohl dem Mann, dem in der Irre
Seines trüben Wandels hier
Glänzt der Stern, der im Gewirre
Leitet sicher für und für.

Nun merkt ihr Herren was ich meine! — —
Schöne Gabe du von oben,
Die mit Engeln uns verband,

Immer will ich dich nur loben
Gut der Güter — dich Verstand!

Chor.

Giebt die Welt noch andre Freuden
Beim Verstand und Rundgesang?
Mag der Held am Ruhm sich weiden,
Weisheit wird ihn nie beneiden,
Hört sie dich nur Becherklang.

Rondino.

Außer Wein nicht andre Wonne
Als der dunkelgrüne Wald,
Den beim Schein der Morgensonne
Muntres Jagdgeschrei durchschallt.

Hunde bellen durch die Schatten,
Und es folgt der Jäger Troß,
Durch die Büsche, über Matten,
Munter wiehert, springt das Roß.

Chor.

Giebt die Welt noch andre Freuden
Neben Wein und Waldhornklang?
Mag der Held am Ruhm sich weiden,
Nie wird ihn ein Waidmann neiden,
Dem das Tagewerk gelang.

Camilla.

Der Verstand hoch soll er leben!
Freudenreich ist Jäger-Lust,
Nach dem Heldenruhme streben
Sei Begeistrung kühner Brust.

Aber alles muß verschwinden,
Wenn die Lieb' uns hold begrüßt,
Wenn die Herzen sich entzünden,
Und die rothe Lippe küßt.

Chor.

Giebt die Welt noch andre Freuden,
Außer Kuß und Rundgesang?
Mag der Held am Ruhm sich weiden,
Liebe wird ihn nie beneiden,
Tönt ihr Lied und Becherklang.

Trappola.

Das sind nämlich, die meinigen ausgenommen, nur sogenannte poetische Ideen, die ein vernünftiger Mensch wohl singen, aber niemals sprechen darf.

Rondino.

Ihr haltet euch immer für den Klügsten, Freund Trappola, und doch findet sich's oft, daß es in Eurem Kopf —

Trappola.

Was findet sich in meinem Kopf? Nichts! das behaupt' ich, und darauf will ich sterben! — Mäßigkeit! Weisheit! — seht, das ist meine Loosung, und auch mitten im Trunk will ich — wenn Ihr mich recht versteht —

Camilla.

Er lallt, er weiß nicht, was er sagt.

Trappola.

Danks Gott, Camilla, daß wir verliebt in einander sind, sonst sollte Dir dieser Spott theuer zu stehn kommen; aber freilich, ein Liebhaber drückt schon die Augen zu.

Rondino.

Vollends wenn sie ihm zufallen.

Trappola.

Nicht weiter gespottet und geschäkert — es wäre lieber Zeit zu einem andern Liede. — Aber lieben Freunde, wenn Ihr mich liebt und meine Freunde seid, so singt ein philosophisches Lied, ein Lied, das etwas mehr sagen will, — so eins von denen, die — nun, begreift Ihr's?

Camilla.

So was von Cypressenhain, Vollmondsschein —

Trappola.

Einerlei was, nur daß man dabei zu grübeln findet. Versteht Ihr mich?

Rondino.

Ei was! Nichts über ein Lied mit Trarah, oder Hop hop tik tak.

Trarah durch den Wald
Das Horn erschallt!
Hop hop! alsbald
Der Reiter zu Pferd
Durch den Wind so kalt.
Ach leider so kalt!
Doch eigner Heerd
Ist Goldes werth.

Chor.

Doch eigner Heerd
Ist Goldes werth!

Der Minister Sebastiano tritt ein.

Sebastiano.

Was muß ich erleben? — das ganze Reich ist in Noth, der König in Thränen, Staatsrath und Ministerium auf den Knieen, ich selbst außer dem allgemeinen Elende ein kranker, schwacher Mann, und hier wird gesungen und jubilirt. Gleich seid still, und schafft mir die bachantischen Trinkgeschirre aus den Augen.

Trappola.

Herr Minister Excellenz — es war nur, daß eine erlaubte Gemüths-Ergötzung —

Sebastiano.

Kein Wort weiter!

Trappola.

In den allgemeinen Drangsalen —

Sebastiano.

Schweig!

Trappola.

Und doch mit Verstand getrieben — da fragen Sie nur die Umstehenden.

Sebastiano.

Ich will nichts wissen! — Ist es nicht entsetzlich? das Reich leidet von einem Ungeheuer, das unsere Felder verdirbt und verzehrt, Menschen und Vieh erwürgt, die Reisenden, selbst die fremden Gesandten nicht ausgenommen, plündert und beschädigt, — in dem verzauberten Haine verlieren täglich die besten Köpfe des Königreichs ihren Verstand — der Kronprinz ist in ein Milchmädchen verliebt — ich, der ich bisher das Staatsruder noch gegen Wind und Wellen regiert habe, bin

schwach und werde mich bald von allen Geschäften zurückziehen müssen — und Ihr sitzt hier, lärmt und schreit und entblödet Euch nicht, Euch der unsinnigen Trunkenheit zu eigen zu geben.

Trappola.

Ich für meine Person habe immer gesucht, meinen vollständigen Verstand zu conserviren.

Sebastiano.

Und ihr wißt doch, wie sehr ich ein Feind alles Singens und aller musikalischen Exercitien bin. Das Singen, versteht mich, ist eine unerlaubte Schwelgerei mit Zunge und Sprache; der Vogel singt, weil ihm die vernünftige Rede mangelt, weil er sich der ordentlichen Worte nicht bedienen kann; — wo wird gesungen? in keinem Trauer-, in keinem Lustspiele, weil diese Dinge auf Vernunft Prätension machen — aber in den sogenannten Opern, weil dort der Menschenverstand augenscheinlich mangelt. Darum schämt euch nicht allein, sondern ich verbiete es euch auch gradezu. — Und daß ich nichts von Glockenspielen, oder Zauberzittern und Flöten an diesem Hofe vernehme, bei Strafe aus dem Lande verwiesen zu werden.

Bei hoher Strafe wird geboten,
So hier als auch im ganzen Land,
Wen man ertappet über Noten,
Der wird im Augenblick verbannt:
So hat das Reich durch mich erkannt.

Trappola.

Und singt da die herrlichste Arie.

Sebastiano.

Was sollen diese Trillerkünste,
Durch die man sonst den Mond beschwur?
Sie sind ein Nichts und leere Dünste
Und immer gegen die Natur. —
Spricht Leidenschaft in Paukenschlägen?
Der Schmerz in Flötenmelodie?
Empfindung geht auf andern Wegen;
Was sagt dazu Philosophie? —
Bei hoher Strafe wird geboten,
So hier als auch im ganzen Land,
Wen man erwischet über Noten,
Der wird im Augenblick verbannt,
So hat das Reich durch mich erkannt!

Die übrigen bis auf Trappola sind abgegangen.

Sebastiano.

Es ist nur darum, daß die Sitten verbessert werden müssen, denn wenn man nicht in Zeiten dazu thut, so fällt am Ende die ganze Menschheit übern Haufen.

Trappola.

Die Unterthanen haben alle eine rechte Furcht vor Euer Excellenz.

Sebastiano.

Das muß seyn, dazu sind sie Unterthanen, und wenn ich nicht noch im Reiche nach den Rechten sähe, so ginge alles bunt über Eck. Mich soll doch wundern, wenn ich todt seyn werde, wie sich dann alles regieren wird.

Trappola.

Sie sterben noch nicht so bald, gnädiger Herr!

Sebastiano.

Man kann nicht wissen, die Anstrengung des Kopfs, die Sorge für den Staat, reizbare Nerven, natürliche Schwachheit — o mein Freund, das sind Dinge, die mir bald den Garaus machen können. Und dann, o du armes Vaterland! dann bist du verloren.

Trappola.

Der gnädige Herr blühen aber wie eine Rose.

Sebastiano.

Nur Schein, Trappola, nichts als Schein, ich muß das besser wissen. Der Doktor hat noch gestern den Kopf über mich geschüttelt! Er hat den Kopf geschüttelt, sag' ich dir, was kann man von einem Doktor mehr verlangen? — Es steht gewiß gefährlicher mit mir, als wir uns beide einbilden können.

Trappola.

Das Ungeheuer ist für diesen Staat doch eine große Landplage.

Sebastiano.

Ja, das liegt mir nun auch auf dem Herzen. Dieser Staat war ein so niedlicher Staat, als nur einer sein kann, so sauber eingerichtet, daß einem das Herz im Leibe lachte, die Geschäfte gingen ihren Gang, kein Mensch wußte, wie, die gehörige Anzahl armer Sünder immer in den Gefängnissen — alles in der vortrefflichsten Ordnung — und nun, wie? woher? steht in den benachbarten Gebirgen ein fürchterliches Ungeheuer auf, das das Land verwüstet, Menschen erwürgt, die Poststraße unsicher macht, Briefe erbricht und unterschlägt, in Summa, alles hier in Verwirrung, Unordnung und Wildheit verkehrt. Und welche

Mittel soll man dagegen brauchen? Ja wenn ich nicht so krank und schwach wäre, so ließe sich vielleicht noch auf Rettung denken; aber so, fürcht' ich, ist das ganze Land ohne Barmherzigkeit verloren. Das grausame Ding da draußen wird sich der Hauptstadt immer näher fressen, und dann à dieu Herrlichkeit, Gelehrsamkeit, Magistrat und Ministerium.

Trappola.

Man erfährt nicht genau, wie viele gute Bürger und Unterthanen es in diesem Monat schon verzehrt hat.

Sebastiano.

Man wird am Ende noch das ganze Gebirge, in dem es sich aufhält, in die Luft sprengen müssen.

Trappola.

Freilich; aber was machen wir mit dem verzauberten Hain, in dem die wunderbaren Stimmen wohnen, in welchem Sang und Klang zu Hause ist? — Ich fürchte, dort wird ihr strenges Gebot, das Singen betreffend, nichts helfen.

Sebastiano.

Da seht ihr Gesindel, wie sehr ich Recht habe, daß kein vernünftiges Wesen singt und klingt. Da ist nun wieder eine andere Hauptsorge. Sollte sich ein vernünftiger Mensch dergleichen tolles Zeug auch nur einbilden können? Fast um die nämliche Zeit, in der das Ungeheuer entstand, zeigte sich eine andere seltsame Erscheinung. Ein benachbarter Wald, der allerhand Göttern durcheinander gewidmet ist, wird mit einem male verzaubert. Kein Mensch darf ihm zu nahe kommen, alle Phantasterei und Tollheit ist dort einheimisch, wer sich ihm nähert, wird von süßen Gesängen wie

mit Gewalt hineingezogen, er weiß nicht, wie ihm geschieht, der Verstand entweicht und der komplette Wahnsinn befällt einen solchen Unglücklichen.

Trappola.

Und noch kein einziger ist wieder zurückgekommen. Die naturforschende Gesellschaft vermuthet, daß sie dort alle in Affen oder dergleichen Kreaturen verwandelt werden.

Sebastiano.

Es mag wohl sein, und so sind nun schon viele junge Leute verloren gegangen, die dem Staate wohl bessere Dienste hätten leisten können. Der Satan muß es auf unser Land recht eigentlich abgesehn haben, daß diese zwei Dinge von beiden Seiten alles mögliche dazu beitragen, Handel und Wandel, Flor und Bildung der Unterthanen zu unterbrechen. Und dabei meine Schwächlichkeit! — und Ihr Bösewichter setzt Euch dahin, laßt Euch beim Weine wohl sein, singt und brüllt, und kümmert Euch den Henker darum, ob die Väter des Landes graue Haare kriegen oder nicht.

Der Minister Samieli mit Gefolge.

Samieli.

Mein Herr, der Staatsrath will sich versammlen, man hat Sie schon in allen Winkeln und Ecken in der ganzen Stadt gesucht, aber Sie sind immer nirgend zu finden: da stehn Sie nun und plaudern mit dem ersten Besten, der Ihnen in den Wurf kömmt, aber es ist jetzt nicht Zeit zu dergleichen. Kommen Sie.

geht mit den übrigen.

Sebastiano.

Komm Trappola, man muß ihn schon reden lassen; siehst, das ist Politik. sie gehn.

Der Prinz Aldrovan kömmt.

Aldrovan.

Sei mir gegrüßt du holde Einsamkeit! Hier kann ich ungestört mit meinem Gram in Gesellschaft sein. Aus allen Blumen duften mir die süßen Schmerzen entgegen, die meinen Geist gefangen halten. Sie kömmt vielleicht, sie sucht mich wohl, wie ich sie anzutreffen wünsche. — O Hoheit! wie schwer liegst du auf meinen Schultern und meinem Herzen, daß ich dich nicht, als eine lästige Bürde, abschütteln darf! Wie gern wollt' ich alle meine Hoffnungen gegen eine ruhige Schäferhütte austauschen, mein Reich gegen einen Rasenplatz und einen schattigen Wald! — O! holdselige Angelica! — wie es mich in ihrer Nähe mit aller Sehnsucht der Liebe umfängt, alle Töne in den Blättern der Bäume, das Rieseln dieser Springbrunnen, alles ist mir Botschaft von ihr, alles bringt mir Kunde von ihrer süßen Liebe.

Töne einer Zitter aus dem Gartenhause.

O lieber Klang! —
Wie alle Sinne nach ihr hingezogen werden.
Ja dieser Garten ist für mich der Hain,
In dem der allgewaltge Zauber wohnt.
Auch diese Töne reißen meine Sinne
Unwiderstehlich nach;
Der Wahnsinn rauscht um mich mit Flügeln
Und deckt mir Aug' und Ohr,
Daß ich nur sie in weiter Welt vernehme.

Ein Lied, von innen gesungen, mit der Zitter begleitet.

O! süß' Verlangen,
Nun bin ich dein;
Ich soll gefangen,
Verschlossen sein.
Das holde Sehnen,
Hält bei mir Wacht,
Und weckt die Thränen,
So Tag als Nacht.
Giebst Du mich nimmer,
Der Banden frei,
Daß ich im Schimmer
Zufrieden sei?
Doch laß mich wohnen
In Ketten hier,
Ich finde Kronen,
Ach, nur bei Dir.

Aldrovan einfallend.

Laß mich den Armen
Gefangnen ein,
Bei Dir erwarmen,
In Freiheit sein!

Angelica tritt heraus.

Angelica.

Mich ruft der süße Ton der Liebe;
Wie lang' hab' ich Dich nicht gesehn.

Aldrovan.

Der Himmel war mir immer trübe,
Ich komme gleich zurück zu gehn.

Angelica.

Du kömmst und willst so eilig scheiden,
Was hab' ich, Trauter, Dir gethan?

Aldrovan.

Du weißt, ich soll Dich strenge meiden!
Ach einsam, rauh ist meine Bahn!

Beide.

O Götter! die ihr Liebe schirmet,
O, sendet eure Hülfe nieder!

Angelica.

Ja, Freund, wenn Wolken ausgestürmet,
So scheint die lichte Sonne wieder.

Aldrovan.

Ach nirgends kann ich Sonnen finden,
Mein Auge sucht, doch nur vergebens.

Angelica.

O holde Freude meines Lebens,
Dir darf nicht jede Hoffnung schwinden!
Lieb ich Dich nicht wie sonst?
Bist Du mir nicht in Liebe zugethan?
Was kümmern uns die andern Menschen?

Beide.

O holder Liebe Schein!
Gänzlich dein eigen sein!
Mit Herz und Leben dein!

Aldrovan.

Ich muß zurück, denn kaum
Entschlich ich meinen Wächtern.

Angelica.

Lebe wohl, gedenke mein.

Beide.

O holder Liebe Schein!
Mit Herz und Leben dein!

beide von verschiedenen Seiten ab.

Zweite Scene.

(Pallast, der versammelte Rath.)

Der König, Climene die Königin, Sebastiano, Samieli, Rathsherrn, Gefolge.

König.

Unser Sohn ist noch nicht zugegen — ich vermisse ihn ungern — Wo bleibt er?

Climene.

Er wird gewiß sogleich erscheinen.

König.

Der ganz Rath muß auf ihn warten — ich sehe dergleichen Unordnungen sehr ungern. — Nun sind wir hier versammlet und müssen noch immer seinetwegen mit Rathschlagen inne halten.

Climene.

Er ist vielleicht auf der Jagd.

Sebastiano.

Nein, Ihro Königliche Majestät, — mich dünkt, er ist nur noch einmal durch den Garten spazieret.

König.

Dergleichen soll nicht sein, ich habe es schon wiederholentlich verboten!

Climene.

Mein theurer Gemal, Du erzürnst Dich.

König.

Ich will mich erzürnen und damit ists aus! — Du bist meine gute geliebte Königin, er ist nicht Dein Sohn, er liegt Dir nicht so am Herzen, — aber mir —

Climene.

Glaubst Du, daß ich ihn darum weniger liebe?

König.

Sieh, aufrichtig zu reden, ich glaube nichts. — Aber er mißbraucht meine Güte und Deine Fürbitten, er ist ein Mensch, der sich unter seinem Stande verliebt hat, und das ist unschicklich. Ist es nicht sonderbar? Seit ich mit Dir vermählt bin, ist meinem Reiche nichts als Unglück zugestoßen. Die Götter sind neidisch über mein großes Glück. Mein erstgeborner Sohn hat sich seitdem verloren, Niemand weiß, wohin; mein zweiter Sohn verliebt sich in die Tochter einer alten Gärtnerwittwe; ein Ungeheuer verwüstet die Gränze, und ein verzauberter Wald macht die Leute unsinnig. Du, meine schöne Gemalin, bist mein einziger Trost bei diesen Stürmen des Schicksals.

Der Prinz Aldrovan tritt ein.

König.

Da ist er — Nun kann das Gericht seinen Anfang nehmen. — Wo bist Du gewesen mein Sohn? — Fangt nur immer an Euch zu bedenken, laßt Euch nicht stören, ich will Euch schon zu rechter Zeit in die Rede fallen. — Nun so sprich, Aldrovan, wo läufst

Du denn immer herum? Schickt sich dergleichen für einen Kronprinzen? Was werden die Leute dazu sagen?

Aldrovan.

Ich dachte nicht, mein gnädigster Vater, daß Ihr unter Euern weisen Räthen mich vermissen würdet.

König.

Ach was weise Räthe! — Du bist mein Sohn, Du sollst mir immer zur Seite bleiben! Es ist genug, daß ich den einen Sohn verloren habe, Dich will ich bewahren, wie die Augen im Kopfe. — Sieh à propos Augen — da gehn sie mir grade über, indem ich nur an Deinen Bruder denke.

Aldrovan.

Mein Vater —

Climene.

Mein königlicher Gemal —

König.

Nun seid nur ruhig, es hat nichts weiter auf sich, man muß auch zur Abwechselung einmal weinen, denn dazu sind ja die Thränen. — Nun wieder auf die Deliberation zu kommen — wie weit seid Ihr denn damit ihr Herrn?

Samieli.

Wir warten nur auf Eure Gegenwart, auf Eure Aufmerksamkeit, mein König. — Es sind Gesandten draußen, die eingelassen sein wollen.

König.

So laßt sie schnell hereintreten.

Milon und Curio treten ein.

Milon und Curio knieen.

Wir sind Eure getreusten Unterthanen.

König.

Steht auf Leute, ich weiß, daß ich dazu da bin Euch anzuhören. — Es ist, wie ich schon oft gesagt habe, grade wie mit dem Essen beschaffen. — Stille, geduldet Euch nur einen Augenblick, es wird mir sogleich wieder beifallen, es ist ein alter Spruch, den ich schon manch liebes Mal wiederholt habe. — Ja — wie man nicht lebt um zu essen, sondern ißt um zu leben — bedenkt meine Kinder, das ist ein sehr schöner Gedanke — grade so fügt sichs auch, daß ich, der König, nicht regiere, — ich wollte sagen, daß Ihr meine Unterthanen — recht! so ists recht; — Ihr meine Unterthanen, nicht darum als Unterthanen da seid, weil ich Euer König bin, — sondern vielmehr umgekehrt, — nun paßt auf die überraschende Wendung! — ich bin nur König, weil Ihr da seid, Euretwegen, weil Ihr meine Unterthanen seid — Ha ha ha! nun, hab' ichs nicht sauber getroffen? Was sagt Ihr dazu? Nicht wahr, diese übermenschliche Humanität in mir hättet Ihr nicht vermuthet. Nun sprecht, denn ich denke, Ihr sollt dadurch, als meine lieben Freunde, ein gutes Zutrauen zu mir bekommen haben. — He, mein Sohn? Sieh, so muß man regieren! o lern es früh, dergleichen kannst Du in meinem Alter gebrauchen. — Nun, meine lieben Leute?

Milon.

Mein König, wir kommen von der Grenze Eures Landes, von dem Gebirge.

König.

Aha! nordöstlich — ja ja, ich kenne das Ding schon. Es liegt so etwas hoch, nicht wahr? Nicht grade so

ganz — nun ich bin vor langen Zeiten einmal da gewesen.

Milon.

Das Ungeheuer, der Drache —

König.

Recht, ganz Recht, der wohnt itzt da —

Milon.

Ja, Ihro Majestät, und es ist jetzt mit der Bestie durchaus nicht mehr auszuhalten.

König.

Wie so?

Milon.

Er frißt alles weg, was ihm nur vor den Schnabel kömmt, wir können in diesem Jahre unsre Zinsen oder Attribute, wie man's nennt, durchaus nicht bezahlen, und darum sind wir im Namen der ganzen Gemeinde abgeschickt.

König.

Nun seht da die Ruthe des Himmels! wo Rath? wo Hülfe hernehmen? *er weint.*

Samieli.

Mein König, das scheint mir alles nur eine Windbeutelei zu sein. — Wer von Euch hat denn den Drachen, wie Ihr ihn nennt, gesehn?

Milon.

Ach keiner von uns, gestrenger Herr Minister, wir nehmen uns gar sehr in Acht.

Samieli.

Woher wollt Ihr denn aber wissen, daß das Ding dort lebt?

Milon.

Einer sagts immer dem andern, und die Heerden fehlen doch, die Reisenden werden angefallen, kurz, es kann doch Niemand läugnen.

Samieli.

Aber was soll denn nun die Regierung zu Eurem Besten thun?

Milon.

Sie soll, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, den Drachen ordentlich wegfangen, ihm eine Falle stellen, wie dem Maulwurf oder den Ratzen.

Climene.

O mein theurer Gemal, tröstet Euch, erhaltet Euch mir zur Liebe, wenn Ihr es nicht zum Besten des Landes und Eurer Unterthanen thun wollt.

König.

Ihr Abgeordneten, tretet ab! Milon und Curio gehn ab. Ja, was ist nun zu thun? Alle Tage neues Unglück; neue Klagen!

Sebastiano.

Das Rindfleisch wird am Ende nicht mehr mit Gelde zu bezahlen sein, wenn dem Ungethüm in seinem Wüthen nicht Einhalt geschieht!

Ein Bedienter kömmt.

Bedienter.

Ein junges schönes Mädchen ist draußen, sie weint und schluchzt, sie wünscht die Ehre zu haben, Ihro Majestät nur auf einen Augenblick zu sprechen.

König.

Was wird denn das wieder sein? — Laßt sie herein kommen.

Bedienter ab, Doris kömmt und kniet nieder.

Doris.

O! hört mich, mein allerhuldreichster Monarch, um Eurer wohlbekannten Milde willen, hört mich an!

König.

Rede.

Doris.

Und Ihr, meine Königin, Ihr Muster aller Frauen, Ihr Preis unsers Zeitalters, o! vereinigt Eure Bitten mit den meinigen. — So erfahrt denn, daß mich schon seit einem Jahre Alcest unaussprechlich liebte, ich erwiederte seine Zärtlichkeit — und ach! — übermorgen sollten wir unsre Hochzeit feiern.

Aldrovan.

Uebermorgen?

Doris.

Welch Glück war dem meinigen zu vergleichen! Gestern sprachen wir zufälliger Weise über den verzauberten Hain, der auch Eurer Majestät bekannt sein wird, wir geriethen in einen kleinen Streit, und er kam auf die unglückselige Neugier, den verwünschten Wald zu besuchen, er behauptete, daß ihn keine Gewalt bezaubern und von mir abwendig machen solle, er ging hinein, und ach! — heftig weinend. er ist nicht zurückgekommen!

Aldrovan.

O mein Vater, ihr Räthe des Reichs, sollen wir es dulden, daß die armen Einwohner dieses unglücklichen Landes noch länger durch Feen und Ungeheuer beunruhigt werden? Nein, zu unsrer eignen Ehre müssen wir ihnen Hülfe leisten, die benachbarten Nationen werden sonst unserer spotten, wenn hier Unterthanen beraubt,

dort verzaubert, hier erwürgt und verzehrt, dort verwandelt werden.

König in Eifer.

Ungerathner Sohn! was verlangst du denn, daß ich thun soll? — Geh, Mädchen, tritt ab, — ihr alle macht mir den Kopf beinah allzuwarm, — entferne Dich, Mädchen, wir haben jetzt etwas zu sprechen, das Du nicht hören sollst. — Ich sage noch einmal, was soll ich denn dabei thun, daß Du Dich unterstehst, so in Eifer zu gerathen? — Ins Henkers Namen geh! Du siehst ja wohl, daß ich allein sein will! Doris ab. — Nun so rede einmal! Soll ich nach dem Walde hinaus? und ihr etwa ihren Liebhaber heraussfangen? Und wenn ich ihn erwische, so ist noch immer die Frage, ob ich ihn wieder aus einem Affen zurück in einen Liebhaber verwandeln kann. Am Ende könnte ich über die saubre Geschichte selber verwandelt werden, und so käme zum Argen noch das Aergste. — Nein, jeder ist sich selbst der Nächste.

Samieli.

Mein König, Ihr erhitzt Euch vergeblich, und werdet über diesen Wirrwarr noch kindisch werden.

König.

Ja! ich möchte lieber gleich in den Wald hinausrennen, um nur in größter Behendigkeit wahnsinnig zu werden.

Samieli.

Der Liebhaber dieses Mädchens war ohne Zweifel schon vorher unklug, denn sonst wäre er gar nicht darauf gefallen, in den berüchtigten Wald zu gehn.

König.

Ist auch wahr, das hätte ich nur gleich bedenken sollen.

Sebastiano.

Es sind bedenkliche Zeiten! — Ein Wunderzeichen nach dem andern — was es für ein Ende nehmen wird!

Samieli.

Lauter dummes Zeug, lauter Unvernunft! Ungeheuer, verzauberte Haine! hab' ich in meinem Leben so was gehört? Sollte man sich's vorstellen, daß gesetzte, erwachsene Leute auf solche Kinderpossen etwas geben würden? Man sollte denken, man wäre mit dem Zeitalter fortgeschritten, — aber nein, alles kehrt sich wieder um, wir fallen in den alten Aberglauben zurück, und die Früchte der Aufklärung fangen schon an schimmlicht zu werden. Selbst Minister lassen sich den Kopf davon einnehmen, und hundert Gulden will ich gegen zwei wetten, daß das Ungeheuer, über das wir heulen und schreien, der verzauberte Wald und all die Ungereimtheiten, nirgend anders, als in unserer Imagination existiren, und es heißt daher wohl mit Recht, wenn man kein Unglück hat, so macht man sich welches.

König.

Ihr habt nicht so ganz Unrecht, Minister.

Sebastiano.

Aber die Leute sagen doch —

Samieli.

Ja die Leute sind grade die rechten dazu, um etwas zn sagen.

Ein Bedienter kömmt.

Bedienter.

Jhro Majestät, es ist ein wunderbarer seltsamer Mann an den Hof gekommen, der sich durch mich anmelden läßt, er sagt, er sei ein Prophet und bittet dringend vorgelassen zu werden.

Samieli.

Wieder was neues! Ich trage darauf an, daß man ihn gar nicht hereintreten läßt.

Bedienter.

Er behauptet, er wisse ein Mittel, dieses Reich von allen Unglücksfällen zu säubern.

König.

Da ist es denn doch wohl meine Schuldigkeit, ihn anzuhören.

Bedienter ab, kömmt mit dem Propheten zurück.

Samieli.

Wer seid Ihr?

Prophet.

Durch die Gnade der Götter und mit Ihrer gütigen Erlaubniß, ein Prophet!

Samieli.

Nein, es ist nicht mehr auszuhalten! Mein gnädigster König, Ihr werdet erlauben, mich wegzubegeben, denn diese Tollheiten wollen sich in meinem Kopfe nicht zusammen reimen. Man kann es ja mit Händen greifen, daß es nur Possenspiele sind. Ich sehe, daß meine Reden unnütz sind, aber niemals sollen die Geschichtschreiber der künftigen Jahrhunderte erzählen

können, daß ich bei dieser Sitzung zugegen gewesen. Adieu! geht ab.

Sebastiano.

Desto besser — nun können wir ja diesen Propheten recht gemächlich anhören.

König.

Er ist ungestüm, der redliche Mann.

Sebastiano.

Etwas grob mit Ihrer Erlaubniß.

König.

Also rede mein Prophet.

Prophet.

Ja Prophet von Gottes Gnaden
Bin gesegelt übers Meer.
Großer König, nicht zu schaden,
Dir zu nutzen kam ich her.

Ich weiß von Zauberein,
Kann in den Händen sehn,
Was soll und muß geschehn,
Von allem groß und klein.

In Sternen kann ich lesen,
Ich höre Sphären singen,
Was künftig, was gewesen,
Und jedes muß gelingen.

Wenn Zeitungsschreiber lügen,
Sei's auch in Mohrenland,
Wohin die Flotten fliegen
Und ob die Feinde siegen,
Ist mir sogleich bekannt.

König.

So wißt Ihr also auch ein Mittel für unsere Umstände? der verzauberte Hain, das Ungeheuer — Ihr habt wohl davon gehört?

Prophet.

Jedes Kind in Ihrem Reich spricht davon. Es wird daher kein beßres Mittel sein, als irgend einen gescheidten Mann nach den Weissagungsfelsen zu schicken.

König.

Was sind die?

Prophet.

Eine wüste furchtbare Gegend, hinter dem langen Wald, die von großen Felsen eingeschlossen ist und die nur selten ein menschlicher Fuß betritt. Dort, in den Felsen eingeschlossen, wohnen viele weise Männer, denen Zukunft wie Vergangenheit und alle Mittel gegen Unglücksfälle bekannt sind.

König.

Ihr sagtet ja, daß Ihr Euch selber mit Prophezeien beschäftigt.

Prophet.

Doch dringt mein Blick nicht so tief, um hier zu rathen.

König.

Und wie findet man diese weisen Männer?

Prophet.

Der Gesandte, wenn er in jene Gegend gelangt, darf nur diesen Zettel laut ablesen, so öffnen sich nach und nach die Felsen, die weisen Männer sitzen drinne, man trägt ihnen das Gesuch vor und sie beantworten die Fragen.

König.

Ihr, mein Minister Sebastiano, sollt den Auftrag haben, diese Männer aufzusuchen, und Euch von ihnen rathen zu lassen.

Sebastiano.

Mein König, die Schwäche meines Alters, meine Krankheit wird mich zu einer solchen Reise untüchtig machen. Man sollte unmaßgeblich lieber den muntern, starken, gesunden Herrn Samieli dort hinschicken.

Climene.

Sie wissen ja, daß er sich niemals dazu bereden ließe, weil er alle diese Dinge nicht glaubt. Sie gehn dorthin, meine und des Königs Bitte werden Sie bewegen.

König.

Ja mein Getreuer — Also ist hiemit nun die Sitzung unserer Rathsversammlung aufgehoben. Wir danken Euch, Herr Prophet, für Eure Mühwaltung, die Ihr zu unserm Besten übernommen habt. — Komm meine theuerste Gemalin. sie gehn ab.

Sebastiano.

Wieder eine neue Last! Aber der Königin darf man nicht viel widersprechen. — Ein elendes miserables Leben, in den Geschäften grau zu werden.

geht ab.

Dritte Scene.

(Gartenplatz, Nacht.)

Oriana, eine Alte mit einer Krücke.

Oriana.

Angelika schläft, die Mitternacht ist da: mich wundert, daß sich die Königin noch nicht auf dem abgeredeten Platz einfindet. Die Sterne verbergen sich, Feenschwärme ziehen auf schwarzen Wolken durch die Luft; jetzt ist die Zeit bequem zur Zauberei. O Elfino! wie demüthigst du mich, daß ich diese schmälige Gestalt tragen muß, daß ich unter allen Beschwerden des Alters und der Sterblichkeit leide? Aber meine Rache soll dich dennoch verfolgen, niemals sollst du deine Tochter wiedersehn, der mächtige Olallin wird mich auch ferner beschirmen. — Sie kömmt nicht, — ich gehe, um alle Thüren des Gartens zu verschließen, damit uns kein Ueberlästiger in unserm Werke störe. sie geht.

Die Königin Climene kömmt.

Climene.

Ich schaudre durch die einsame Nacht zu gehn, das Geräusch der Blätter erschreckt mich, die wohlbekannten Gänge erscheinen mir fremd und furchtbar. — Sie ist nicht hier. — Hat sie den Platz, hat sie die Zeit vergessen? Was will ich hier?

Oriana zurück.

Oriana.

Nun sind wir sicher. sie geht und holt einige bunte Lampen, die sie in die Bäume hängt.

Climene.

Soll das Werk beginnen?

Oriana.

Sogleich.

Climene.

Ist die Zeit günstig?

Oriana.

In dieser Stunde. Dann rückt die Morgenröthe herauf, und mit den ersten Strahlen, die über dem Horizont sichtbar werden, entfliehn alle Nachtgeister; wer sie dann auf ihrem Fluge beschwört und sie durch Zauber-Gesänge herunterzwingt, steht in Gefahr von ihnen verletzt oder getödtet zu werden.

Climene.

Woher hast Du diese Kenntnisse?

Oriana.

Ich bin nicht, was ich Dir scheine, die arme Witwe eines Gärtners, auch ist meine Tochter nicht meine Tochter, — die Zeit wird auf ihrer Wanderschaft alles ans Licht bringen.

Climene.

Warum vertraust Du mir nicht?

Oriana.

Stille Deine Begier mehr zu erfahren, vielleicht entwickelt sich in wenigen Tagen alles.

Climene.

Wir waren schon oft an diesem Orte, schon manches Werk ward hier ausgeführt, aber noch nie war mir so bange.

Oriana.

Störe die Handlung durch keine unglückliche Ahndungen, sie muß gelingen.

Climene.

Der Sohn des Königs, er muß vertilgt werden!

Oriana.

Es ist mein Wunsch wie der Deinige.

Climene.

Aber wo ist er, der Erstgeborne geblieben? darfst Du mir's nicht entdecken?

Oriana.

Die Zeit wird alles verkündigen.

Climene.

Aldrovan muß fallen, auch wenn unser Werk mißlingt, ich habe schon mit Sebastiano Abrede genommen.

Oriana.

Erhalte Dir nur die Liebe des Königs.

Climene.

Er ist ganz in meiner Gewalt, mit jedem Tag wird sein Gemüth schwächer, er hat mir seit den zwei Jahren, daß wir mit einander vermält sind, noch kein unfreundliches Wort gesagt.

Oriana.

Jetzt ist die Stunde da —
Die Geister sind uns nah —
Um Mitternacht
Da halten unsre Bundsgenossen Wacht.

Climene.

Stille! — mich dünkt, ich höre jemand. —

Oriana.

Stör' mich nicht, Niemand kann zu uns kommen. —

Seid ihr auf den Wolkenzügen?
Schwebt ihr dort in Dunstgestalt?
Ja ich seh die Geister fliegen,
Nieder zieht sie unsre Spruchgewalt!

Climene.

Soll ich auf dem verborgnen Altar das Rauchwerk anzünden?

Oriana.

Thu es und sprich kein Wort dabei. —
Bist du, Olallin, in der Nähe?
Hörst du wohl mein innig Flehn?
So komm, daß uns dein Fittig wehe,
Laß mich dein furchtbar Antlitz sehn!

Der Altar brennt, Rauchwolken entzünden sich.

Oriana fortfahrend.

Der Dampf mischt sich mit Himmelsdunst,
Und dringt mit magischer Gewalt
In ihre magische Wesenheit,
Das macht die hohe geheime Kunst,
Die Kunst, so wie die Sündfluth alt.
Die Stunde rückt, nun ist die Zeit.

heftig hin und her gehend.

Singe das bekannte Lied!

Climene auf den Knieen.

Höre! höre!
Ich beschwöre

Bei den Sternen,
Himmelsfernen,
Erdenklüften,
Meeresschlüften,
Hört die Lieder,
Senkt euch nieder
Aus den Bäumen,
Sternen-Räumen,
Aus den Gründen
Mich zu finden!
Neige dich, neige
Meiner Gewalt!
Zeige dich! zeige
Dich, Geistes-Gestalt!

Pause.

Oriana.

Still! —
Ruft es nicht aus den Bergen her?
Säuselts nicht wogend übers Meer?
Stille!

Climene.

Neige dich, neige
Meiner Gewalt,
Zeig' dich, o zeige
Dich Geistes-Gestalt! —

Pause.

Oriana.

Stille! —
Rauscht es nicht von weiten?
Hörst du sie schreiten? —
Singt dir kein Kobold nach?

Wird denn kein Echo wach? — —

heftig.

Lauter, laut, mit heftigerm Schrei,
Ziehe sie, zwinge sie, stürm sie herbei!

Climene.

O ihr schnellen
Furcht-Gesellen,
Geist-Gestalten,
Die da walten,
Wo kein Blick sie erreicht,
Wo alles Leben weicht: —
Hört mich in unterirdischen Wegen,
Drängt euch ihr höllischen Scharen entgegen!
Hört mich! hört mein Geschrei!
Macht mich des Grimmes frei! —

Pause.

Oriana.

Stille! —
Zittert die Erde nicht?
Wankt nicht der Lampen Licht? —
Hörst du die bleichen
Gesellen nicht schleichen?

mit dem heftigsten Ausdruck.

Laut und lauter schrei die Lieder!
Zwing' sie mit Entsetzen nieder,
Laß in grausen Ungewittern
Im tiefsten Grund das Geisterreich erzittern.

Climene.

Reißt Euch durch Felsenspalten
Nächtliche Grimmgestalten!

Wandelt, erstarrt mein Blut,
Erschüttert den frevelnden Muth!
Nimm schwarzes Höllen-Chor
Die gräßlichste Larve vor!
Aber zeigt! zeigt! zeigt euch!
O neigt! neigt! neigt euch!

Oriana.

— Still
Die Felsen klingen,
Die Geister bringen
Uns stillen Gruß.

Echo leise Stimmen weit ab.

Wir neigen, wir neigen
Doch zeigen, uns zeigen
Ist uns nicht vergönnt.

Oriana und Climene auf den Knieen.

Olallin, großer König, zwinge,
Daß uns dein Werk, dein Werk gelinge;
Zwinge,
Und bringe
Sie alle herbei!!

Eine tiefe Stimme.

Ich zwinge sie —
Ja!
Aber bringe sie
Heute nicht nah.

Oriana und Climene.

Wehe! Wehe!

Verloren!
Wehe! Wehe!
Verloren!

Echo und Stimme zugleich.

Ich zwinge sie
Ja!
Aber bringe sie
Heute nicht nah.

Wir neigen, wir neigen
Doch zeigen, uns zeigen
Ist uns nicht vergönnt.

Die Töne verhallen, wie in der Ferne Altar und Lampen verlöschen. Morgenroth.

Oriana.

Auf! unsere Arbeit war vergebens. Der furchtbare Elfenfürst hat sich uns abgewandt. — Hinweg! der Morgen bricht an!

Climene.

Hinweg! hinweg! Beide schnell von verschiedenen Seiten ab. Man hört ganz in der Ferne einen Marsch von Waldhörnern.

Angelica tritt auf.

Angelica.

Es ist noch früh, die ersten Strahlen spielen herauf und küssen das fliehende Gewölk. — Ich höre seine Jagdhörner. — Ein tiefer Schlaf hielt in dieser Nacht meine Sinne gefesselt und nun bin ich ermatteter als zuvor. — Ich muß zurück; ich darf ihn nicht begrüßen. — O Schmerz der hoffnungslosen Liebe! — Er jagt — o du gute Göttin Diana schütze ihn, den Liebling meines Herzens; sieht er doch deinem Endymion so ähnlich, um den du noch immer klagst, denn jede Morgenröthe findet deine Thränen noch am grünen Grase. sie geht.

(Der Marsch näher, ein Chor von Jägern tritt auf, Rondino unter ihnen, Aldrovan an ihrer Spitze.)

Chor.

Es dampfen die Büsche
Mit lieblicher Frische,
Der Morgen so schön!
Auf, Jagdkameraden!
Ihr werdet geladen
Durch Hörnergetön!

Aldrovan.

Die Rosse sie stampfen,
Sie schnauben und dampfen
Vor feurigem Muth.
Besteigt sie in Eile
Und röthet die Pfeile
Mit spritzendem Blut.

Chor.

Es dampfen die Büsche
Mit lieblicher Frische,
Der Morgen so schön!
Auf Jagdkameraden!
Iht werdet geladen
Durch Hörnergetön! Mit einem Marsche ab.

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Erste Scene.

(Waldplatz — ein Marsch aus der Ferne.)

Die Jäger zurück, Aldrovan unter ihnen und Rondino.

Chor.

Wir kehren nach Haus,
Mit Beute beladen,
Wir flogen Wald aus,
Im Thau zu baden;
Wir kehren nach Haus,
Mit Beute beladen: —
Es sprach im Zorn,
Das Jägerhorn
Tarrah! Tarrah!
Es bellten die Hunde, —
Nachhallt' es im Grunde,
Bau! bau!
Es tönt in die Runde
Tarrah! bau! bau!
Bau bau! Tarrah!
Gewieher der Rosse,
Getön der Geschosse,
Der Vogelsang
Ding dang!

Tarrah! Bau bau! ding dang!
Wir kehren mit Klang
Mit Beute beladen,
Frohlockend nach Haus

alle ab, bis auf Rondino.

Rondino.

Ich will Camillen hier erwarten.

Camilla kömmt mit einem Sonnenschirm.

Camilla.

Sieh mein Bester, wie viel ich Deinetwegen thue.

Rondino, ihr die Hand küssend.

Ich erkenne es, wie ich soll. — Aber wie bist Du dem eifersüchtigen Trappola entgangen?

Camilla.

O der hat jetzt lauter Staatsgeschäfte im Kopfe, er ist seit gestern der erklärte Liebling des Ministers Sebastiano und soll mit ihm die Reise nach den Weissagungsfelsen unternehmen.

Rondino.

O Camilla! welche Zeit der Unruhen ist dies!

Camilla.

Ja wohl, kein Mensch ist seines Lebens sicher.

Trappola kömmt geschlichen und versteckt sich hinter die Gebüsche.

Rondino.

Liebst Du mich denn, mein holdes, süßes Mädchen? — Nein, mein Kind, bedecke Dein errröthendes Gesicht nicht mit diesem neidischen Sonnenschirme, laß mich diese hellen Augen betrachten, diese Hände, diese Lippen küssen.

Nimm den Schwur der treusten Seele,
Quäle
Länger nicht des Freundes Herz.
Wähle,
Daß sich lindre dieser Schmerz.

Camilla.

O mein Freund, ich muß durch Schweigen
Zeigen,
Daß mich Leichtsinn nicht bethört,
Eigen
Hat Erfahrung mich belehrt.

Trappola bei Seite.

Ei du tugendhaft Gemüthe!
Wüthe,
Schmerz mit tobend wilder Gluth!
Hüte
Dich, sonst fließt des Feindes Blut.

Rondino.

Traute Liebe
Uns erhält.
Ach was bliebe
In der Welt,
Wenn sie wiche?
Freud' erbliche,
Alles todt.

Camilla.

Traute Liebe
Uns vereint;
Ach was bliebe
Ohne Liebe?
Sie nur scheint

In dem Glanze,
Lebt im Tanze,
Alles eint
Ihr Gebot.

Trappola.

Traute Liebe!
Nein ein Geck,
Wer da bliebe,
Großer Schreck,
Wenn ich erscheine,
Thränen weine!

hervorkommend. Hinweg! hinweg!

Camilla.

O mein Freund, wo kamst Du her?

Trappola.

Wüthend, wie das wilde Meer.

Rondino.

Zorn thut allen Wesen Schaden.

Trappola.

Ja in Blut will ich mich baden,
In dem Blut der Ungetreuen,
Und sie soll, mit Fluch beladen,
Mich als ihren Henker scheuen;
Klopft nicht an die Thür der Gnaden,
Denn ich werde nie verzeihen.

Beide.

Mein Bester, so im Grimme?
O! höre unsre Stimme.

Trappola.

Ich bin taub und stumm, ich höre
Nur den Ruf der Ritterehre.

Beide.

O laß Dich erweichen,
Wir nehmen die Hand,
Als freundliches Zeichen,
Du läßt Dich erweichen,
Das ist ja bekannt.

Trappola.

Nein, nichts da von Hand!
Ihr werdet erbleichen,
Mich niemals erweichen,
Es zürnt mein Verstand.

wirft den Handschuh hin.

Da liegt er als Zeichen,
Bald liegt ihr als Leichen
Auf blutigem Sand.

er geht wüthend ab.

Beide ihm folgend.

Er giebt uns vermessen
Das grausame Pfand,
Es läßt sich ermessen,
Ihm fehlt der Verstand.

folgen ihm lachend.

Der König, von einem Mohren begleitet, der ihn mit einem kostbaren Sonnenschirm bedeckt. Der Minister Samieli.

König.

Und Ihr meint also — ach! ach! Es ist eine große Hitze, — Ihr meint also — wie sind wir denn dazu gekommen, bei dieser heißen Witterung spazieren zu gehn? — Ihr meint also —

Samieli.

Ja, mein gnädigster Herr, ich bin sogar fest über-

zeugt, daß es keine Gespenster, Zauberer und dergleichen giftiges Unkraut gebe — alles sind nur Phantome einer kindischen und in Furcht gesetzten Imagination.

König.

Aber, mein Bester, sie müssen doch auch sein.

Samieli.

Nein, mit Verlaub, Ihro Majestät, man muß sie durchaus nicht dulden, auch wenn sie es sich in der That herausnehmen sollten zu existiren.

König.

Nun wie Ihr wollt, — verdammt heiß! Sagt, Minister, wovon sind jetzt die Tage so heiß?

Samieli.

Das bringt der Kalender einmal so mit sich. Die Astronomie.

König.

Da müssen aber alle darunter leiden, — ach! ach! — Also, wieder auf den Aberglauben zu kommen, Ihr rathet zu strengen Maßregeln?

Samieli.

Nicht anders. Seht die ganze Welt umher an, wie lieblich und reizend aufgeklärt, allenthalben sind Geister und Zauberer abgeschafft, allenthalben spricht und schreibt man noch immer dagegen und der Unglaube an diese Märchen ist so stark geworden, daß man sogar auf diese Aufklärer nicht mehr Achtung giebt; — und Euer blühendes, mit geistreichen Köpfen und einsichtsvollen Leuten angefülltes Land soll immer noch ein Ball in den Händen der Dummheit bleiben? Nein, mein König, das müsse niemalen von Eurem vortrefflichen Königreiche gesagt werden, daß es hinter seinen Nach-

baren zurück bleibe. So wie es ein nothwendiges politisches Gleichgewicht giebt, so müßte auch billig ein Gleichgewicht in den Einsichten und Kenntnissen eingeführt werden.

König.

So aber fällt unsre Schale gewaltig nieder? Nicht wahr?

Samieli.

Allerdings!

König.

Nun das soll nicht sein, nein, Ihr habt Recht, das Gleichgewicht soll hergestellt werden! Nun sollt Ihr einmal Wunder erleben, was das Land für Fortschritte machen wird. Binnen kurzen sollen mir alle diese Ungeheuer, verzauberte Haine, Propheten und Weissagungsfelsen über die Gränze tanzen.

Samieli.

Mein König, alle diese Dinge existiren ja gar nicht.

König.

Noch besser! Nu seht einmal, wie kommode wir es dann haben.

Samieli.

Wenn ich seither von diesen Albernheiten so viel habe schwatzen hören, so kam es mir immer vor, als wenn sich ein Dichter aus Muthwillen dergleichen Erfindungen erlaubt hätte, um ein Theater-Stück mit Zauberei, wilden Bestien und dergleichen zu componiren.

König.

Recht, macht ein Stück daraus, mein Lieber, um sie alle zu beschämen.

Samieli.

Bewahre mich der Himmel, daß ich muthwillig oder gar witzig sein sollte.

König.

Warum nicht?

Samieli.

Geziemt sich nur für Narren, mein König, und zeigt auch gewöhnlich ein schlechtes Herz an.

König.

Ja, wenn das ist, so laßt es.

Die Königin mit Gefolge, Sebastiano.

Chor von Mädchen.

Zieht ihr warmen Sommerlüfte
Durch die Blumenfelder hin,
Stehlt dem Frühling seine Düfte,
Bringt sie unsrer Königin.
Wo sie wandelt, spielen Weste,
Folgen ihrem hohen Gang,
Vöglein freuen sich im Neste,
Grüßen sie mit Lobgesang.

Sebastiano.

Alles ist wahr, meine verehrungswürdige Königin, was die Leute da gesangsweise vorgetragen haben.

König.

Meine theure Gemahlin, wir haben hier eben Rath gehalten — aber Du setzest Dich der Hitze zu sehr aus — rath einmal, worüber wir Rath gehalten haben.

Königin.

Doch wohl über irgend einen wichtigen Gegenstand.

König.

Richtig. Wir haben nämlich beschlossen und uns vorgenommen, daß es keine Hexerei geben soll.

Königin.

Wie?

König.

Alles ist nämlich nur Fabel. Unser Land soll auch vorwärts kommen.

Königin.

Aber es leidet ja grade jetzt am meisten.

König.

Nun Samieli! das ist auch wahr, das Land leidet jetzt am meisten von dem Ungeheuer und dem verzauberten Walde, und ihr wollt mir einreden, daß beide gar nicht lebten. Was sagt Ihr denn dazu?

Samieli.

Mein König —

Climene.

Willst Du guten Rath verachten?
Rührt Dich nicht die große Noth?
Soll Dein armes Land verschmachten,
Jedem drohn der wilde Tod? —
Nein es wohnt in Dir Erbarmen,
Dich bewegt der Klageschrei,
Gütigst denkst Du aller Armen,
Rufst die Hülfe schnell herbei.

Der König hat sich indessen niedergesetzt und ist eingeschlafen.

König aufwachend.

Hört Leute, meine Gemalin hat immer Recht, wenn man die Sache genau untersucht. — Also es bleibt dabei, Sebastiano, Ihr müßt heute noch reisen.

König mit Gefolge ab.

Climene.

Ihr, Sebastiano, wißt meine Aufträge; vergeßt sie nicht, so lieb Euch meine Gunst und Euer Leben ist.

Sebastiano.

Eure Befehle leben immer in meinem Gedächtnisse.

Königin mit Gefolge ab, indem das Chor singt:

Zieht ihr warmen Sommerlüfte
Durch die Blumenfelder hin,
Stehlt dem Frühling seine Düfte,
Bringt sie unsrer Königin.
Wo sie wandelt spielen Weste,
Folgen ihrem hohen Gang,
Vöglein freuen sich im Neste,
Grüßen sie mit Lobgesang.

Sebastiano, Samieli bleiben.

Samieli.

Sebastiano, ich kenne Euch, alle diese Anstalten rühren von Euch her, Ihr seid selbst ohne Vernunft und wollt darum auch alle übrigen Menschen in ihrer Vernunft stören. — Aber ich gedenke es Euch! —

Sebastiano.

Was habe ich denn nun wieder gethan?

Samieli.

Den Aberglauben habt Ihr befördert, die Fortschritte des Jahrhunderts haltet Ihr auf, — Ihr seid ein Bösewicht!

Sebastiano.

Ein Bösewicht?

Samieli.

Ja, das will ich Euch ins Angesicht hinein bewei-

sen. — Da liegt meine Handschuh, hebt ihn auf, wenn Ihr Muth dazu in Euch fühlt.

Sebastiano ihn aufhebend.

Mein Freund, die Duelle sind verboten.

Samieli.

Ihr habt das Zeichen angenommen, und nichts kann Euch nun mehr entschuldigen. Wir werden uns zu treffen wissen. ab.

Sebastiano.

Es wird immer besser. Nun werde ich mich noch gar dafür todt schlagen lassen, daß es Ungeheuer und Feen giebt. — Meine Sorgen vermehren sich mit jedem Tage. — geht ab.

Zweite Scene.

(Gebirgsgegend.)

Ein Fremder

mit einer Tasche, der auf den Bergen umherkriecht.

Wie wunderbar und unerschöpflich ist die Fülle der Natur! — Hier ergötzt sich mein wißbegieriges Gemüth an der Mannichfaltigkeit der Kräuter und Gewächse, die alle aus dem mütterlichen Schooße der Erde entspringen.

Milon und Curio kommen.

Milon.

Da sind wir nun ganz nahe an unserer Heimath, wenn wir nur erst vor diesem verfluchten Berge vorbei wären.

Curio.

Flucht nicht Gevatter, haltet den Berg und das allerliebste Ungeheuer in Ehren; wer wird so gottlos sein! Leben und leben lassen, die Welt ist groß genug, es muß auch Ungeheuer geben.

Milon.

Wie kömmst Du denn mit einem Male zu dieser Frömmigkeit? Du hast ja den ganzen Weg über das Ding da oben verwünscht.

Curio.

Ich? o Gevatter, Lügen! Ich und verwünschen! Den Herr Nachbar da oben? daß mir dergleichen nur einmal in den Sinn gekommen wäre! Sieh, da kriecht er herum und frißt.

Milon.

Narr! das ist ja nur ein Mensch wie wir. — Was treibt Ihr denn da Landsmann?

Fremder.

Ich botanisire.

Milon.

Was ist das?

Fremder.

Ich suche allerhand Kräuter und Gewächse zusammen und bringe sie nachher in ihre gehörige Ordnung.

Milon.

Wißt Ihr wohl, daß dergleichen hier herum ein bischen gefährlich ist? Da oben wohnt ein fürchterliches Ungeheuer; habt Ihr nichts davon gehört?

Fremder.

Ich bekümmere mich nicht um Politica, sondern lebe nur allein meiner Wissenschaft.

Milon.

Da habt Ihr recht, politisch ist es genug, denn es frißt alles auf, was ihm in die Klauen kömmt.

Fremder.

So ist er kein Freund der Wissenschaften?

Milon.

O ja, Freunds genug, indem er Euch mit sammt Eurer Wissenschaft auffrißt.

Fremder.

Ich will nur noch einige von diesen Blumen mitnehmen, und mich dann auf den Rückweg machen.

Das Ungeheuer zeigt sich in einer furchtbaren Gestalt oben, die aber doch an die menschliche gränzen muß; es ist mit einer Keule bewaffnet.

Ungeheuer.

Der verhaßte Tag ist mir wieder erschienen!
O Schicksal! wann, wann endet deine Quaal?
Muß ich ohne Wechsel
Diese Pein, diese grimme Pein im Busen dulden?
Der Morgen kommt, ich hoffe jedesmal,
Und ohne Hoffnung sinkt der Abend nieder,
Weckt mich das Morgenroth zu neuem Schmerz. —
Und wilder geängsteter noch
Soll der Lauf meines Schicksals werden,
So hat es die dunkle Sage verkündigt!
In der Befreiung die schrecklichste Quaal,
In der Erlösung die furchtbarste Hölle.

Curio zitternd.

Nun da haben wirs! — da steht Ihro Excellenz.

Fremder.

Ist er das?

Milon.

Allerdings, nun gute Nacht Leben! er verzehrt uns alle drei.

Curio.

Ich habe ihm nichts zu Leide gethan, ich liebe und schätze ihn hoch, wie meinen leiblichen Bruder.

Ungeheuer.

Wieder ergreift mich
Der rasende Sinn
Wüthig, er schleift mich,
Durch Berge dahin.
Ohne Besinnen,
Bin ich gehetzt,
Und muß beginnen.
Was mich entsetzt.
Ich kann mich nicht halten,
Ich stürze Berg nieder,
Die wilden Gewalten
Beherrschen mich wieder.

Er rennt wüthend den Berg hinunter.

Alle knieend.

Gnade!

Ungeheuer.

Wie kommt Ihr hieher?

Fremder.

Die Wissenschaft der Botanik, wenn Ihnen dergleichen bekannt ist, hat mich hieher gelockt.

Milon.

Wir sind Abgesandte — respectiren Sie doch um Gotteswillen das Völkerrecht.

Curio.

Sind Denenselben auch ferner in treuster Liebe zugethan.

Fremder.

Will Ihnen meinen ersten schwachen Versuch dediciren, wenn sie mich nur für Heute mit Dero gütigen Appetit verschonen wollen.

Ungeheuer.

Geht! Entflieht!
Doch keiner wage wieder,
Den Berg hier zu betreten. —

Alle.

Ganz gewiß nicht Ihro Durchlaucht. — Wir empfehlen uns zu künftigen Gnaden. —

alle eilig ab.

Ungeheuer.

Ich will in meine Höhle zurückkehren, mich vor dem Tage verbergen und allen Schmerzen mein Herz eröffnen. geht ab.

Dritte Scene.

(Garten.)

Angelica allein.

Angelica.

Ich begreife mich und meine Mutter nicht, noch nie war sie so hart und grausam gegen mich, und mein Kopf ist mit so wunderbaren Gedanken angefüllt, daß mir

jeder Baum, jede Blume dieses Gartens fremd und unbegreiflich erscheinen, daß ich mich selbst nicht kenne, daß ich oft frage, wer sind sie die Bilder, die vor meinen Augen so ungewiß und ohne Bestand schweben? Ach, oft erfaßt es mich wie ein Grausen, daß ich ihn, meinen Aldrovan, nicht kenne, und er und seine Liebe nur wie ein Märchen in meiner Seele aufsteigt.

Ach! wer seid ihr fremden Wesen,
Die mit Grimm mein Herz zerschneiden?
Laßt mich wieder neu genesen,
Nehmt, o nehmt zurück die Leiden!
Wenn ich meine Zitter spiele,
Kenn' ich ihre Töne nicht,
Innre Angst und Schreckgefühle
Dunkeln mir der Sonne Licht.
Und die Liebe scheint dazwischen,
Wie wenn sie mich nicht mehr kennt,
Wie bei Nacht in grünen Büschen
Räthselhaftes Mondlicht brennt.

Oriana tritt auf.

Oriana.

Geh zurück in Deine Hütte,
Wandle nicht so frech herum.

Angelica.

Mutter, sprecht, warum, ich bitte,
Zürnt Ihr so, sagt mir, warum?

Oriana.

Bald, zu bald wirst Du erfahren,
Was nicht zu verschweigen ist. beide ab.

Der König, die Königin, Sebastiano, Samieli, Camilla, Trappola (mit einem großen Mantelsacke auf den Rücken) Aldrovan, Rondino, Gefolge.

König.

Alles ist zur Reise zubereitet, viel Glück auf den Weg, Sebastiano.

Sebastiano.

Wenn ich Euer Wohlwollen mit mir nehme, so ist meine Reise glücklich und ich lasse Krankheit und Schwachheit hier zurück.

Ich empfehl' mich Eurer Gnade,
Betet für mein gutes Glück.

Trappola.

Ach, es wäre wahrlich schade,
Käm ich ohne Kopf zurück.

Königin.

Reiset fort bei guter Stunde,
Bringt uns Freude mit zurück.

Trappola zu Camilla.

Wie? Du stehst mit stummen Munde,
Gönnst mir Armen keinen Blick.

Camilla.

Reise nur zur guten Stunde,
Komm als treuer Knecht zurück.

Trappola.

Ja ich komme glücklich wieder,
Dir, Rondino, nur zum Schreck.

Rondino.

In der Wüste sinkst Du nieder,
Findest todt niemals den Weg.

Aldrovan.
Reiset, Freunde, ohne Weile,
Daß wir wieder athmen frei.

Sebastiano.
Prinz, wir sind in großer Eile,
Doch, daß sie verständig sei.

Trappola.
Denn man sagt, daß große Eile
Ohne Weile schädlich sei.

Camilla.
Daß das Unglück bald sich wende,
Müßt ihr ohne Zagen sein.

Sebastiano.
Ist man todt, so hats ein Ende,
Man muß sich dem Staate weihn.

Rondino zu Trappola.
Bist Du todt, so hats ein Ende,
Dann will ich Camillen frein.

Trappola.
Noch gesund sind diese Hände,
Die Dich bald dem Tode weihn.

Alle.
Lebet wohl auf Wiedersehn,
Man muß an die Arbeit gehn. alle ab.

Vierte Scene.

(Wüste Felsengegend, Bäume und Felsen erfüllen in Gruppen das ganze Theater, doch muß alles so eingerichtet sein, daß sich dem Auge nachher ein verworrnes, aber doch angenehmes Schauspiel darbietet.)

Ein alter Prophet mit einigen Propheten-Schülern.

Alter Prophet.

Ihr habt alles mitgebracht, was ich Euch aufgetragen habe?

Schüler.

Alles.

Alter Prophet.

So wie ein Orakel von uns gegeben ist, müssen wir aus dem Umkreise der Welt die Buchstaben und Wörter wieder suchen, die wir ausgesprochen haben, sonst verlieren wir unsre Kunst.

Schüler.

Darum sind wir auch so fleißig im Wiedersuchen.

Ein Schüler.

Aber sie fangen an Buchstaben abzuschaffen, da habe ich mit Auswechseln meine Noth gehabt.

Alter Prophet.

Ihr müßt Euch nur durch dergleichen Mühseligkeiten nicht abschrecken lassen.

Ein kleiner Greis — erscheint mit einer Krücke, langem Bart und sehr alt und gebrechlich aussehend.

Greis.

Seid mir gegrüßt, Ihr würdigen Propheten.

Alter Prophet.

Wir danken Dir, Du wunderbarer Greis.

Greis.

Heut werden Leute in diese Wüste kommen, die ein Orakel von Euch begehren.

Alter Prophet.

Nun, so ist es gut, daß wir die Buchstaben und Wörter wieder beisammen haben.

Greis.

Das Reich der Feen ist in Unordnung und Zwiespalt, die Menschen leiden unter ihrem Gezänk, aber bald wird sich alles verändern.

Alter Prophet.

Du scheinst interessante Kenntnisse zu haben.

Greis.

Mich betrifft es am nächsten, ich habe am meisten dabei verloren nud habe nun auch am meisten zu gewinnen. — Lebt wohl.

Alter Prophet.

Lebt wohl, weiser Greis.

Die Propheten ab.

Der Greis verbirgt sich hinter einen Baum, das Theater verfinstert sich, Oriana tritt auf, von einer Larve mit einer Fackel begleitet, Donner und Blitz, Regen und Sturm. Oriana ist mit wunderbarem Zaubergeräth behängt.

Oriana.

Nieder will ich ihn beschwören,
Daß mein Zauber nicht zerbricht,
Ja er soll, er muß mich hören,
Meine Wuth erträgt er nicht.
Himmelwärts, höllenwärts,

Schick' ich die Stimme,
— O weh es reißt, es springt mein Herz
Dem wilden Grimme.
Aber nein, ich muß mich rächen,
Mag mein Leben dann zerbrechen!

Greis hervortretend.

Kennst Du mich, Scheusal?
Zitterst Du nicht in allen Gebeinen,
Wenn Dich mein Anblick trifft?
Soll Dich die Erde hier verschlingen?
Soll dieser Fels hier niederstürzen?
Und Dich auf ewig in Schutt begraben,
Erkennst Du meine Macht? —

Oriana entflieht entsetzt.

Elfino! Wohin verberg ich mich?

Greis.

Sie erträgt, die Schuldige, meinen Anblick nicht.
verliert sich in den Bergen.

Das Wetter erhellt sich, Donner und Blitz hören auf.

Sebastiano, Trappola treten durchnäßt auf.

Trappola.

Nun das wird eine saubere Geschichte. — Wären wir in dem Ungewitter nicht beinahe ersoffen?

Sebastiano.

Erst die Hitze — nun dies Wetter — meine Kränklichkeit. — O Trappola, eröffne den Mantelsack.

Trappola.

Ja eröffnen, der Regen hat ihn ganz durchnäßt

und der Bliz ist dreimal hineingeschlagen, er hat, glaub' ich, den Wein gewittert. schnallt den Mantelsack ab.

Sebastiano.

Es war unvorsichtig, daß wir nicht einen Ableiter mitnahmen.

Trappola.

Triumph! noch sind die Flaschen ganz. Diesmal sind wir mit der Furcht durchgekommen!

Sebastiano.

Gieb her zur Stärkung, meine innern Eingeweide erhalten mich sonst nicht mehr auf den Beinen. — er trinkt aus der Flasche.

Trappola.

Zur aufmunternden Nachahmung! trinkt aus einer andern Flasche.

Sebastiano.

Das Herz, mein Sohn, geht gleich einen ganz andern Schritt, wenn man dergleichen zu sich genommen hat.

Trappola.

Das meinige war ganz und gar still gestanden, und rührte sich nicht aus der Stelle, ich mochte ihm die Sporen geben so viel ich wollte.

Sebastiano.

Meins ist seiner Natur nach ein Paßgänger, jezt fängt es aber an, sich in einen kleinen Galopp zu sezen.

Trappola.

Mein Herz glaub' ich, hat was von einer Eselsnatur an sich, da ist an keinen Galopp zu denken; drum, gnädiger Herr, reiten Sie nicht zu weit voraus, ich möchte Sie sonst nicht wieder einholen können.

Sebastiano.

Wir sind hier, glaub' ich, zur Stelle.

Trappola.

Nach der Beschreibung kann es fast nicht anders sein.

Sebastiano.

Nun noch ein Schluck, dann wollen wir an die Arbeit gehen — trinkt.

Trappola.

Meinthalben! trinkt.

Sebastiano,

liest ein Pergament ab.

Uns sendet, wie Euch wohl bekannt,
Das arme nothgedrängte Land,
Weil Glück sich von uns abgewandt.

Donner.

Trappola.

Da fängt die alte Geschichte wieder an!

Sebastiano.

Wir müssen von neuem herhalten, zum Besten unsers Vaterlandes werden wir naß wie die Katzen.

liest weiter.

Wir bitten also vor der Hand
Um guten Rath und Beistand!

es donnert stärker.

Trappola.

Ich laufe fort.

Sebastiano.

Wohin? — Es ist eine verdammte Eigenschaft, die der Zettel an sich hat, so wie ich zu lesen anfange, geht auch das Donnern wieder los.

Trappola.

Rühren Sie lieber das Orakel nicht weiter auf, denn ich fürchte, wenn es einmal in den Gang gebracht ist, so zermahlt es uns wie eine Mühle.

Sebastiano.

Wir sind einmal mitten drein, da hilft kein Sauersehen. fortfahrend.

In Demuth wir Euch flehn,
Uns durch Orakelmund zu sagen,
Was uns zum Besten soll geschehn;
Wir wollen uns und unser Leben wagen.

Trappola.

Da nehm ich mich aber aus, mein hochgebornes Orakel. Ich habe mit dem Staate nichts zu thun.

Sebastiano.

Siehst Du, das Gewitter hat aufgehört, das Orakel besinnt sich und wird freundlich.

Unsichtbar Chor.

Die Eulen schrein
Zum Wald hinein,
Was mag das sein?
Bei unserm Dräun,
Erbebt der Hain;
Beim Weisheit Schein
Sich Menschen freun;
Geht zu uns ein!

Trappola.

Ganz wohl, wenn wir nur die Thür finden könnten.

Sebastiano.

Laß uns auf diese höfliche Antwort einmal trinken! —

Trappola.

Zur Gesundheit meine Herrn! —

Der mittelste Felsen eröffnet sich, ein alter Prophet mit langem Barte sitzt darin.

Sebastiano.

O weh! o weh!

Trappola.

Sehn Sie, wie der alte Mann in seinem Kabinet ungnädig aussieht.

Zwei andere Felsen zu beiden Seiten thun sich auf, in denen zwei andere Greise in tiefen Gedanken sitzen.

Trappola.

Ich merke, der Kern ist bei diesen Felsen das beste.

Sebastiano.

Einen Trunk, Trappola, das Entsetzen reißt mich sonst um.

Trappola,

indem sich mehrere Felsen aufthun.

Ich finde, heute ist hier Jahrmarkt mit Weisheit, dann werden wir sie gewiß wohlfeil einkaufen können.

Sebastiano.

Mach' keine Scherze hier, Du armer Sünder, die Leute dort können dergleichen nicht vertragen.

Viele Felsen im Hintergrunde springen auf, in welchen die Schüler sitzen.

Schüler.

A, B, C, D, —

Sebastiano.

O weh! o weh! o weh!

Schüler.

E, F, G, H.

Trappola.

Ha ha! ha ha!

Schüler.

I, K, L —
Das ist der Weisheit Quell —

Andere.

E, F, G. —

Andere.

A, B, C, D —

Andere.

X, Y, Z —

Trappola.

Sie singen das Alphabet —

Andere.

X, Y, Z —

Andere.

R, S, T.

Die vordern drei Greise.

Nun rüttelt
Und schüttelt
Sie tüchtig,
Daß es g'nug sei
Und richtig
Der Spruch sei.

In Urnen werden die Buchstaben geschüttelt und herum gegeben, worauf man die Silben ordnet.

Sebastiano.

Nun rüttle
Sie tüchtig!
Und schüttle,
Daß flüchtig
Das Herz sei
Von Schmerz frei.

Sie trinken, indessen werden die Buchstaben in Urnen geschüttelt.

Schüler.

Schik, Zau, Ge, Kö.

Trappola.

O weh! o weh! o weh!

Sebastiano.

Mein Verstand, er wankt!
Mein Gehirn erkrankt!

Schüler.

Der, wird, ber, im, er,

Trappola.

Dies Leid ist mir zu schwer!

Noch andere Zauberer zeigen sich in aufspringenden Felsen, sie zeigen sich oben in den Felsen, in den Bäumen, alle schreien durcheinander.

Geh, Zau ver, er, ginn, —

Andere.

A, B, C, D, E —

Sebastiano.

O mein guter Verstand! wo bist du hin?

Trappola.

O mein Kopf, mein Kopf thut weh! —

Sie trinken und fallen während der Chöre nieder.

Dem mittlern Greise werden alle Buchstaben und Silben gebracht er schüttet sie in eine Urne, ordnet die Silben, und singt dann unter Donner und Blitz.

Das Schicksal wird besiegt,
Das Ungeheuer bekriegt,
Der Zauber im Walde versiegt,
Wenn die Königin erliegt.

Trappola und Sebastiano.

Ja wohl ist der besiegt,
Der auf der Erde liegt.

Chor.

Dies große Orakel gnügt.

Sebastiano und Trappola.
halb im Schlaf.

Das Orakel hat uns bekriegt.

Chor
wird immer schwächer, denn die Felsen schließen sich nach und nach.

Das hohe Orakel gnügt!

Sebastiano und Trappola.

Der Wein in der Flasche versiegt.

Chor
der drei Greise, indem sich ihre Felsen auch schließen.

Wenn die Königin erliegt.

Sebastiano und Trappola.

Genug ist der besiegt,
Der auf der Erde liegt. —

Leises unsichtbares Chor.

Beim Weisheit Schein
Sich Menschen freun.

Sebastiano und Trappola.

im Schlaf kaum hörbar.

Doch mehr beim Wein.

Chor.

Beim Weisheit Schein.

Trappola und Sebastiano.

Ja wohl beim Wein.

Chor, Sebastiano und Trappola.

Sich Menschen freun.

Alle Töne verlieren sich nach und nach.

Der Vorhang fällt.

Dritter Akt.

(Der bezauberte Wald.)

Eine angenehme süße Musik ertönt, in der Ferne ein Fluß, auf dem Schwäne einen bekränzten Nachen herbeiziehen, in welchem die Fee Allina sitzt, eine Zither in der Hand.

Unsichtbar Chor.

Die Morgenröthe durch den Wald
Mit süßen funkelnden Strahlen glüht:
In unserm düstern Aufenthalt
Ach! keine Freude, kein Trost erblüht.

Allina.

Auf Wogen,
Gezogen
Von Klängen,
Gesängen,
Durch Strahlen gelenkt, —
Die Wellen,
Die hellen
Gewölke, von Morgenröthe getränkt:
Die Töne,
Die Schwäne,
Die säuselnden Lüfte,
Die blumigen Düfte,
Sich alles zum Gruße entgegen mir drängt.
Ohn Sorgen

Nur weiter,
Wie heiter
Der Morgen!
Fließ Bächlein,
Fahr Schifflein
Ohn Sorgen
Nur weiter,
Begegnet doch alles wie's Schicksal verhängt.

Der Nachen fährt fort.

Unsichtbar Chor.

Die Morgenröthe durch den Wald
Mit süßen funkelnden Strahlen glüht;
In unserm düstern Aufenthalt
Ach! keine Freude, kein Trost erblüht

(Der Garten.)

Oriana, Climene.

Climene.

Sprich Unglückselige, oder ich werde wahnsinnig vor Verdruß und Aerger.

Oriana.

Laß der Zeit ihren Gang, heut ist ein wichtiger Tag, heut und morgen, an welchen Tagen sich vieles entscheiden muß.

Climene.

So sprichst Du jeden Tag, und immer wieder geschieht es nicht, und immer wieder machst Du mir Hoffnung, die dann von neuem betrogen wird.

Oriana.

Es geht nicht so wie Du es meinst, Du mußt der Zeit Zeit lassen, dem Zauber und Beschwörungen Raum, reif zu werden.

Climene.

Was steht uns denn noch im Wege?

Oriana.

Die Sterne, die bösen Stunden sind uns hinderlich.

Climene.

Der erstgeborne Sohn des Königs ist aus dem Wege geräumt, nun muß auch der zweite fallen!

Oriana.

Er soll.

Climene.

Ich traue deinen Versicherungen nicht mehr.

Oriana.

Elfino, mein mächtiger Feind, ist mir entgegen, seine Sterne regieren jetzt und halten die Kräfte des gewaltigen Olallin eingekerkert.

Climene.

Deine Kunst erscheint mir jetzt aberwitzig, ich will mir selber Hülfe schaffen; was sollen mir alle Deine Geister? —

Ich will mir selbst vertraun,
Um keine fremde Hülfe flehn,
Durch eigne Kraft, was soll geschehn,
In meinem Sinn erbaun.
Mich sollen im Grimme
Gesetze nicht schrecken,
Es soll meine Stimme
Die Gräuel erwecken:

Man kann mich nicht lieben,
So zittre man mir,
Als Schutz ist geblieben
Zu rächen, zu strafen, die wilde Begier. ab.

Oriana.

Sie rast, sie weiß nicht was sie thut,
Doch alles auf der Götter Willen ruht. ab.

Sebastiano, Trappola treten auf.

Sebastiano.

Da sind wir wieder sicher am Hofe.

Trappola.

Sicher? Das ich nicht sagen könnte! Wir wissen kein Wort vom Orakel, wir können das Land nicht retten, wir haben alles überhört, den Götter-Spruch in Wein versoffen — o es ist ein schändliches Ding um den Trunk, dem sich ein Diener des Staats, vollends wenn er nach einem Orakel geschickt wird, niemals nicht ergeben sollte; — wenn sie uns also nun festnehmen, und ins Gefängniß werfen und hinrichten? —

Sebastiano.

Sei unbesorgt, mein getreuer Trappola, die Leute da draußen wußten selber nicht was sie sagen sollten; so gescheidt wie sie werden wir auch immer sein können. Sieh, mich dünkt, sie haben uns eine gute Lehre gegeben! Du wirst bemerkt haben, daß sie das Orakel zusammenwürfelten —

Trappola.

Ich habe nichts bemerkt, weil ich, wie gesagt, so

niederträchtig gewesen war, mich damals dem Trunke zu ergeben; o der Trunk ist ein abscheuliches Laster!

Sebastiano.

Ja doch mein Sohn! doch das bei Seit' gesetzt wollte ich Dir nur sagen, welche Bemerkung mir in Rücksicht der weissagenden Felsen eingefallen ist —

Trappola.

Und daß der Trunk dem Verstande so nachtheilig ist —

Sebastiano.

Gieb Dich nur zur Ruhe. Sie würfelten und legten das Orakel zusammen und so geschieht es eigentlich mit aller Weisheit und Klugheit in der Welt. Will was gescheidtes draus werden, so geschieht es, wenn nicht, so läßt es sich durch Verstand nicht zwingen. —

Trappola.

Das ist gewissermaßen wahr.

Sebastiano.

Nicht gewissermaßen, sondern völlig, und darum laß mich nur für eine Antwort sorgen.

Prinz Aldrovan kömmt.

Aldrovan.

Seid Ihr schon wieder zurückgekommen, mein lieber Sebastiano?

Sebastiano.

Ja, mein Prinz.

Trappola.

Wir haben viel zum Besten des Vaterlandes gelitten.

Aldrovan.

Aber warum geht ihr nicht schnell an den versammelten Hof? Alle warten auf Euch, alle sind auf die Antwort des Orakels begierig.

Sebastiano.

So wollen wir denn nur schnell uns hin begeben.

Sie gehn ab.

(Großer Saal im Pallast.)

Der versammelte Hof, der König, Climene, Samieli, Gefolge.

König.

Sie kommen nicht, und kommen nicht, wir warten und warten und sie kommen nicht und kommen nicht.

Samieli.

Und mein König, wir werden noch lange warten müssen, denn wenn es gar keine Weissagungsfelsen giebt —

König.

O schweige endlich mit Deiner verfluchten Aufklärung still! Du machst mich am meisten verdrießlich.

Samieli.

Mein König, wenn die Aufklärung erst unterdrückt wird —

König.

O du Himmel! — so halt doch nur das Maul.

Samieli.

Ich schweige.

Aldrovan, Sebastiano und Trappola treten auf.

Aldrovan.

Mein Vater, die Abgesandten sind zurückgekommen!

König.

Ja? — Wahrhaftig da sind sie — umarmt Sebastiano. o mein Freund, wird denn das Land nun glücklich werden? — umarmt Trappola. — Ach der Teufel! da hab' ich in der Hitze vor Entzücken den Bedienten embrassiret. Doch immerhin will ich das dran setzen und mich darüber wegsetzen, wenn ich nur meine Unterthanen glücklich machen kann. — Je nun, ein Bedienter ist auch ein Mensch, wir können nicht alle Könige sein. Nicht wahr, meine Freunde? Nun, und was machen denn die Weissagungsfelsen guts?

Sebastiana.

Mein gnädigster König, wir haben unbeschreibliche Lebensgefahren zu überstehen gehabt, Gewitter haben uns fast todt geschlagen, dann die einsamen schwarzen Felsen, ein Wirrwarr von Kobolden und Geistern, nichts zu essen und zu trinken bei uns, kein Obdach, als unter freiem Himmel, nun noch das Weissagen, Donner und Blitz, die Propheten — nein es läßt sich das Entsetzliche gar nicht mit Worten aussprechen. Nachher noch verirrt und so dann endlich, nach vielen Leiden, in das werthgeschätzte Vaterland zurückgekommen.

König.

Es ist erschrecklich! Mir schaudert, wenn ich es nur anhören muß; nein, ich bitte Dich Minister, verschone mich mit einer umständlichen Erzählung. Sagt lieber gleich das ganze Orakel heraus.

Sebastiano.

Ach mein König!

König.

Nun?

Sebastiano.

Der Schmerz, das tiefe Leiden! ich kann unmöglich!

König.

Warum denn nicht?

Sebastiano.

Die Verzweiflung verschließt meine Lippen.

König.

Wie so denn?

Sebastiano.

Es ist zu schrecklich.

König.

Nun Trappola, so sprich Du!

Trappola weint.

Ach! ach! ach!

König.

Was ist denn Leute? ich will doch nimmermehr hoffen?

Sebastiano und Trappola.

Ach! ach! ach! laut schluchzend.

König.

Ich werde doch nimmermehr für mein Vaterland wie ein gewisser Codrus sterben sollen? So redet ins Henkers Namen, mir wird grün und gelb vor den Augen!

Trappola.

Ach ich weiß vom Orakel nichts, denn ich war um die Zeit, da es gegeben wurde, nicht mehr bei mir selber.

König.

So geht mirs jetzt; wenns auf mich gemünzt ist, so straf ich das Orakel und alle Felsen in der Welt Lügen.

Sebastiano.

Ich will sprechen. — Nein, mein König, nein, so ein großes Opfer, als Eure unschätzbare Person, fordert das Wohl des Staates nicht.

König.

Was heult Ihr denn also? redet frei heraus, und fern sei es von uns, daß wir dem Vaterlande irgend ein Opfer abschlagen, wenn es auch noch so groß sein sollte.

Sebastiano.

Ihr seid also auf alles gefaßt mein König?

König.

Auf alles, machts nur kurz.

Sebastiano.

So muß ich denn also sagen — aber vergebt mir dabei die Thränen, die ich als ein getreuer Unterthan vergieße, daß, — o wo soll ich Kraft hernehmen —

König.

Wenn ich ungeduldig werde, wird es Euch noch schlimm ergehn.

Sebastiano.

Daß, um mich kürzlich auszudrücken, der Prinz Aldrovan das Ungeheuer bekämpfen soll, dann wird das Land glücklich.

Alle.

O wir Unglückliche! O grausames Schicksal, furchtbares Orakel!

König.

Nun wenn ich gar daran glauben müßte! Seid also still, und ergebt Euch in den Willen des Himmels, wenn es doch nicht zu ändern ist. Aber was sagst Du dazu, mein Sohn?

Aldrovan.

Ich sinne eben darüber, wie ich diesen Ausspruch gewünscht habe, und wie wunderbar es sich fügt, daß ihn das Orakel nun wirklich ertheilt!

Ha! ruft mich nicht das Vaterland,
Wie sollen Zweifel mich erschüttern!
Ich werde niemals vor Gefahren zittern,
Werd' ich in diesem Namen abgesandt.
Aus den Wolken winkt ein Glanz
Lorbeer streckt sich mir entgegen,
Ja ich geh' ihm kühn entgegen,
Denn mich lockt des Ruhmes Kranz.

Climene.

Ach mein Sohn! — Willst Du entfliehn?
Soll der Thron hier ganz verwaisen?

Aldrovan.

Nur dem Glück entgegen ziehn.

Climene.

Und Du willst mein Herz zerreißen?

Aldrovan.

Lebet wohl! mein Schwert, mein Schild,
Sollen meine Schirmer sein.
Der Geliebten Angedenken,

Ach! ihr süßes, himmlisch süßes Bild
Dies wird meine Schritte lenken. ab.

Chor.

Ha! er trotzet den Gefahren!
Schicksal führ' ihn uns zurück! alle ab.

(Zimmer.)

Camilla, Rondino.

Camilla.

O glückliche Stunde!
Bald fliehen die Leiden,
Dann kehren die Freuden
Mit Liebe verbunden
Hier zu uns zurück!

Rondino.

Dann tanzen und singen
Wir alle mit Freuden,
Camilla uns beiden
Gesänge erklingen
Zur Hochzeit, zum Glück!

Trappola tritt bewaffnet auf.

Trappola.

Was giebts hier? Ihr singt, Ihr heidnischen Freigeister und so eben soll nun das große Werk entschieden werden?

Rondino.

Wie so?

Trappolo.

Wie so? Welche dumme Frage! O daß man nicht

auf mehr Verstand in dieser Alltagswelt trifft. Wie so? der Prinz und das Ungeheuer werden nun gleich über das Wohl des Vaterlandes eine kleine Rücksprache nehmen.

Rondino.

Der Prinz?

Trappola.

Wer anders als der Prinz? Haben wir beide denn nicht, ich und der Minister Sebastiano, das furchtbare Orakel aus der Mitte von tausend Felsen herausbeißen müssen? Für wen seht Ihr uns denn an? Können wir das uns aus den Fingern saugen?

Camilla.

Sei nur nicht böse, lieber Trappola.

Trappola.

Ich bin nicht böse, ich kann nicht böse sein, dazu habe ich die Welt zu viel gesehn, dazu habe ich zu viel Geschäfte, denn jetzt gleich werde ich den Prinz nach dem gräßlichen Gebirge begleiten müssen.

Camilla.

Was willst Du denn dort machen?

Trappola.

Muß ich nicht allenthalben dabei sein? Wo kann es jetzt ein wichtiges Staatsgeschäft geben, in dem Trappola nicht ebenfalls verwickelt wäre? Was meint Ihr? Die guten Köpfe kommen jetzt im Königreiche empor; ich bin im Stande unter den Augen der Regierung über dies verfluchte Ungeheuer und den verzauberten bestialischen Wald ein eignes Journal zu schreiben.

Camilla.

Was ist das ein Journal?

Trappola.

Was ist das? welcher vernünftige Mensch frägt doch so, wenn von einem politischen Journal die Rede ist? Wenn das einer wüßte, würd' es kein Mensch schreiben.

Camilla.

Du bist heut übel aufgeräumt.

Trappola.

Das thut nichts, wenn nur das Reich gut aufgeräumt wird. Dich Rondino erinnere ich an meine Ausforderung, komm mit mir ins Gebirge, da will ich Dich vor dem Angesicht des Ungeheuers umbringen.

Rondino.

Du hast ja nichts als das Ungeheuer im Kopfe.

Trappola.

Ich will noch weiter gehn, ich will selbst zum Ungeheuer werden.

Taub und hart für alle Bitten,
Unerweichlich jedem Flehn,
Wirst Du heut den Kampf gestritten
Mit gebrochnem Auge sehn:
Ja ich will Dich also hassen,
Daß kein Grab Dir wird im Staub,
In der Wüste dort verlassen
Wirst dem Ungeheu'r zum Raub. geht ab.

Rondino und Camilla.

O glückliche Stunden!
Bald fliehen die Leiden,
Dann kehren die Freuden
Mit Liebe verbunden
Hier zu uns zurück. gehn ab.

(Wald.)

Prinz Aldrovan, Samieli, Sebastiano.

Aldrovan.

Wie reizend ist dieser Tag meine Freunde! O möchte er eben so schön beschließen! Seht, wie freundlich die Sonne durch diese Zweige scheint, wie alle Vögel jauchzen, und mir mit ihren süßen Stimmen Siegeslieder singen; ja eine glückliche Ahndung sagt mir, daß ich das Vaterland retten werde.

Samieli.

Auf Ahndungen darf man niemals trauen, denn es ist Thorheit und Aberglauben sich auf dergleichen zu verlassen — heimlich. Sebastiano, Ihr erinnert Euch noch meiner Ausforderung!

Sebastiano.

Ja, was wollt Ihr damit?

Samieli.

Unter den Augen Eures Ungeheuers sollt Ihr umkommen oder die Wahrheit bekennen, daß dergleichen Phantome nicht existiren.

Sebastiano.

Gut, wir werden sehn.

Trappola kömmt.

Aldrovan.

Ich dachte, Freund, Du würdest uns gar nicht nachkommen?

Trappola.

Mein Prinz, ich werde niemals einen so glorreichen Tag versäumen, wenn es Mord und Todschlag, Orakel

und Ungeheuer giebt, da bin ich immer schnell bei der Hand!

Aldrovan.

Geht meine Freunde, ich werde Euch sogleich folgen, aber erst muß ich noch meinen entzückten Gedanken nachhängen und die Reize der Natur ein wenig genießen.

Sebastiano leise.

Er hat nämlich kein Herz!

Trappola leise.

Desto besser für das Ungeheuer!

Sie gehn ab.

Aldrovan.

O ihr süßen Liebesschmerzen
Eilt ihr meinen Schritten nach?
Ach! in meinem trunknen Herzen
Werden alle Bilder wach.
In den Zweigen singt die Wonne,
Sie erklingt im Liedesschall,
Ihre Bildung strahlt die Sonne
Durch die Schatten überall.
Wohin soll ich mich erretten,
Vor der süßesten Gewalt?
Ja ich ziehe meine Ketten
Mit mir durch den grünen Wald.

(Der kleine Greis erscheint.)

Greis.

Du ziehest zum Streite,
Zum Kampfe dahin,
Es glänzet noch heute
Dir Sieg und Gewinn;
Doch daß Du besiegest,

Und niemals erliegest,
Dem Unholde feig,
Damit vor den Feen
Im Kampf magst bestehen,
So nimm diesen Zweig.

Aldrovan.

Wie, du wunderbare Erscheinung? was soll ich mit diesem Geschenke beginnen?

Greis.

Wenn Du Dich ermattet und Deine letzten Kräfte schwinden fühlst, so wirf diesen Zweig auf das Angesicht des Ungeheuers, und Du wirst gerettet sein.

Aldrovan.

Ich danke Dir.

Greis.

Spare Deinen Dank, bis wir uns wieder sehn.

geht ab.

Aldrovan.

Ein Zauber drängt den andern; ein Wunderwerk folgt auf das andre. ab.

Rondino tritt bewaffnet auf.

Den zärtlichen Küssen
Zum Kampfe entrissen
Das Glück mir erscheint!
Ich darf nicht mehr weilen,
Ich muß ihn ereilen;
Wo find' ich den Feind? geht ab.

(Das Gebirge.)

Das Ungeheuer kömmt aus dem Walde.

Ungeheuer.

Wohin treibt mich meine Angst? was soll mit mir beginnen? wie schreckliche Stimmen tönt es um mein Ohr und ich erzittre. — Wohin soll ich entfliehen? denn wie in die Welt hinein zu flüchten, geißelt mich mein böser Genius.

Ist die Zeit der Strafe da,
Soll ich durch die Felder streifen,
Durch die Felsenklüfte schweifen?
Die Erlösung ist sie nah?
Neu und fremd ist mir der Schein,
Den die Sonne nieder spiegelt;
Meine Wünsche wie beflügelt
Brechen in die Traumwelt ein.
Ach da flimmt die alte Zeit
Von dem längst entschwundnen Glücke
In die Einsamkeit zurücke;
Alles sich vor mir erneut,
Greif ich aber mit der Hand,
Kann ich nimmer etwas halten,
Es zerflattern die Gestalten
In der Träume dunkles Land.

geht in die Höhle.

Trappola tritt auf.

Trappola.

Ich weiß nun nicht, ob ich mich mehr vor dem Ungeheuer oder dem mordsüchtigen Rondino fürchte. — Ist die Liebe oder Camilla wohl werth, sein Leben dafür

zu wagen? — Es wird heut ein heißer, grausam blutiger Tag werden.

Rondino kömmt.

Rondino zieht den Degen.

Nun mein Freund —

Trappola.

Halt! nicht so eilig! immer und bei jeglicher Gelegenheit muß die Vernunft zu Rathe gezogen werden.

Rondino.

Was giebts noch zu bedenken?

Trappola.

O gar mancherlei: erstens, ist hier kein Ort, Händel anzufangen, Du mußt wissen, daß hier das furchtbare Ungeheuer wohnt; wenn wir hier unsere Schlägerei unternehmen, könnt' es sich gar darein mengen, auf eine Art, daß es uns beide auffräße

Rondino.

Nun und was wäre da weiter?

Trappola.

O Du gottlose freigeisterische Seele! Nein, komm, wir wollen einen hübschen friedlichen Platz suchen und uns dann nach Herzenslust ums Leben bringen. beide ab.

Samieli und Sebastiano treten auf.

Sebastiano.

Aber wo bleibt in aller Welt der Prinz? — Ich glaube, es fehlt ihm an Herz, darum bleibt er lieber in den Annehmlichkeiten der Natur vertieft, als daß er sich nach dem Ungeheuer herbemühen sollte.

Samieli.

Davon ist jetzt gar die Rede nicht, ob der Prinz

Muth hat oder nicht; ob Ihr ein Feigherziger seid, das ist es, worauf es ankömmt! er zieht den Degen. Sogleich zieht!

Sebastiano.

Aber mein Bester, ein kranker Mann, dem der Tod den Garaus machen wird, warum wollen Sie den vor der Zeit ins Grab legen?

Samieli.

Zieht gleich Bösewicht! Wo ist nun Euer Ungeheuer! all' Eure Romanenstreiche? Seht das Gebirge an, das Ihr so verläumdet habt, ist eine Spur von Ungeheuer da? zieht oder ich strecke Euch so auf den Boden!

Sebastiano.

Nun, wenn es denn nicht anders ist.

sie gehn fechtend ab.

Aldrovan

kommt mit entblößtem Schwert.

Jetzt zeige Dich!
O Ungethüm, jetzt zeige Dich!
Dich fordert laut ein Jüngling, der geschworen,
Im Kampf Dich zu erlegen,
Oder besiegt zu Deinen Füßen zu sterben!

Er steigt das Gebirg hinauf.

Wo weilst Du Scheusal?
Ich rufe Dich, Gräßlicher!
Der Kampf ist bereit.

Das Ungeheuer kömmt aus seiner Höhle.

Wessen Stimme ertönt so kühn
Durch die Bergesklüfte hin,
Daß meine Wohnung wiederhallt?

Aldrovan.
Ich bin es, der Dich ruft zum Streit!
Ungeheuer.
Du, Schwacher, wagst mich zu bekriegen?
Aldrovan.
Zu sterben oder über Dich zu siegen.
Ungeheuer.
Wohlan, Du sollst die Kraft der Riesen
Auf Deinem Schädel fühlen, Deinen Frevel büßen.
Sie kämpfen.
Aldrovan.
Wohlan, es sei versucht!
Ungeheuer.
Mich beherrscht die wilde Gluth!
Aldrovan.
Sei Du Ungethüm verflucht!
Du erliegest meinem Muth.
Ungeheuer.
Dich zerschmettert meine Wuth!
sie gehn kämpfend ab.

Trappola fliehend. Rondino folgend.

Rondino.
Willst Du Camillen übergeben?
Trappola.
Niemals, niemals, eh' mein Leben!
Rondino.
Nun so sei zum Kampf bereit!
Trappola.
Komm! Dein wartet heft'ger Streit!
entläuft.

Rondino.

O er kämpfet sehr gescheidt.

ihm nach.

Sebastiano fliehend vor Samieli.

Sebastiano.

Ach es wird mir immer wüster —
Gnade, Gnade! Herr Minister!

Samieli.

Willst Du Dich ergeben?

Sebastiano.

Ich will mich gern ergeben,
Nur schonen Sie mein Leben —

Samieli.

Leg das Schwert nieder — so — Nun kniee daneben auf den Boden nieder, — so — Nun bekenne mir und beschwöre es, daß es kein Ungeheuer, Propheten und verzauberte Wälder giebt und Dein Leben ist Dir geschenkt!

Sebastiano.

Ja ich mache hier bekannt,
Und beschwör's mit einem Eid,
Ungeheuer sind nur Tand,
Denn vorüber ist die Zeit — —

Aldrovan zurückweichend, ihm folgt das Ungeheuer.

Samieli lautschreiend.

Ach! ach! ach! entflieht.

Sebastiano.

Was giebts denn? — er sieht das Ungeheuer. o weh! o weh!

von einer andern Seite schnell ab.

Aldrovan.

Meine Kräfte, sie erlahmen,
Ich bin schwächer als ein Kind.

Ungeheuer.

Ja sie alle, die noch kamen,
Sie erlagen mir geschwind.

gehn fechtend ab.

Trappola und Rondino treten fechtend auf.

Trappola.

Nun Gnade Gevatter,
Ich ergebe mich Dir.

Rondino.

Ich sollte Dich, Natter,
Erwürgen nur hier.

Trappola.

Es wäre ja Schade,
Nein Gnade, ach! Gnade!

Rondino.

Ich schenk' Dir das Leben,
Camilla ist mein!

Trappola.

Ich will sie Dir geben,
Mich tröstet der Wein.

Rondino.

Sieh, kömmt da nicht eben
Der Kobold herein!

Trappola.

So laß uns nur streben,
Entfernet zu sein!

laufen ab.

Das Ungeheuer zurückfliehend heftig von Aldrovan verfolgt.

Aldrovan.

Wo ist dein Muth?
Ha! neue Gluth
Erwacht in mir!

Ungeheuer.

O Quaal und Pein!
Er muß es sein!
Erkenn' ihn hier!

Aldrovan.

Jetzt stelle Dich zur Wehr!

Ungeheuer.

Er kennet mich nicht mehr!

Aldrovan.

Ich ziele nach dem Herzen,
Vertheidig' Frevler Dich!

Ungeheuer.

O! Schmerzen, wilde Schmerzen
Zerreißen mich!

heftiger Kampf.

Mein Bruder Aldrovan!

Aldrovan.

Was nennst Du meinen Namen?

Ungeheuer.

Die Kräfte in mir erlahmen,
Ich kaum mich regen kann.

Aldrovan.

O wildes Verderben!
Jetzt mußt Du ersterben!

Ungeheuer.

Mein Bruder Aldrovan! —

das Gefecht wird heftiger.

Aldrovan.

Deinen Bitten bin ich taub!

Ungeheuer.

O Schicksal! Verhängniß! o schrecklicher Fluch!

Aldrovan.

Bald bist Du des Todes Raub!

Ungeheuer.

Ja die Zaubrer es mir heißen,
Mich zum Kampf entgegen zu reißen!

Aldrovan.

Du wüthest vergebens,
Das Ende des Lebens
Ist, Gräßlicher, nah.

Ungeheuer.

So fallen wir beide
Der Hölle zur Freude,
Die fröhlicher Schauspiel niemals noch sah.

Beide.

Die gräßliche Wuth
Opfert dem Tode Dein Blut.

Aldrovan.

Er widersteht der menschlichen Gewalt —

Ungeheuer.

Jetzt will ich ihn verderben,
Auf seinem Leichnam sterben.

Aldrovan.

Drum fühle nun der Zauberei Gewalt!

Er wirft ihm den Zweig entgegen, das Ungeheuer fällt. Eine liebliche Musik. Das Ungeheuer verwandelt sich in einen Menschen.

Aldrovan.

Welche Schöne
Der flüsternden Töne?

Volanti.

Von welchem neuen Leben
Fühl ich mich sanft umgeben?

Aldrovan.

Täuscht mich der Sonne Licht?
Seh ich den Bruder nicht?

Volanti.

O süße, süße Augenfreude!
Nach dem schmerzlichsten Leide!
Dich wieder zu sehn,
Dich wieder zu fassen!
O kannst Du mich hassen?
Willst Du mein Bruder sein?

Aldrovan.

Nicht Worte kann ich finden, —
Soll ich dem Licht vertraun?
Als Bruder Dich zu schaun,
Um den wir so lange geklagt —

Volanti.

Die Sonne erscheint! es tagt,
Die Bande zerspringen,
Die Felsen erklingen
Von Jubelgesang:

O fröhliche Lieder!
Ich habe Dich wieder,
Dir Schicksal sei Dank!

Beide.

O! glückliche Stund'!
O selig Begrüßen!
O brüderlich Küssen!
O herrlichster Bund!

Der Vorhang fällt.

Vierter Akt.

(Der Pallast.)

Der König, Climene, Gefolge vom Hofe, alle in der größten Betrübniß.

König herumirrend.

Es wird Abend, die Sonne geht richtig schon unter, und unser Sohn kömmt noch nicht zurück.

Hofleute, Hände ringend.

Ach das Unglück! das unaussprechliche Unglück!

König.

Warum er wohl nicht zurückkömmt? Was soll dergleichen doch bedeuten? Glaubst Du, geliebte Gemalin, daß das Ungeheuer von einer so unsittlichen Natur sein sollte, unsern einzig geliebten Sohn mir nichts dir nichts aufzufressen?

Climene.

Man kann nicht wissen, mein Gemal, aber dennoch mußt Du Dich zufrieden stellen.

König.

Ich muß! Und wer will mich denn dazu zwingen? O ich unglücklicher Vater, wenn die Bestie auf meine Vaterthränen nicht einige Rücksicht nehmen sollte! Wozu habe ich die Schulen und den Unterricht in meinem

ganzen Lande verbessern lassen? Sind das die Früchte unserer neuen Erziehung? O! über den verfluchten modernen Egoismus.

Climene.

Mein Gemal, Ihr vergeßt Euch in Euren Schmerzen gänzlich.

König.

Ach freilich, freilich! ich werde mich noch und alles vergessen.

Trappola hereinlaufend.

Trappola.

O Unglück über Unglück?

König.

Was giebts, Bedienter? Sprich! Rede!

Trappola.

Das Ungeheuer —

König.

Nun?

Trappola.

Schon zum Thor herein ist es! Wo werden wir uns alle retten können? Es frißt Stadt-Mauer und alles nieder, daß keine Spur übrig bleibt, nun muß es bald beim Schlosse anbeißen.

König.

Hast Du es gesehn?

Trappola.

Gesehn? Nein, was man sehn nennt, so recht eigentlich gesehn wohl nicht, nein, ich habe mich sehr gehütet hinzusehn.

Samieli hereinstürzend.

Samieli.

— Mein König —

König.

Was ist Euch, Minister? Redet! denn ich bin lauter Furcht und Entsetzen. Was soll daraus werden?

Samieli.

Ich weiß es durchaus nicht, hochgebietende Majestät — all mein Verstand, meine Urtheilsgabe, meine so liebliche Aufklärung und Toleranz ist in den Brunnen gefallen.

König.

Wieder was Neues! —

Samieli.

Wie es gekommen ist, weiß ich selber nicht; allein, mitten im Gebirge kam es mir plötzlich vor — doch ich schäme mich, weiter zu reden.

König.

Zu reden sollt Ihr Euch nie schämen.

Samieli.

Ich muß mir die Augen zuhalten, so sehr erröthe ich vor dem Gedanken —

König.

Nun was habt Ihr denn? — sprecht dreist heraus.

Samieli.

Die Schaam lähmt meine Zunge.

König.

Was der Teufel habt Ihr denn angefangen? Ich hoffe doch nimmermehr —

Samieli.

Ach mein König, Ihre Gnaden muß verzeihen — es kam mir mit einem Male vor, als wenn es wirklich ein Ungeheuer gebe.

König.

Weiter nichts?

Sebastiano stürzt herein.

Samieli.

Da kömmt auch der Verfinsterer, der berüchtigte Obscurant.

Sebastiano.

Ach! bin ich wirklich wieder an dem holdseligen Hofe? Ich weiß mich nicht zu lassen —

König.

Was giebts denn, Minister?

Sebastiano.

In einem Galopp hieher gerennt, kaum kann ich mich auf den Beinen halten — das wüthige Ungeheuer hinter mir drein.

König.

Also langt es wirklich an?

Sebastiano.

Immer hinter mir drein; — es ist groß, größer als ein Thurm — wenn die Schildwacht es am Thor examiniren will, wird es Schildwacht und Thor mit einander auffressen.

König.

Das muß ja ein saubrer Geselle sein, — was sollen wir aber anfangen?

Samieli.

Herr Sebastiano übertreibt wieder nach seiner alten Art.

Sebastiano.

Uebertrieb ich damals auch, als Sie so gar behende fortliefen?

Jubelgeschrei hinter der Scene, Aldrovan und Volanti treten herein.

Alle.

Prinz Volanti!

Climene.

Soll ich meinen Augen traun?

König.

Was? mein Sohn?

Volanti.

O mein Vater! — Seh ich Eure Augen wieder? Fühl ich wieder Eure Umarmungen?

Climene.

Mein geliebter Sohn!

Volanti.

O meine Mutter!

Aldrovan.

Bewundert Eltern, Freunde, Genossen, die wunderbaren unerforschlichen Verhängnisse der Götter, der Zauber ist gelöst, das Ungeheuer ist verschwunden und mein Bruder, mein geliebter Volanti, stand an seiner Stelle.

König.

Was? Nein, sagt, ist es wahr? Du bist das Ungeheuer gewesen?

Volanti.

Ein furchtbares Verhängniß hatte mich ergriffen.

König.

Was man doch an seinen Kindern erlebt. Aber wie bist Du denn dazu gekommen? Pfui, mein geliebter Sohn! hast Dich so in der Leute Mäuler gebracht: alle Zeitungen stehn von Dir voll.

Volanti.

O mein gütiger Vater, diese Freude! Euch wieder zu sehn —

König.

Nein, wenn man sich nun auch in einem andern Stande versuchen will, warum denn grade ein Ungeheuer werden? Du hättest ja incognito manche andre angenehme Rolle spielen können, die eines reisenden Künstlers, oder Gelehrten, Schriftstellers; aber warum warst Du denn grade auf das Ungeheuer versessen?

Volanti.

Mein Vater, das Schicksal zwang mich.

König.

Ja das ist freilich etwas andres. Mag's sein, Du bist also nunmehr Kronprinz.

Aldrovan.

Wie glücklich bin ich, Bruder, Dich wieder zu sehn, daß ich Dich als den Erben dieses Reiches begrüßen darf.

Wieder fand ich den Geliebten,
Und versuche jedes Glück;
Alle Leiden, die uns trübten,
Treten bald von uns zurück.
Ja ich wage mich zum Hain,
Er soll auch entzaubert sein.

Climene.

Du wagst, kaum zurück gegeben,
Wiederum Dein theures Leben?

Chor.

Nein, der Held er wird besiegen,
Er entzaubert kühn den Hain,
Und wir werden glücklich sein!

alle ab.

(Garten.)

Rondino, Camilla.

Camilla.

Weißt Du schon, daß aus dem Ungeheuer der Prinz Vdanti geworden ist?

Rondino.

Man erfährt alle Tage mehr Neues; wer weiß, was mit der Zeit noch aus dem verzauberten Walde wird. Er bekehrt sich vielleicht zu einer trefflichen Schulanstalt.

Trappola kömmt.

Trappola.

Freunde, wir haben das Ungeheuer erlöst, und nun wird es nach dem bezauberten Walde gehn. Da wollen wir auch aufräumen.

Camilla.

Gehst Du auch dorthin?

Trappola.

Allerdings, wir wollen sehn was es giebt. Bisher sind keine guten Köpfe hingerathen, der meinige ist dauerhaft; o mein lieber Rondino, wir werden gewiß nicht überschnappen.

Rondino.

Bist Du Deiner Sache so gewiß?

Trappola.

Hier komm und fühle wie hart, wie fest und felsenfest mein Kopf ist: o wie lachen wir über die Fee, sie muß sicherlich das Spiel verlieren. — Aber kommt, es ist schon alles reisefertig.

Camilla.

Wenn Ihr den Hain entzaubert habt, such' ich Euch dort auf.

alle ab.

Aldrovan, Angelica.

Angelica.

O kannst Du mich hassen?
Du trotzest dem Hain,
Hier willst Du mich lassen
Mit Schmerzen allein?

Aldrovan.

Es rufen die Winde,
Die Wolken mich fort,
Ich eile geschwinde
Zum furchtbaren Ort.

Angelica.

Und wie, meine Bitten
Sie halten Dich nicht?

Aldrovan.

Der Kampf sei gestritten,
Der Muth nicht gebricht.

Angelica.

O! Freude des Lebens
Dich rühret kein Blick?

Aldrovan.

Du bittest vergebens,
Mich ruft mein Geschick.

Angelica.

Ach hielten Dich Thränen,
Geliebter, zurück!

Aldrovan.

Dies Sehnen,
Die Thränen,
Die schlagende Brust, —
Die Götter
Sind Retter,
Sie wandeln die Leiden in jauchzende Lust.
Ich scheide,
Zur Freude.
Bald kehr' ich zurück!
Nicht weinen!
Bald einen
Die Götter uns gütigst zum herrlichsten Glück.
ab.

Angelica.

Er geht! er kehret nicht zurück!
Ich soll ihn niemals wiederfinden,
Er schied, dies war sein letzter Blick,
Die Sonne lischt, ich muß erblinden;
Ich wandle still in Finsterniß,
Im Scheiden er mein Herz zerriß:
Dort lauret heimlich Grauen
In stiller Nacht:
Entsetzen wacht,
Er wird um sich den Greuel schauen
Und seiner Kraft nicht mehr vertrauen.

Ich bebe,
Ich wanke,
Ich strebe,
Ich schwanke
In dämmernder Nacht,
Die Sinnen
Zerrinnen,
Der Wahnsinn erwacht:
Ich muß ihn auf steilen
Gebirgen ereilen:
Ihr Winde
Gelinde
Bringt Kunde von dort:
Ich darf nicht verweilen,
O leitet, ihr Götter, damit ich ihn finde
Den furchtbaren Ort. ab.

(Felsen. — Nacht.)

Sebastiano, Climene, Oriana.

Climene.

Aber warum gehst Du mir nach? Was willst Du? laß mich allein, Bösewicht!

Sebastiano.

Ihr sollt, ihr müßt mir verzeihen, meine allerhuldreichste Königin, ich kann mich nicht eher zufrieden geben.

Climene.

Du bist mir verhaßt.

Sebastiano.

Ich kann nicht dafür, ich bin ganz unschuldig daran.

Ich habe Ihnen zum Besten den Ausspruch eines hochlöblichen Orakels verfälscht! Was können Ihro Majestät mehr verlangen, als daß man selbst privilegirten Offenbarungen zu nahe tritt?

Climene.

Ich biete das Reich der Unterwelt und Feen und Zauberer auf, um den Prinzen aus dem Wege zu schaffen, und siehe da, er kehrt unversehrt zurück, noch mehr, er bringt seinen Bruder wieder frisch und gesund mit, von dem wir alle glaubten, daß ihn die Hölle schon längst aufgenommen hätte.

Sebastiano.

Aber kann ich dafür? bin ich Schuld daran? ich habe mir alle Mühe gegeben; wer konnte denken, daß der Prinz hinter dem Ungeheuer stecke. Es geht mancher nach Wolle und kömmt geschoren nach Hause.

Climene.

Kein Wort mehr! Entferne Dich, Bösewicht!

Sebastiano.

Ist das die Belohnung meiner Treue?

Climene.

Bei meinem Zorn! geh!

Sebastiano ab.

Climene.

Was ist nun zu thun! ich möchte das Schicksal und mich verwünschen! Dich und die Welt!

Oriana.

Halt ein! ich habe alle meine Kräfte aufgeboten, jetzt ist die Stunde, in der sich alles entscheiden muß; glaubst Du, daß es dem gewaltigen Olallin nicht möglich sei, unser aller Glück noch zu begründen?

Climene.

Ruf ihn an.

Oriana.

Olallin! Olallin! hör unser Rufen!

Tiefe Stimme.

Ich höre
Und kehre
Von fernen Gestaden.

Geister-Chor.

Von fernen Gestaden,
Wo Elfen sich baden,
Durch Stürme zurück.
Auf luftigen Rossen
Stürzt, muntre Genossen,
Entgegen dem Glück.

Donner, Blitz und Sturm.

Olallin unsichtbar

Ihr fröhlichen Geister
Erkennt ihr den Meister?

Geister.

Wir beugen,
Wir neigen:
Dem Meister ergeben:
Wir wandeln und schweben
In Wasser und Fluthen,
Durch Wolken, durch Gluthen
Der Blitze dahin
Zum Zaubergewinn.

Olallin.

So stürmt und raset, brecht ein!
Elfino muß unser Gefangner sein!

heftiger Donner, Stürme toben. — Die Töne verfliegen.

Oriana.

Hast Du sie gehört? Elfino wird besiegt und mit ihm stürzen alle unsre Feinde; ich bin die mächtige Fee Oriana, Angelica ist die Tochter meines Gegners, die ich ihm heimlich raubte. — Erscheint ihr Geister! — Geister erscheinen; unter Musik verwandelt Oriana sich in eine Fee; ein Wagen, mit Drachen bespannt, senkt sich nieder, sie steigt hinein, und zieht durch die Wolken fort.

Climene.

Ich bin vergnügt. Alle meine Wünsche erfüllen sich. Jetzt muß ich den Rückweg suchen. geht ab.

Sebastiano tritt auf.

Sebastiano.

Ein schönes Wetter! und obenein noch die Ungnade der Königin? — Ist das mein Dank? Nein, ich muß mich rächen. — Wenn ich nur irgend eine Höhle oder Hütte fände, um unterzukriechen: ich bin naß, erstarrt und erfroren: ist das mein Dank? Ein Mann von der schwächlichsten Constitution, der sich Catarrhe, vielleicht gar den Schlag zuziehen kann: ist das mein Dank? Ein Mann, der weder Orakel noch Propheten, weder göttliche noch menschliche Gesetze geachtet hat, um sich ihr gefällig zu machen, wird nun verstoßen und läuft hier herum in der Wildniß, naß wie ein Hund: ist das mein Dank? geht ab.

Der König begleitet von vielen Leuten, die Laternen tragen.

König.

Sucht, Kinder, allerliebste Bedienten, sucht, was ihr suchen könnt. In jeder Felsenritze, hinter jedem Büsche. — O meine unglückliche Gemalin! Wo sie

nur hingerathen sein mag? — Was das für eine Nacht ist! — Sucht Kinder, sucht! — Kaum den ältesten Sohn wiedergefunden, nun schon die Gemalin wieder verlohren. — Greift auf, was Euch nur verdachtig vorkömmt, denn sie ist auch vielleicht verwandelt. — O meine Gemalin! o Climene!

Einige Bedienten bringen Sebastiano.

Sebastiano.

Mein König —

König.

Bist Du verwandelt, meine geliebte Climene?

Sebastiano.

Nein, Ihro Majestät, ich bin Dero wirklicher Minister Sebastiano.

König.

Hast Du meine Königin nicht gesehn?

Sebastiano.

O ja, aber hört mich nur an, mein König.

König.

Nur nicht zuviel gesprochen, es ist kein Wetter darnach.

Sebastiano.

Aber doch muß ich einiges sagen. Die Königin ist eine Verbrecherin.

König.

Was? das sind wenige, aber derbe Worte.

Sebastiano.

Ich kann es beweisen. Sie steht dem Prinzen nach dem Leben; darum habe ich das Orakel verfälschen müssen, darum ist der Prinz jetzt in Lebensgefahr, sie will den Thron allein besitzen und Euch bei Gelegenheit

auch aus dem Wege schaffen. Das hat sie mir wohl tausendmal gesagt.

König.

Ist das alles wahr?

Sebastiano.

Die lautere Wahrheit. Sie hat sich darum mit Zauberern in ein Bündniß gegeben. Darum ist der Prinz in ein Ungeheuer verwandelt gewesen. Darum soll Prinz Aldrovan umkommen.

König.

Gut, daß Du mir das alles sagst. Leute! hört auf zu suchen, laßt es bleiben! Kommt, wir wollen gleich nach dem verzauberten Walde aufbrechen, um meinen Sohn zu retten oder alle zusammen unsinnig zu werden.

gehn ab.

Sebastiano.

Nun bin ich gerächt, und will troß dem schlimmen Wetter ihnen fröhlich nachgehn. geht ab.

Aldrovan kömmt.

Aldrovan.

Durch den Sturm, durch dunkle Nacht
Irrt' ich einsam hin und her.
Nicht ein Stern im Raum erwacht,
Blickt mit seinen Strahlen her.
Willst du Mondschein mich nicht leiten,
Auf der wundervollen Bahn:
Auch den Sturm muß ich bestreiten,
Dennoch geh' ich dreist hinan.

Der Sturm lauter, der sich nach und nach in fröhliche Musik auflößt.

Der Greis erscheint.

Aldrovan.

Welche Töne! — Die Wolken entfliehn. — Der Mond bricht mit süßer Gewalt durch die schauerliche Finsterniß.

Greis.

Ich bin ermüdet, doch war ich Sieger im Kampfe, der gräuliche Olallin ist entflohn. — Nun hat er nur noch eine Stunde, in der er mächtig ist; wird er dann überwältigt, so ist er auf immer bezwungen.

Aldrovan.

Sei mir, freundliche Erscheinung, in der Einsamkeit der Nacht gegrüßt.

Greis.

Ich danke Dir, aber Du sollst mich näher kennen lernen. — Er verwandelt sich in einen schönen Knaben. Ich bin Elfino, der Beherrscher der Elfenwelt, Du liebst meine Tochter Angelica, die eine verwegne Fee mir einst entführte. Du gehst jetzt nach dem bezauberten Walde, und Du wirst glücklich sein, wenn Du meine Tochter liebst und meiner Vorschrift folgst. Darum nimm dieses Blatt; wenn Dich die Töne gefangen nehmen wollen, so lies es laut ab und Du bist gerettet, der Zauber ist gelöst und alle sind glücklich. geht ab.

Aldrovan.

Ich bin erstaunt, verwirrt. — Ich vergaß ihm zu danken — alle meine Sinne, alle meine Erinnerungen sind wie zerrüttet. geht ab.

Trappola kömmt betrunken.

Trappola.

So muß doch der Wein,
Von alle den Schätzen
Die wir nur besitzen,
Der Köstlichste sein.
Die himmlische Gluth
Sie giebt in den Schaaren
Der größten Gefahren
Uns Kräfte und Muth.
Wie denn auch bekannt,
Daß unter dem Trinken
Die Grillen versinken,
Und wächst der Verstand.
So geh ich nun frech,
Als wär' es zum Wein,
Zum furchtbaren Hain,
Mond zeige den Weg.

ab.

(Der bezauberte Wald. — Heller Mondschein.)

Eine sanfte liebliche Musik, zwei wunderbare Vogelgestalten treten auf.

Erster Vogel.

Wie? sollen wir vergehn,
Die Welt nicht wiedersehn?

Zweiter Vogel.

Der Wahn hält uns in Ketten,
Und keiner darf uns retten.

Beide.

Wir sind, wir sind verloren,
Ach wär' ich nie geboren.

Trappola kömmt betrunken.

Trappola.

Ach! Leute, sagt mir doch, wo ich mich nunmehr befinde?

Erster Vogel.

Mein Bester, in dem verzauberten Walde.

Trappola.

Das ist ja schön.

Zweiter Vogel.

Sein Sie uns willkommen. Bemerken Sie noch keine Veränderung an Ihrem Verstande?

Trappola.

Danke der gütigen Nachfrage wegen, aber nein, mir ist, wie immer.

Erster Vogel.

Es wird Ihnen bald einiger Wahnsinn zu Theil werden.

Trappola.

Ich denke nicht; wir haben uns vorgesehn. Mit wem habe ich denn die Ehre zu sprechen?

Erster Vogel.

So wie Sie mich hier sehen, war ich sonst ein überaus glücklicher Mensch: ich und mein Bruder, jener unglückliche Verwandelte dort, lebten sonst auf dem Lande, mitten in den rührenden Schönheiten der Natur; ach wie viele herzliche Freuden haben wir beim Auf- und

Untergehn der Sonne ausgestanden. — Meine Doris liebte mich so überschwänglich, ich sollte in wenigen Tagen mit ihr auf ewig verbunden werden, als mich der Satan aus Vorwitz hier in den Wald führte, wo ich denn so bezaubert wurde, wie Sie mich jetzt gewahr werden.

Trappola.

Ei Du armer Kerl. *zieht eine Flasche heraus.* Da trink einmal, das bekömmt Dir wohl gut.

Erster Vogel.

Schönen Dank.

Zweiter Vogel.

Laß mich ebenfalls kosten.

Sie trinken und fangen an zu tanzen: einige andere seltsame Masken erscheinen, die auch nach einer fröhlichen Musik hüpfen und sich bald wieder in den Wald zurückziehn.

Trappola.

Hier ist ein lustiges Leben. — Aber nun muß ich auch einmal untersuchen, ob auch an meinem Verstande noch kein Abbruch geschehn ist. Ich bin Trappola? — — richtig! — ich habe Camilla meinem Freunde abgetreten? — — richtig! — ich bin der klügste Mann im Lande? — — richtig!

Nun ich bin nicht in der Irre,
Denn ich weiß noch wer ich bin,
Es erlieget dem Gewirre
Niemals mein verständ'ger Sinn.

Alle sonst'ge weise Leute
Gegen mich nur Kinder sind,
Und es zeigt sich wahrlich heute,
Wer verliert und wer gewinnt.

Mein Verstand ist noch so beisammen, als man es sich nur wünschen kann; zum malen! Da bestätigt sich doch der alte Satz, daß gewisse Leute nicht unsinnig werden können, wenn man auch alle Anstalten dazu trifft.

Aldrovan kömmt.

Aldrovan.

Hier ist der Ort, ich höre die wunderbaren Töne.

Trappola.

Ja ich höre sie auch; aber nehmen Sie Ihren Verstand in Acht.

Aldrovan.

Was machst Du hier?

Trappola.

Was ich hier mache? da steh' ich zum Wohl des Vaterlandes.

Der Nachen von Schwänen gezogen erscheint. Die Fee Allina im Nachen.

Allina.

Woher in dieser Einsamkeit?
Bist du entflohn der Menschen Neid,
Zu schmecken hier die Seligkeit?
Die Blumen, Bäume bieten Gruß,
Die schöne Welle dir Genuß,
Allinens Mund den Freundschafts-Kuß.

Aldrovan.

Was seh' ich?
Welche Himmelstöne berühren mein Ohr?
Wie ruht sie auf der silbernen Fluth,
Die des Mondscheins goldne Strahlen küssen,
Wie gießt sich um die Göttliche

Und spielt um sie ein Funkenregen:
Wie jauchzt der Hain,
Wie freun sich die Gebüsche?
Sie ruht so hingegossen lieblich,
Daß selbst die Sterne funkelnder
Zur lieben Nähe süß hernieder glänzen.
Mein Herz! was fühlst du? welchen Zauber?

Trappola.

O bleiben Sie ein Mann!
Hier nehmen Sie den Trank
Als ein Geschenk nur an,
Und trinken Sie zum Dank.

Allina.

Willst Du im Walde heimisch sein?
Im süßen lieben Dämmerschein,
So geh zu meinen Freunden ein.

Trappola.

Die Freunde werden Affen sein.

Aldrovan.

Angelica!
O laß Dein Angedenken mich beschirmen!
Entzieh, entzieh mich diesen Melodieen,
Die sich mit leiser lieblicher Gewalt
Wie Fesseln um mein Herz, um meine Sinne weben.

Allina.

O schenke Dein Leben,
Dein Herz der Gewalt
Dem einsamen freud'vollen Aufenthalt.

Trappola.

Mir wird's in allen Gliedern kalt,
Mein Verstand erhält sich nur noch eben.

Aldrovan.

Ich nehme das schützende Blatt. er liest.
Zauber schwinde,
Weht ihr Winde,
Ueber Berge, über Thal,
Ins tiefste Meer des Volkes grause Quaal.

Die frohe Musik wird klagend, das Theater finster, der Nachen entfernt sich nach dem Hintergrunde, der Sturm beginnt.

Allina.

So belohnst Du mir das Lieben,
Das ich Dir im Herzen trage?

Trappola.

Der Zauber fühlt sich schon vertrieben,
Das ist jetzt seine letzte Klage.

Aldrovan.

Mich lockt, erschüttert die Sirenen-Stimme

Allina.

O helft! o helft! ich erliege dem Grimme.

Chor unsichtbar.

Wir fühlen neues Leben
In allen Adern weben.

Allina.

O schenke mir mein Leben!

Trappola.

Ich fühle nur noch eben
Einen Rest von Besinnung in mir;
Was gilt' es, ich werde zum Thier?

Aldrovan.

Ich muß vollenden,
Mein Herz zerbricht,
Die Götter senden
Mir Kraft und Licht,
Dem Feigen wenden
Sich Geister nicht: —
Zauber schwinde!
Weht ihr Winde,
Ueber Berge, über Thal,
Ins tiefe Meer des Volkes grause Quaal.

Mit den Worten wird die Finsterniß, der Sturm stärker, der Nachen verschwindet ganz im Hintergrunde, wo ihn die schäumenden Wogen zu versenken drohen.

Chor unsichtbar.

Wie wallen die Wogen,
Wie rauscht es im Wald,
Wir werden gezogen
Von magisch kräftiger Gewalt,
Es endet bald!

Allina, mit klagendem Ruf.

Es wüthen verderbend
Die Fluthen, sie schlagen
Hoch oben zusammen,
Verschlingen und tragen
Die höllischen Flammen.
O Jammer! wer rettet,
O Hülfe! wer kettet
Die Geistermacht fest,
Die mich treulos verläßt.

Trappola.

Hier hilft, ich will wetten,
Keine Ketten, kein Retten!
Der Wald kriegt den Rest.

Aldrovan, das Blatt wegwerfend.

Ich trage das Sehnen
Im Busen nicht länger,
Nur wilder und bänger
Erregen Gedanken
Das Herz mir und brennende Thränen!
Komm zurück, du holdes Bild!
Komm zurück!

Das Theater erheitert sich nach und nach, die Fee kömmt im Nachen zurück.

Allina.

O Glück!
Du giebst dem Verlangen
Dich gerne gefangen?

Chor unsichtbar.

Von neuem wir bangen
Im Kerker gefangen;
Gegeben der Pein!

Trappola.

Wie tanzet der Hain,
Wie schwärmen Najaden
Mit wilden Dryaden
Im Strome zu baden
Ins Wasser hinein,
Ich werde geladen
Und will mit fröhlichem Herzen Euer sein.

geht ab.

Aldrovan.

Ich bleibe Dir treu;
Woher diese Scheine?
Ein Glücke so neu
Begegnet im Haine:
Stets bin ich der Deine.

Allina.

Ha ha! gewonnen;
Die Beschwörung zerronnen;
Ha, ha, er ist mein;

Chor.

Ha, ha, er ist Dein.

Sie fährt triumphirend fort.

Angelica tritt wahnsinnig auf.

Angelica.

Töne? wohin führt ihr meinen Schritt,
Bin ich hier im Pallast aller Götter?
Welch ein goldnes Frühlingswetter
Geht in lauen Lüften mit?

Aldrovan.

Wer bist Du holder Schein?

Angelica.

Vernimmst Du diese Töne?
Ach fern aus trüber Ferne,
In dunkler kalter Welt,
Da schienen goldne Sterne,
Die lockten mich aus der Ferne
Und nun mich das Glück in Liebe gefangen hält.

Aldrovan.

O gieb mit süßem Munde
Von jener Welt mir Kunde!

Mir träumte, einst mein Glück
Sei nur Angelicas Blick.

Angelica.

Sie ist gestorben, begraben,
Die finstern Götter haben
Geendet ihr Geschick.

Beide.

Auf wundervollen Pfaden
Wohin, wohin ach! sollen wir gehn?
Wie Liebe, Sehnsucht uns umwehn!
Wir werden von Stimmen geladen;
O Glücke! laß Dich sehn!

Camilla, Rondino kommen.

Alle, umherirrend.

Wie fröhlich,
Wie selig
Das trunkene Leben!
Geschicke,
Welch Glücke
Hast du uns gegeben.

Chor, unsichtbar.

Sie rasen, es kennt
Nun keiner den Andern,
Es sei Euch zu wandern
Im Wahnsinn gegönnt!

König, Climene, Sebastiano, Samieli, Trappola, und alle übrigen erscheinen, von Wahnsinn umher getrieben. Die Musik des bezauberten Waldes geht fort; Oriana erscheint oben auf dem Felsen, Allina auf dem Bache.

Oriana.

Meine Rache ist vollbracht!

Allina.

Deine Macht,
Meine Macht
Hat unsern Sieg vollbracht!

Olallins Stimme.

In allen Sinnen Nacht!
Triumph! wir siegen,
Sie erliegen
Der Geister Macht.

Oriana, Allina, Olallin.

Noch wilderes Grauen
Erfasse ihr Herz.
Wir jauchzen und schauen
Sie alle zerrissen vom wüthenden Schmerz!

Eine wunderbare gräßliche Musik, eine Tanzlust befällt alle, seltsame Masken und Gestalten treten herein, ein großes, ausdruckvolles, magisches Ballet, das Wahnsinnige in wunderlichen, aber nicht widrigen Gestalten darstellt.

Chor.

Sie wüthen und lärmen,
Sie rasen und schwärmen,
Sich unbewußt;
Noch wilder und freier
Ergreife das Feuer
Schnell jegliche Brust.

Ein heftiger Donnerschlag. Olallin, eine colossale Figur, erscheint in Wolken zwischen den Bäumen, in demselben Augenblick Elfino gegenüber auf einer Wolke, der einen

gespannten Bogen hält und nach Olallin zielt, der Pfeil fliegt ab und trifft ihn; der Riese stürzt zerschmettert herunter. Die wilde Musik schweigt, alle stehen und kommen zur Besinnung; gegenseitige Erkennungen.

Allina.

Verloren!

Sie sinkt mit dem Nachen unter.

Oriana.

Der Schreckliche!

Entflieht von den Bergen.

Elfino

steigt von seiner Wolke nieder, legt Angelicas und Aldrovans Hände in einander, die sich erkennen; er winkt, Geister erscheinen, mit denen Climene versinkt, indem verwandelt sich das Theater in einen prächtigen, unabsehlichen Feenpallast mit wunderbarer Architektur; ein schöner Thron, den Elfino besteigt.

Chor von Geistern.

Es ist uns gelungen,
Der Feind ist bezwungen,
Die Götter geben den König zurück.

Alle.

O herrliches Glück!
O herrliches, wunderherrliches Glück!

(Der Vorhang fällt.)

Alla-Moddin.

Ein Schauspiel in drei Aufzügen.

1790. 1791.

Personen.

Alonzo, Statthalter auf Manilla.
Alla-Moddin, gefangner König der Suhlu-Inseln.
Amelni, seine Gattin.
Lini, sein Sohn, Knabe von acht Jahren.
Sebastiano, ein Jesuit.
Omal, Befehlshaber Alla-Moddins.
Gusmann, ein Spanier.
Ein Fremder.
Pedro, ein Offizier Alonzo's.
Lorenzo, der Kerkermeister.
Gonsalvo, ein Offizier Gusmann's.
Bedienter Alonzo's.
Schaddin, } Suhluaner.
Runwal, }
Andre Einwohner der Suhlu-Inseln.
Spanier.

Die Scene ist auf Manilla, einer spanischen Besitzung in Ost-Indien.

Erster Aufzug.

(Großer gewölbter Gefängnißsaal ohne Fenster; in der Mitte hängt eine Lampe, die einen schwachen dämmernden Schein verbreitet. Im Hintergrunde sieht man eine Art von Verschlägen mit Ruhebetten für die Gefangenen. An den Seiten steinerne Bänke.)

Erste Scene.

Alla-Moddin. Amelni. Lini.

Amelni liegt, mit dem Kopf auf eine steinerne Bank gelehnt, und schläft. Alla-Moddin steht im Vorgrunde und blickt seufzend nach dem matten Schein der Lampe; Lini beschäftigt sich mit einem kleinen Vogel, der in einem Käsig an einer Mauer des Gefängnisses hängt.

Lini.

Nun Du kleiner gefiederter Freund, wie geht es Dir? — Du hast mir heute noch kein Lied gesungen. — Möchtest wohl gern weiche Safranblättter essen; aber was hilft's, wenn ich es auch dem rauhen unfreundlichen Mann sage, er bringt Dir doch keine! — oder grämst Du Dich, weil Du gern frei sein möchtest? — Bin ich doch auch hier eingesperrt. — Es ist so dunkel, ich kann nicht einmal sehn, ob Du traurig bist; unser kleiner Mond scheint heut so finster.

Alla-Moddin
in Gedanken verloren für sich seufzend.

Ach! Amelni!

Lini.

Sie schläft dort auf dem steinernen Bette. — Soll ich sie wecken?

Alla-Moddin.

Sie schläft? — O laß sie schlafen!

Lini.

Vater — —

Alla-Moddin.

Was willst Du, mein Sohn?

Lini.

Mein Vogel will heut durchaus nicht singen, kannst Du mir nicht die Zeit vertreiben? Ich weiß nicht, seit wir hier sind, komm' ich mir schon so alt vor. — Die Tage der Europäer sind weit länger als die auf dem sonnigen Suhlu. — Was soll ich thun?

Alla-Moddin.

Schlaf! Wohl dem, den der weiche Schlaf mit seinen zarten Armen umfängt, bei seiner Ankunft treten die grauen Sorgen zurück, dann läuft die Woge der Zeit schneller vorüber. — Schlaf!

Lini.

Das ist es eben, ich kann nicht schlafen, und doch wünsch' ich zu schlafen, wenn ich wache. Wenn ich mich auf mein Bett hinlege und nach der dämmernden Lampe hinblicke, dann ist mir oft, als müßt' ich durchaus irgend etwas thun, ein heller Schein geht durch meine Seele, — ich springe auf, — ach! und dann steht die kalte, kalte Mauer vor mir.

Alla=Moddin
für sich, ihn traurig anblickend.

Des Knaben Geist erwacht, — und ich!

Lini.

So wie ich nur die Augen zumache und einschlummre, lachen mir sogleich die grünen Fluren Suhlu's entgegen. Ich hüpfe umher und pflücke mir purpurrothe Blümchen, fahre auf meinem kleinen Kahn über den hellen See und tauche mit dem bunten Ruder lachend die schwimmenden Lotosblätter unter, ich sehe alle meine kleinen Freunde wieder, alle freuen sich, wir springen umher, — und dann wach' ich auf. Ach! dann möchte mir hier im finstern Hause die Wehmuth das Herz zerreißen. Dann ist mir, als hätt' ich mich in einen schwarzen Wald verirrt und könnte mich nicht wieder nach Hause finden, und darum mag ich gar nicht gern schlafen.

Alla=Moddin.

Armer Lini!

Lini.

Manchmal bin ich wieder, ohne selbst zu wissen warum, auf ein paar kleine Augenblicke so froh — so froh — Du kannst gar nicht glauben, wie sehr. Meine Brust wird so leicht, und ein schöner Sonnenschein glänzt freundlich neben mir. Und, nicht wahr, Vater, die grausamen Spanier können uns auch nicht immer hier eingesperrt halten? Ich werde Suhlu einmal wieder sehn, ich werde meinen kleinen Garten wieder sehn. O wie will ich dann voll Freude jeden alten bekannten Baum umschlingen, bei jeder Blume will ich mich hinlegen

und sie küssen. Ich denke immer, lieber Vater, ich sehe doch noch einmal meinen lieben kleinen Palmbaum wieder, der grade so alt ist als ich.

Alla-Moddin trocknet sich die Augen.

Ich hoffe es.

Lini.

Ach nein, Du hoffst es nicht, dann würdest Du fröhlicher sein, ich verstehe Dich recht gut. Was kümmert es den Alonzo, ob der kleine Lini gern einmal wieder in seinem Garten spazieren ginge, was kümmert es ihn, ob der Vater weint und die liebe Mutter da auf dem harten Stein schläft.

Alla-Moddin.

Ach Amelni! er geht zu seiner schlafenden Gattin. Wie lieblich schmiegst du dich ruhend an den drückenden Stein! — Schön, wie eine silberne Blüthe, die der Wind auf einen Fels hintrug. — Du, sonst so glücklich, ruhst hier auf diesem Stein? — Doch, auch itzt bist du glücklich, denn du schläfst! Auf goldenen Wolken schweben die Seligkeiten des Himmels um dich her, denn Du lächelst so süß, und dein Lächeln erhellt diesen Kerker wie die Frühlingssonne den unbelaubten Wald. — O holder Schlaf! Warum fliehst du von meinen bethränten Augen? Laß mich wenigstens von Freiheit träumen! So sanft schläfst du hier auf diesem harten Stein? hart und unfreundlich wie Alonzo! — Ob ich dich wecke? — Nein, so holde Träume würden dich nicht wieder anlächeln. Ist es nicht genug, daß der Gram mein Herz zerreißt, soll auch das deinige bluten? — er setzt sich in eine Ecke des Gefängnisses. Ach Valmont! — gedenkst du noch deines Versprechens? — Omal! — Alle meine Freunde haben

mich verlassen, zurückgelassen eine Beute dem Kummer. — Er lehnt den Kopf an die Mauer und sitzt in Gedanken verloren.

Lini,

der indeß zu seinem Vogel zurückgekehrt ist.

Sieh, hier schenke ich dir mein letztes Stückchen Zucker. — Mein letztes, hörst du wohl? — Dafür mußt du mir aber auch ein Liedchen singen! — Nun? der Vogel fängt an leise zu singen. Schön! Schön! er nimmt eine kleine Laute und begleitet damit den Gesang des Vogels. Wie der kleine Stolze mit den Tönen der Laute wetteifert!

Alla-Moddin.

Itzt hat er vergessen, daß er unglücklich ist, — o ihr seligen Kinderjahre!

Lini.

Ich danke dir für dein Lied. — Dafür will ich dir auch eins von meinen Liedern singen. — Er spielt und singt leise, nach und nach wird sein Gesang lauter und munterer.

Der Frühling kömmt!
Die Wolken fliehn,
der Himmel glänzt!
Der Frühling kömmt!
und Regenbogen
sind seines Wagens
gleitende Räder.
Blumengekränzt,
in Sonnenstrahlen
schwebt unter säuselnden Winden
nieder der Gott.
Tausend Blumen bekränzen sein Haupt,
tausend Blumen umflechten
sein blaues Gewand.
Er lächelt —

aus goldenen Locken,
vom blauen Gewande,
fließen zur Erde die Blumen hinab.
Es blüht die Flur,
es grünt der Hain,
und jeder Zweig
tönt süßen Genuß
dem Frühlingsgotte. —
Wonnegesang!
Wonnegesang!
Rauscht durch den Palmenhain!
Durch die blühenden Bäume
säuselt der West,
mit den Blüthen scherzend.
Viele der Blüthen,
viele der Blumen
sinken zur Erde. —
Wenn Mondschein sie küßt,
wenn Thau sie tränkt,
Mondschein des Frühlings,
Frühlingsthau, —
entschweben ihnen
mit leisem Fluge
schöne blaue Schmetterlinge.
In den Blüthen der rauschenden Bäume,
unter Blumen der duftenden Wiese,
flattern und schwärmen sie
hier und dort.
Sie suchen die Schwestern,
sie suchen die Brüder,
in Blüthen und Blumen,

und küssen sie alle.
Haben sie die Zwillingskinder aufgefunden,
nisten sie sich in dem väterlichen Baum ein,
bergen sich in Blüthen oder Blumen,
an der süßen Wiederkennung sterbend. —

Amelni, erwachend.

Wo bin ich? — Ach Alla-Moddin! — Ein schöner Traum täuschte mich, — ich strecke meine Arme nach dem Glück' aus, und der schwarze Jammer tritt meiner Umarmung entgegen.

Alla-Moddin.

Du träumtest schön, denn Du lächeltest so süß im Schlafe. Mein ganzes voriges Glück stand bei Deinem Lächeln in seinem hellsten Glanze wieder vor mir.

Amelni.

Ach! ich träumte von unsrer Freiheit. — Wir saßen beide im Vollgenuß des neuen Freiheitgefühls an jenem silbernen Bach in Suhln, wo ich Dich zuerst sahe. Bienen summten freudig um uns her im warmen Sonnenstrahl, die Palmen rauschten uns ihren frohen Willkommen entgegen; wir saßen stumm da, Hand in Hand, und betrachteten mit Entzücken die rothen Blümchen, die sich über den Bach bogen und in seinem Spiegel betrachteten. Aus der Ferne tönten durch den Duft der blühenden Bäume die Chöre der Jünglinge und Mädchen, die das Frühlingsfest sangen; Vögel jauchzten aus neigenden Wipfeln in den Chorgesang, wir schwiegen — und weinten! — Ach, es war ein schöner Tag, an dem wir einst wonneberauscht neben jenem Bach saßen, — gedenkst Du noch dieses Tages?

Alla-Moddin.

Ob ich seiner gedenke? — Es war der erste, an welchem ich Dich meine Gattin nannte. — Jene goldnen Tage liegen weit hinter uns, tief unten in einem blumenvollen Thale; wir aber wandeln verirrt über nackte Felsen, und werden dies Thal nie wieder sehn. — Ewig sei der Tag verwünscht, an dem ich Manilla zuerst erblickte!

Amelni.

Drücke Dein Haupt nicht so schwermüthig gegen die Mauern, laß der Hoffnung Raum. Kein Mensch kann vor seinem Tode sagen: ich war zum Unglück verdammt. Wir fahren im Boot des Lebens bald blühenden Wiesen, bald kahlen Felsenwänden vorüber.

Alla-Moddin.

Die Krone ist von meinem Haupte in den Staub gefallen. Hier steht der König, und zählt die Steine der Mauer! — O! —

Amelni.

Ich erschrecke vor Dir! — Du wirst immer düsterer. Sonst gingst Du umher, sprachest mit mir, erinnertest Dich der frohen Vergangenheit und sahst getröstet in den Spiegel der Hoffnung, Du spieltest auf der Laute und sangest Lieder vom schönen Suhlu: aber itzt! — Du seufzest den Tag hinweg, und wenn die Nacht kömmt, wünschest Du den Tag. Immer sitzest Du dort an die Wand gelehnt, Dein Auge starrt auf einen Punkt, und Dein Geist schwebt in Suhlu umher. — O theurer Gatte! Wenn Du hier im fremden Lande zum ewigen Schlaf hinsänkest, fern von Deinen Freun-

den und Verwandten, hier, wo über Deinem Grabe Jünglinge und Mädchen keinen Grabgesang sängen — auch mich würde der Gram tödten. —

Alla-Moddin.

Ich ruhe an dieser Stelle, um die freie Luft des Himmels einzuathmen. Sieh, die Zeit und der Sturmwind oder ein Erdbeben haben hier eine Kluft in die Mauer gerissen. — Ich höre aus der Ferne das dumpfe Rauschen der See, und denke an Valmont und Omal. Hier stehe ich, und blicke mit starrem Auge über das sonnenbeglänzte Meer hin, meine kranke Einbildung schafft aus Schiffern am Ufer meinen Omal; wenn ein Schiff vorbeisegelt, so glaub' ich, es eile zu meiner Rettung herbei, ach! und schon hundertmal färbte der blasse Schein des Abends jene Wogen, und eben so oft ward mein banges Erwarten, meine Sehnsucht getäuscht. Sieh, dort hinter jenen grauen Wogen muß Suhlu liegen, ach säh' ich doch sein fernes Ufer dämmern!

Lini.

Wo? — O laß mich sehen, Vater! — Ach, endlich seh' ich doch einmal wieder Sonnenschein! — Sieh, welchen glänzenden Mantel die Sonne auf das Meer deckt, tausend leuchtende kleine Sonnen tauchen sich aus den nassen Wogen empor. — O wie wohl ist mir wieder! Ach, mir ist, als könnt' ich das ferne Ufer sehn, als trüge der Wind, der mich mit sanftem Fittig schlägt, den Duft meines Gartens, als könnte ich den Schaum entdecken, den die Wogen mühsam an das Ufer zusammentragen. —

Amelni.

O sieh! — Wie dort der blaue Himmel sich aus den schwarzen Wolken hervorgießt! — o ja, wir werden wieder glücklich! gewiß! die Götter Suhlu's leben noch, sie umspannen den Himmel und halten Suhlu in ihrer Hand, sie werden Deiner gedenken. Sieh, ein Regenbogen fließt durch das Gewölk, das schönste Bild der Hoffnung!

Alla-Moddin.

Der Hoffende greift nach einem Schatten, der ihn hiehin und dorthin leitet. —

Amelni.

Deine Amelni lebt ja noch.

Alla-Moddin.

Ja sie lebt, — hier im Grabe. — O wär' ich allein hier, unbemerkt sollte mein Schmerz mich hier zerstören, aber Du, — so oft ich Dich ansehe, heben schwere Seufzer meine Brust, jede Deiner Thränen, jeder Deiner Seufzer fällt schwer auf meine Seele. —

Amelni.

Was ist Dir, Geliebter?

Alla-Moddin.

Daß er uns verließ, daß er uns Freiheit versprach! schon seit einem Jahre harren wir mit Sehnsucht seiner Rückkehr, harren seiner mit eben der ängstigenden Ungeduld, mit der ein dem Schiffbruch Entronnener jeden Morgen weinend in das Meer hinaussieht, ob nicht endlich ein Schiff erschienen, ihn in sein geliebtes Vaterland zu führen.

Amelni.

Er versprach uns so gewisse Hülfe.

Alla=Moddin.

Er war so gerührt, und doch hat er seines Versprechens vergessen.

Lini,

der sich indeß zu ihnen gesetzt, und aufmerksam zugehört hat.

Meinst Du, Vater, daß er uns wirklich vergessen hätte?

Alla=Moddin.

Gewiß.

Lini.

Das kann ich Dir doch nicht glauben.

Alla=Moddin.

Warum nicht?

Lini.

Weißt Du nicht mehr, wie er abreiste? — Er hob mich vom Boden auf, nahm mich in seine Arme und küßte mich so herzlich, daß ich dem Manne gleich so gut ward, daß ich weinen mußte. Er küßte mich, und sagte: Nun, Lini, bald wirst Du wieder auf Suhlu sein! — In eben dem Augenblick ging die Thür des Hauses auf, und ich sahe ganz tief, ganz tief in der Ferne znm erstenmal wieder einen grünen Baum. Das macht, daß ich das alles nicht wieder vergessen habe. Warum hätt' er mich wohl geküßt, wenn er nicht wirklich mein Freund wäre und sein Versprechen halten wollte.

Alla=Moddin.

Ach, armer Knabe, Du weißt nicht, daß diese heilige Sitte in Europa nicht so geehrt wird, als bei uns. — Der Europäer küßt seinen Freund auch, und stößt ihm in der Umarmung den Dolch in den Rücken. —

Lini.

Nein Vater! dann ist Valmont gewiß kein Europäer. — Er liebt mich wirklich.

Alla-Moddin.

Woher weißt Du es so zuverlässig?

Lini.

Hat er mir denn nicht den schönen Vogel da geschenkt? — Warum hätte er das gethan? Ich konnte ihm ja dafür nichts wieder schenken. — Und so oft nun mein Vogel singt, so oft denk' ich an Valmont und Suhlu, und wie er mich küßte und sagte: Nun, Lini, bald wirst Du auf Suhlu sein. — Auch Omal, so oft ich ihn fragte: Kommen wir nicht bald nach Suhlu? sagte jedesmal: Bald wird der Fremde Dich dahin abholen.

Alla-Moddin.

Und doch hat er selbst seine Ankunft nicht erwartet, — ach Omal! — ich nannte Dich meinen edlen Freund, und doch — er versinkt in ein tiefes Nachdenken.

Lini.

Ja Vater, auf Omal bin ich auch recht böse, von ihm will ich mich gewiß nicht wieder auf den Strom fahren lassen, er soll mir keinen einzigen Kranz wieder flechten.

Amelni.

Warum denn?

Lini.

Sieh nur, liebe Mutter, hätte er uns alle nicht mitnehmen können, als er fortging? Oder wenn das nicht möglich war, so hätte er auch hier bleiben müssen, er hätte mir noch manchmal die Zeit vertrieben, er

spielte gern mit mir. — Und dann hat er auch gelogen.

Amelni.

Wann?

Lini.

Du weißt ja, er riß eine Menge Steine aus der Mauer und sprang hinab. — Einmal konnt' ich in der Nacht gar nicht einschlafen, da hör' ich ein Poltern und finde Omal, der die Steine aushebt; ich mußte ihm versprechen, dem lieben Vater nichts davon zu sagen, weil er es ihm selbst sagen wollte; ich schwieg auch, denn ich hatt' es ihm versprochen. Bei Tage war er immer bei uns, und das Fenster, das er sich gemacht hatte, war nicht da, des Nachts machte er es immer größer und nach ein paar Tagen war er fort.'

Alla-Moddin.

Was hülf' es mir, wenn auch er den stummen Wänden klagte? Er hätte zuviel gewagt, uns alle zu retten. — Aber ich wäre nicht ohne Dich entflohen, Omal.

Amelni.

Die Schlösser rauschen, es kömmt jemand zu uns!

Alla-Moddin.

Ich wünsche, wir blieben ewig hier ungestört. Widrig sind mir die Blicke neugieriger Fremden, und jene Pfaffen hasse ich, die täglich meinen Geist bestürmen.

Zweite Scene.

Vorige. Ein Fremder.

Fremder,

der in einem Mantel und in spanischer Tracht hereintritt. Er verbeugt sich anständig gegen Alla-Moddin, sieht ihn scharf an und unterdrückt einen Seufzer, er grüßt Amelni und Lini, geht dann auf Alla-Moddin zu und reicht ihm freundschaftlich die Hand. Mit niedergesenktem Blick erwiedert Alla-Moddin die Begrüßung kalt und fremd.

Du bist Alla-Moddin?

Alla-Moddin,

der bei dem Ton der Stimme aufmerksam wird.

Der unglückliche Alla-Moddin, der sich jedem Blicke neugieriger Fremden bloßstellen muß. — Nein, sieh mich nicht so mitleidig an; dann fühl' ich mein Elend am stärksten, wenn ein durchreisender Fremder, der aus Neugier auch den gefangenen König sehen will, mich mit seinem Mitleid quält. — Setz Dich nieder!

Amelni setzt sich im Hintergrunde auf ein Ruhebett, Lini auf eine steinerne Bank auf der andern Seite und klimpert auf seiner Laute.

Fremder.

Wie menschenfeindlich hat Dich Dein Unglück gemacht! — Glaube mir, nicht Neugier, wahre Theilnahme führte mich in diesen Kerker.

Alla-Moddin.

Theilnahme?

Fremder.

Du mußt es mir glauben, daß Theilnahme eines Freundes mich zu Dir brachte, daß ich über Dein Schicksal Thränen vergoß.

Alla-Moddin.

Nun wohl, ich will Dir glauben, um den Ton Deiner Stimme willen; ach, sie erinnert mich an so manche selige verfloßne Stunde, sie erinnert mich an meine Freunde, die mich verlassen haben; denn, indem ich Dich sprechen höre, ist es, als stände mein Freund Valmont vor mir, hell dämmert jene Stunde in meiner Seele auf, als wir durch eine Umarmung das heilige Band der Freundschaft knüpften, als er hier vor mir stand und seine Hand in die meinige legte und mir Befreiung verhieß. — Dein Gesicht, — Dein Auge — Du bist Valmont selbst! —

Fremder.

Ich?

Alla-Moddin.

Bist sein Bruder, — doch nein, wie kömmst Du zu dieser Tracht meiner Feinde, — er war kein Mitglied dieses Volks, das mich elend gemacht hat; — mein Freund glänzt hell in meiner Seele, — aber Du bist es nicht. —

Fremder.

Und könnt' ich es nicht werden? —

Alla-Moddin.

Durch Deine Gegenwart — kehrt Heiterkeit in meine Seele zurück, — nun wohl, wer meinem Valmont gleicht, bei dem ist nichts zu wagen. — Aber Du bist ein Spanier, wer wagt nicht bei der Freundschaft eines Spaniers? — Nein, nein, ich will betrogen sein, wenn Du betrügen kannst, — o wie will ich dann die Welt recht herzlich hassen, ein Schutzort wird mir dieser Kerker scheinen.

Fremder, gerührt.

Vertraue mir.

Alla-Moddin.

Ach! schon viele Europäer sahen mich hier im Elende, bedauerten mich, nannten sich meine Freunde, — und verließen und vergaßen mich. — Unter allen meinen Freunden fliegen nur zweien meine Seufzer nach.

Fremder.

Wem?

Alla-Moddin.

Valmont und Omal.

Fremder.

Omal? War er nicht mit Dir im Kerker?

Alla-Moddin.

Er war.

Fremder.

Wo ist er jetzt?

Alla-Moddin.

Vielleicht todt, vielleicht lebend, stets glücklicher als ich. Er stieß eine Oeffnung in die Mauer und entflohe.

Fremder.

Und Valmont?

Alla-Moddin.

Er war ein edler Mann, den ich wie meine Seele liebe, wenn gleich vom Schicksal unsre junge Freundschaft nach wenigen Tagen wieder zerrissen ward. — Auf einer Reise aus Frankreich, seinem Vaterlande, kam er zu mir auf Suhlu, ich kannte ihn nur kurze Zeit, als ich ihn liebgewann, — wir fuhren einst auf einem kleinen Nachen beim Schein des Abends auf dem See, das Boot schlug um, er sank, — daß ich ihn

rettete, verband unsre Seelen noch inniger. — Je länger ich in Dein offnes Auge sehe, je mehr wächst mein Zutrauen zu Dir, und darum erzähl' ich Dir meine Geschichte, wie ich noch nie that. — Bald darauf rief die Pflicht Valmont von Suhlu aus meinen Armen — und ich unternahm, wie ich schon oft gethan hatte, eine Reise zu den Besitzungen der Europäer, meine Gattin, mein Sohn, und Omal, mein Freund, begleiteten mich. — Ach! zur unglücklichen Stunde setzt' ich den Fuß in das Schiff, denn es trug mich in den Kerker. — Ich reiste hieher, nach Manilla, um manche Künste und Erfindungen von den klügern Europäern nach Suhlu hinüberzubringen, um dadurch das Glück und die Sicherheit meines Volks zu vermehren.

Fremder.

Und?

Alla-Moddin.

Der Statthalter schien mein Freund, er und eine Menge Jesuiten umlagerten mich täglich, und schienen um meine Freundschaft zu wetteifern, — o warum traut' ich aber diesen Schlangen? — Kannt' ich nicht die Bosheit der Europäer? — Man wollte mich bereden Christ zu werden, ich weigerte mich: man suchte mich dahin zu bringen, den Jesuiten den Eintritt in Suhlu zu erlauben; auch dieses versagt' ich. — Nun fiel plötzlich wie ein Morgennebel die erheuchelte Freundschaft; in ihrer wahren Gestalt standen die Spanier vor mir. — Ein Kerker verschloß mich, und das, was mir auf dieser Welt am liebsten ist.

Fremder.

Schändlich!

Alla-Moddin.

Um einen Vorwand, diese That zu rechtfertigen, war man nicht lange verlegen, so widersinnig er auch sein mochte. Man behauptete, ich sei hiehergekommen, die Lage des Landes und der Vestung auszukundschaften, dann mit meinen schwachen, wehrlosen Indianern zu landen, — und Manilla zu erobern! — Dieser Anklage wegen seufz' ich nun schon zwei Jahr in diesem Kerker, mein Volk ist ohne König, Suhlu steht verlassen, offen der Verrätherei jedes Boshaften. — Nach einem Jahre erschien Valmont in meinem Kerker, er hatte von meinem Unglück gehört, es rührte ihn bis zu Thränen, mit Freundeshandschlag versprach er mir Rettung, Freiheit, und schon dreihundert Tage flossen indessen in das graue Meer der Zeit hinab, — und er kehrt nicht wieder.

Fremder.

Aber er wird wiederkehren, vertraue ihm. Kannst Du wissen was ihn zurück hält? — Er kömmt gewiß, denn Valmont hält, was er versprach.

Lini,

der indeß herbeigekommen ist, und den Fremden aufmerksam betrachtet hat.

Nicht wahr, lieber fremder Mann, Valmont kömmt gewiß wieder?

Fremder.

Gewiß. Liebst Du ihn?

Lini.

Ja, und er liebt mich auch. Sieh, den kleinen niedlichen Vogel dort, hat er mir geschenkt. —

Fremder.

Willst Du nicht auch mein Freund werden?

Lini.

Ach, ich wollte wohl, wenn ich nur könnte. Du bist aber ein Spanier, und ein Spanier kann unmöglich mein Freund sein.

Fremder.

Wenn ich Dir nun sage, daß Valmont auch mein Freund ist?

Lini.

Dann will ich mir wenigstens Mühe geben.

Alla-Moddin.

Wie sagtest Du? Valmont sei Dein Freund? —

Fremder.

Mein vertrautester. Ich lernte ihn vor einigen Jahren in Frankreich kennen, und als ich eben itzt von Spanien abreisen wollte, sah' ich ihn dort.

Alla-Moddin.

Komm' oft zu mir in meine düstere Wohnung. Deine Freundschaft wird mich wieder etwas mit dem Schicksal versöhnen; Du sollst mir jene verhaßten Stunden ersetzen, die Sebastiano mir raubt.

Fremder.

Sebastiano?

Alla-Moddin.

Er ist ein Jesuit, den der Statthalter täglich abschickt, mich zum Uebertritt zum Christenthum zu überreden, und den Jesuiten zu erlauben, auch in Suhlu ihre Lehre auszubreiten. — So ist meine Zeit zwischen trauriger Einsamkeit und verhaßten Gesprächen getheilt, von diesem Boshaften bestürmt. Die Götter meines

Landes zürnen auf mich, daß sie mich ein Spiel sein lassen der Schändlichen, daß sie es dulden, daß ich hier im Jammer verschmachte. —

Fremder.

Fasse Muth, Valmont lebt und gedenkt Deiner, er ist unermüdet in seinen Bemühungen für Dich, er wird bald —

Alla-Moddin.

Und woher diese Zuverlässigkeit? Du sahst ihn schon seit einem Jahr nicht mehr.

Fremder.

Nein — aber ich kenne sein Herz. Er liebt Dich, durch Deine Freiheit wird er Dir den Dank für sein Leben bezahlen.

Alla-Moddin.

Ich mag nicht mehr hoffen. Viel langsamer schleicht der Tag, wenn man die Stunden zählt, auf ein glänzendes Ziel die Augen geheftet, das nimmer näher rückt. Ich überlasse mich der Zeit mit eben der Gleichmuth, mit dem ein Berg sich von Schnee und mit Blumen bekleiden läßt. Das Unglück mag mich bestürmen, ich will nicht murren, ich will das Glück wieder in meine Arme nehmen, ohne mit ungeduldigem Auge ihm entgegenzusehn. — So will ich dulden wie es einem Manne ziemt.

Lini.

Ach, da hör' ich den schleichenden Mann kommen, der immer so die Augen verdreht.

Amelni.

Sebastiano kömmt, ich verlasse Dich.

Lini.

Ich gehe mit Dir Mutter, denn ich fürchte mich, wenn ich die glühenden Augen des hagern Mannes ansehe.

Amelni und Lini gehn in eine andre Abtheilung des Saals, die Thür geht auf, und Sebastiano tritt herein.

Dritte Scene.

Alla-Moddin. Der Fremde. Sebastiano.

Sebastiano.

Der Himmel segne die Bemühungen des heutigen Tages! — er heftet einen festen Blick auf den Fremden. Alla-Moddin, hast Du meinen gestrigen Worten nachgedacht?

Alla-Moddin.

Ich habe.

Sebastiano.

Und Dein Entschluß?

Alla-Moddin.

Wie immer.

Sebastiano.

Noch immer Trotz?

Alla-Moddin.

Entschlossenheit.

Sebastiano.

Welche Worte soll ich brauchen, um Dein Herz der erhabenen Lehre zu öffnen?

Alla-Moddin.

Keine, wenn Du mich liebst.

Sebastiano.

Halsstarriger! Es wird Dich einst gereuen, die Seligkeiten des Himmels so muthwillig zurückgewiesen zu haben.

Alla-Moddin.

Nie.

Sebastiano.

An jenem großen Tage wirst Du es bereuen, wenn Gott Dich als seinen Feind wieder zurückweisen wird. Der nimmer endenden quaalenreichen Ewigkeit wirst Du Deine Reue entgegenheulen, wenn Du aus tiefer Ferne durch die brüllenden Orkane die Harfentöne der seligen Chöre vernimmst.

Alla-Moddin.

Mich täuschest Du nicht durch diese Gemälde des Schreckens. — Und selbst wenn Dein Gott der Gott der Götter ist, wenn ich auch zu falschen Göttern bete, so nennst Du ihn doch selbst den Allgütigen; wie könnte dieser mich also zu ewigen Quaalen verdammen?

Sebastiano.

Wenn man seiner Langmuth spottet, ist er ein Gott des Zorns.

Alla-Moddin.

Kann der Gott der Christen zürnen? — Der Gott, der, wie Du mir oft sagtest, die Erde in seiner Linken und in seiner Rechten die leuchtende Sonne hält? — Er sollte zürnen über mich? — Kannst Du über einen Sonnenstaub zürnen? —

Sebastiano.

Er selbst droht seinen Zorn denen, die ihn verachten, aber seinen Verehrern hat er seine Gnade in den Gesetzen verheißen, die er mit eignen Händen schrieb.

Alla-Moddin.

Stolzer Mensch! Du wagst zu behaupten, daß das Auge, das die Welten überschaut, freudig auf Dein Lob herunterblicke? Deinem Allweisen leihst Du Deinen Priesterstolz? — Gott ist meiner Liebe zu groß und meiner Verehrung zu klein. — Erzwungnes und erheucheltes Lob kann ihn nicht freuen, denn wenn ich nun auch, um meine Freiheit zu erkaufen, den Göttern Suhlu's untreu würde, so würd' ich doch nachher Eure Religion wieder von mir werfen, wie ein unbequemes Gewand. Der Mensch muß frei denken, frei und ohne Zwang muß sich seine Ueberzeugung in ihm selbst erschaffen, keine Gewalt muß hinzutreten, und dem Strome der Vernunft seine Ufer setzen wollen, — und diese freiwillige Ueberzeugung kömmt bei mir noch nicht.

Sebastiano.

Nun wohl. Aber wenn Du verloren gehst, so laß Deine Unterthanen wenigstens der Seligkeiten genießen, die Du zurückstößest. Welcher sterbliche Verstand kann mit Zuversicht zu mir sagen: Du lügst! — Der kühnste Zweifel ist noch lange nicht Gewißheit, und solltest Du so grausam sein, dem Glücke Deiner Unterthanen in den Weg zu treten? — Nicht eines Glücks von wenigen Jahren, von nimmer untergehenden Ewigkeiten. — Wenn die Erfüllung meiner Worte nur noch möglich ist, so darfst Du nicht unsern Eintritt in Suhlu verhindern. — Der Verstand muß frei sein, wie Du selber sagtest, versage diese Freiheit also auch nicht Deinen Unterhanen, laß jeden sich selbst überzeugen; wer nicht überzeugt wird, — der mag dann verloren gehen!

Alla-Moddin.

Deine verführerischen Worte sollen mich nicht täuschen. — Traust Du mir den Aberwitz zu, bittres Meerwasser in meine süßen Quellen zu tragen? — Tugend muß stets glücklich machen, und meine Suhluaner sind tugendhaft. Aber sieh umher, betrachte die sonst so blühenden Länder, die Christen haben sie vergiftet; betrachte die sonst so redlich gesinnten Insulaner, Eure Lehre hat sie vergiftet! Was hilft die Lehre, die ihre Bekenner nicht besser macht? — Meine lieben Unterthanen auf Suhlu sind besser als Du, und doch kennen sie Deinen Gott nicht! drum geh', ich will Dich nicht länger hören, Du selber spottest Deines Gottes!

Sebastiano.

Frevler, ich?

Alla-Moddin.

Gebietet Euer Gott nicht Tugend?

Sebastiano.

Allerdings.

Alla-Moddin.

Und doch verstopft Ihr Eure Ohren seinen Gesetzen? — Ihr verletzt das erste göttliche Gesetz; die Gastfreundschaft ist jedem Suhluaner heilig, Ihr aber werft den Fremdling in den Kerker, und laßt ihn im Elende schmachten.

Sebastiano.

Du wagst es, so zu sprechen?

Alla-Moddin.

Warum heucheltet Ihr mir Freundschaft, als mein Schiff an Manilla's Küste landete? Ihr wart meine Feinde, Eure Bosheit aber verbarg sich hinter verrä-

therischen Umarmungen, hinter falschen freundschaftlichen Blicken; bald aber zeigtet ihr Eure Tücke, da ich keinen Eurer Vorschläge annahm. — Und glaubt ihr, mein Auge sei geblendet? O ich durchschaue den Schleier Eurer Heuchelei. — An der Ausbreitung Eurer Religion liegt Euch nichts! die Absicht, meine Unterthanen durch Eure Lehre von der ewigen Verdammniß zu retten und sie glücklich zu machen, ist erlogen!

Sebastiano.

Erlogen?

Alla-Moddin.

Was kümmert Euch das Glück meiner Unterthanen? Ich soll Euch Suhlu eröffnen, damit die Spanier dort mit eisernem Scepter herrschen; meine Unterthanen würdet ihr bald zur Sclaverei gewöhnen, denn manchen guten biedern Suhluaner würde Deine glatte Zunge bethören. Man würde Euch als meine Freunde ansehen, und um so mehr hättet ihr Gelegenheit, Aufruhr und Zwietracht, diesen verderblichen Saamen in die Herzen meiner Unterthanen auszustreuen, Empörung und innrer Zwist würden bald die Kräfte Suhlu's zerstören, ein Spanier würde auf meinem Thron sitzen, die Unterthanen Eure Sklaven sein, und das schöne Suhlu von Europäern bevölkert werden. So habt ihr es mit allen friedlichen Völkern dieser Gegend gemacht. Wo sind jene grünen Sprößlinge, die den schönsten Wald versprachen? Ihr habt sie ausgerottet, und Nesseln und Dornen an ihre Stelle gepflanzt.

Sebastiano.

Thörichter! Verblendeter! — Wäre dies unsre Absicht; was hinderte uns daran, Suhlu mit gewaffneter

Hand zu erobern, Dich hier im Kerker verschmachten zu lassen, und Alonzo auf Deinen Thron zu setzen?

Alla-Moddin.

Was Euch hindert? — Feigheit und Eigennutz.

Sebastiano.

Ich verstehe Dich nicht.

Alla-Moddin.

Ihr wißt, daß jeder meiner Unterthanen lieber bis auf den Tod fechten, als Euch gehorchen würde. Alle würden fallen, ihr würdet gerne Suhlu besitzen, allein, ihr müßtet Euch doch dann Sklaven kaufen.

Sebastiano.

Du wagst es —

Alla-Moddin.

Wahrheit zu sprechen. — Ihr müßt erst meine Unterthanen gleich dem jungen Stier gewöhnen, das Joch zu tragen; dies ist Eure Absicht. — Aber mögen hier funfzig Jahr über mein Haupt dahinfließen, mag mich nur mein Tod aus diesem Kerker befreien, — ich gebe nicht nach.

Sebastiano.

Ich gehe, denn es ist Verbrechen Dich anzuhören.

Fremder.

Sie gehn, weil Sie sich getroffen fühlen.

Sebastiano

betrachtet ihn zweifelhaft und durchbohrt ihn mit einem grimmigen Blicke.

Sie sind — ein Spanier. — Gut. — Du hast bis jetzt die Milde Alonzo's verachtet, Du machst Dich seiner Güte unwerth, und wirst von nun an mit mehrerer Härte behandelt werden.

Alla-Moddin.

Seiner Güte? — Mit mehrerer Härte? — Wie ist das möglich? — Die Sonne ist für mich auf ewig untergegangen, Mond und Sterne in Finsterniß erloschen, was könnt Ihr noch mehr thun? —

Sebastiano mit bedeutenden Blicken.

Dafür sorgen, daß keine verdächtige Fremde zu Dir gelassen werden.

Alla-Moddin traurig.

Ach ja, ich muß es zugeben, — ich muß Euren Scharfsinn verehren, ihr seid gütig gegen mich gewesen, — ihr könnt noch grausamer sein!

Sebastiano.

Bald wirst Du Deinen Trotz bereuen, wenn Du einsam, von Gattin, Sohn und Freunden getrennt, den feuchten Wänden einer engen unterirdischen Grube Deine Verzweiflung entgegen heulst, im Gerassel Deiner Ketten brüllst — —

Alla-Moddin in höchster Wuth.

Meiner Ketten? — Verworfner — er eilt auf ihn zu.

Fremder hält ihn zurück.

Laß ihn —

Sebastiano.

Wüthe nur!

Alla-Moddin.

Ich, in Ketten? — Wer wagt das? — Die Verzweiflung giebt dem Kinde Riesenkräfte; — ich spotte Deiner Drohung, ich lache Deiner Ketten! — O Omal! — Komm, denn Valmont hat mich verlassen!

Fremder.

Er hat Dich nicht verlassen!

Alla-Moddin.

O komm, und zertrümmre die Mauern dieses Kerkers! — Komm und führe mich über die Leichen dieser Unmenschen in mein Vaterland zurück!

Sebastiano.

Blinde Wuth spricht aus Deinem Munde, sie hat Deinen lang versteckten Plan entdeckt. — Du bist ein Verräther! itzt dürfen wir nicht länger zweifeln.

Alla-Moddin wüthend.

Fort, Elender! es zuckt meine Faust! — O hätt' ich ein Schwert! —

Sebastiano.

Ich verlasse Dich, aber bald wirst Du die Folgen dieses Augenblicks empfinden! — Er geht ab, kehrt in der Thür um, und wirft einen forschenden Blick auf den Fremden. Die Thür wird mit großer Gewalt zugeschlagen.

Vierte Scene.

Alla-Moddin. Der Fremde.

Alla-Moddin.

Er geht, und seine Augen funkelten Wuth, die Bestätigung seiner schrecklichen Drohung.

Fremder.

Die er wahrlich nicht erfüllen soll.

Alla-Moddin.

O wie reut es mich itzt, daß ich über ihn zürnte, er verdient nur meine Verachtung; denn, sahst Du, wie er zitternd da stand, als ich auf ihn zueilte? Ich beklage die Christen, daß dieser einer ihrer Priester ist.

Er predigt Sanftmuth und Menschenliebe, und seiner Seele sind diese Kinder des Himmels Fremdlinge, er hat nie das göttliche Gefühl der Freundschaft gekannt, denn sahst Du, welche glühende Blicke er zwischen uns warf, und uns Trennung drohte?

Fremder.

Er ist zu schwach, seine Drohung zu erfüllen. — Itzt verlass' ich Dich, ehe die Sonne untergeht, bin ich wieder hier.

Alla-Moddin.

Komm bald wieder.

Fremder.

Mit Trost und Hülfe hoff' ich zurückzukehren. — Lebe wohl.

Alla-Moddin.

Hier im Kerker?

Der Fremde reicht ihm die Hand, und geht schnell ab.

Fünfte Scene.

Alla-Moddin.

Von Amelni, von Lini getrennt? — O bald werd' ich jammernd meinen jetzigen Zustand glücklich preisen. — O ich Thor! daß ich meinen Quälern selbst die Kluft entdeckte, durch die sich Omal rettete! des unnützen falschen Edelmuths! — Die Flucht wäre nicht schändlich gewesen, da man mich wie einen Verbrecher behandelt, mein Volk und meine Gattin hätten sie fordern können, — doch, es geschahe nicht, und wozu dieser nichtigen Reue? — Wer mag dieser biedre

Fremdling sein, der mich mit neuer Hoffnung nährt? — nachdenkend. Wenn auch er ein Abgesandter Alonzo's wäre, — wenn auch er mich ausforschen sollte, um mich dann noch elender zu machen? —

Sechste Scene.

Alla-Moddin. Amelni. Lini.

Amelni,

die mit Lini zurück kömmt.

Der Fremde hat Dich schon verlassen?

Alla-Moddin.

So eben, mit den schönsten Versprechungen, die die Götter erfüllen mögen. — Ha! dort segelt wieder ein Schiff vorüber! Wie majestätisch es sich auf dem glänzenden Rücken des Meeres wiegt! Wie die Flaggen im Winde wallen! — O käme dies Schiff zu meiner Befriedigung! — man hört aus der Ferne dumpf drei Kanonenschüsse. Es landet! — Was nützt es mir? — Schon hundert Schiffe landeten, und hundertmal hofft' ich vergebens. — Er stützt traurig das Haupt auf seinen Arm und lehnt sich gegen die Mauer.

Amelni.

Verscheuche diese finstern Blicke! — Der Frühling vertreibt den Winter, die Donner rollen über's Meer hinweg, und der Sonnenschein kehrt wieder. So lange Du nur lebst, so lange hoff' ich auch. Sie nimmt die Laute, setzt sich neben Alla-Moddin und spielt, Lini sitzt vor ihr auf der Erde.

Hoffnung! Hoffnung! holde Göttin,
einen Tropfen Linderung
gieß aus deiner goldnen Schaale
in das Herz des Leidenden!
Hinter fernen Bergen
sinkt die Nacht hinab,
und mit goldenem Gefieder
steigt ein schönes Morgenroth
aus der dunkeln Finsterniß,
Hoffnung! Hoffnung! holde Göttin,
einen Tropfen Linderung
gieß aus deiner goldnen Schaale
in das Herz des Leidenden!

Sie sieht ihn an, er umarmt und küßt sie, Lini legt seinen Kopf in den Schooß seiner Mutter, und blickt freundlich lächelnd zu seinen Eltern auf.

Alla-Moddin.

Ja, es muß besser werden!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

(Zimmer des Gouverneurs.)

Erste Scene.

Alonzo. Pedro, ein Offizier, treten herein.

Alonzo.

Ein spanisches, sagten Sie?

Pedro.

Ein spanisches Kriegsschiff von achtzig Kanonen.

Alonzo.

Aus welcher Absicht ist es gelandet?

Pedro.

Es will sich hier von neuem mit frischem Wasser versorgen, da eine Windstille es unterwegs lange aufgehalten hat.

Alonzo.

Gut.

Pedro geht ab.

Zweite Scene.

Alonzo.

Ein spanisches Kriegsschiff? — Warum können mich die Ueberredungen Sebastiano's nicht ganz beruhigen? — Bin ich ein Verbrecher? — Nein, es ist unmöglich, wem soll ich folgen, als der Religion und ihren Dienern? — Und doch blick' ich mit Bangigkeit in die Zukunft. — Was ist es, das ich fürchte, wenn unvermuthet ein Schiff an diese Küsten landet? — Welche furchtbare Nachrichten erwarte ich? — Wenn doch Sebastiano käme, in seiner Gegenwart fühl' ich mich stärker. —

Dritte Scene.

Alonzo. Ein Bedienter.

Bedienter.

Ein Fremder will die Ehre haben aufzuwarten.

Alonzo.

Wer ist es?

Bedienter.

Er hat mir seinen Namen nicht gesagt.

Alonzo.

Sonderbar! Laß ihn hereinkommen.

Der Bediente geht ab, öffnet die Thür und läßt den Fremden herein.

Vierte Scene.

Alonzo. Der Fremde.

Der Fremde verbeugt sich gegen den Souverneur, der ihn mit aufmerksamen Augen betrachtet.

Alonzo.

Was — verlangen Sie?

Fremder.

Die Gewährung einer Bitte.

Alonzo.

Sie ist —?

Fremder.

Mich anzuhören.

Alonzo.

Das ist meine Pflicht. — er klingelt, ein Bedienter erscheint. — Stühle. — der Bediente setzt Stühle. Setzen Sie sich. — man setzt sich. — Ihr Vortrag?

Fremder.

Betrifft — den unglücklichen Alla-Moddin.

Alonzo.

In welcher Rücksicht?

Fremder.

Für ihn zu bitten komm ich hieher, ich will es versuchen, ob meine Worte Eingang bei Ihnen finden.

Alonzo.

Für den Verräther?

Fremder.

O säße auf meinen Lippen die süße Ueberredung, daß ich Sie von der Unschuld dieses unglücklichen Fürsten überzeugen könnte.

Alonzo.

Was können Sie zu seiner Vertheidigung sagen?

Fremder.

Gehn Sie in seinen Kerker und ich bedarf keiner Worte, sehn Sie es selbst, wie der, der sonst frei und glücklich war, seufzend dasitzt, das Haupt gegen die gefühllose Mauer gelehnt. — O Alonzo, er war einst König.

Alonzo.

Aber er ist ein Verräther.

Fremder.

Er? — O glauben Sie nicht alles, was boshafte Freunde sagen. — Er ein Verräther? O lassen Sie Ihre Großmuth über Ihren Argwohn siegen, hören Sie meine Bitte, geben Sie der Welt ein Beispiel des Edelmuths, erwerben Sie sich die Dankbarkeit eines Fürsten, die Liebe eines Volks, öffnen Sie seinen Kerker; — geben Sie meiner Bitte Gehör!

Alonzo.

Ich kann nicht.

Fremder.

Sie können nicht? — Wer darf Ihnen hiebei Gesetze vorschreiben?

Alonzo.

Er werde Christ — und sogleich werden sich die Riegel seines Kerkers öffnen. Dies sei der Beweiß seiner Unschuld.

Fremder.

Indem er sich des Verdachtes schuldiger macht? — Wäre Alla-Moddin ein Verräther, schon längst hätte er Ihr Anerbieten angenommen, schon längst hätte er

den Schritt gethan, auf den Sie dringen, und wäre längst unsrer Religion wieder untreu geworden.

Alonzo.

Er werde Christ.

Fremder.

Der friedliche Alla-Moddin, der mit seiner Gattin und seinem Sohn hieher kam, ein Verräther? — O Sie glauben es selbst nicht, Sie können es nicht glauben; reißen Sie sich von den Ketten los, die Ihre Meinung fesseln, — hören Sie mich, Alonzo!

Alonzo.

Er werde Christ.

Fremder.

Sein Sie gerecht! — Es führen mehrere Wege zur Tugend, zum Glück.

Alonzo.

Sie sprechen kühn.

Fremder.

Für einen Freund. — Sein Sie gerecht! Kann Ihre Meinung, oder nennen Sie es Religion, nicht auch irren? — Lassen Sie ihm seine Ueberzeugung, die ihn beruhigt, die ihn beglückt, lassen Sie ihn mit dieser leben, und nach seinem Tode selbst dem Rechenschaft geben, der ihn mit diesen Gesinnungen schuf.

Alonzo.

Sie setzen mich in Erstaunen.

Fremder.

Sein Sie gerecht! — Ahmen Sie des Allmächtigen Güte nach, dessen Bekenner wir sind, sein Sie gütig, um auch seine Güte zu verdienen. — Er läßt

über Suhlu und Manilla regnen, über beide Inseln rollen seine Donner, über beide lächelt sein Sonnenschein. Er straft nicht, warum wollen Sie strafen? — Er erzwingt von keinem Geschöpfe Anbetung und Lob, denn jeder Athemzug der Natur ist sein Lobgesang. — Warum wollen Sie es thun? — Sein Sie nicht grausam, wenn er gütig ist, geben Sie meinen Bitten Gehör —!

Alonzo.

Sie — — —

Fremder.

O sprechen Sie es aus das schöne Bekenntniß, das Sie in meinen und den Augen der Welt erheben wird: sprechen Sie die Worte aus: Er sei frei!

Alonzo.

Aber — — —

Fremder.

Sprechen Sie es aus, damit ich Ihr Freund sein kann.

Alonzo.

Bedenken Sie — —

Fremder.

Er ist frei?

Alonzo.

Er — —

Sebastiano tritt herein.

Fünfte Scene.

Vorige. Sebastiano.

Fremder.

Es war vergebens! —

Pause.

Sebastiano

sieht wechselsweise Alonzo und den Fremden an.

Fremder.

Alonzo! — Ist er frei?

Sebastiano.

Wer?

Alonzo verwirrt.

Alla-Moddin.

Sebastiano

mit einem durchdringenden Blick auf Alonzo.

Alla-Moddin?

Fremder dringend.

Ist er frei?

Alonzo,

die Augen auf Sebastiano gerichtet, verwirrt.

— — Nein.

Fremder.

Nein? — Und Ihr Versprechen? — er sieht auf Sebastiano. O warum mußten wir gestört werden! Ein schönes Mitleid fand Eingang in Ihre Brust, — als —

Sebastiano.

Ich hinzutrat, und dieses eitle Mitleid verscheuchte. — Alonzo, was wollen Sie thun?

Alonzo.

Ich erkenne mein Unrecht, — ich widerrufe mein Versprechen.

Fremder.

Sie wollen also dem Edelmuth nicht den Sieg über Vorurtheile einräumen?

Sebastiano.

Vorurtheile?

Fremder.

Was anders? — Wie können Sie ein Mitgeschöpf, einen edlen Menschen bloß darum quälen, weil er anders betet als Sie?

Sebastiano.

Und ein Spanier spricht so in meiner Gegenwart? Fürchten Sie nicht die heilige Inquisition?

Fremder.

Die Wahrheit darf nichts fürchten.

Sebastiano.

O des unglücklichen Zeitalters, in dem man Irrthum Wahrheit tauft!

Fremder.

Wozu des Streits? — Alonzo, soll ich so ohne Hoffnung von Ihnen gehen?

Sebastiano.

In seinem Namen darf ich antworten: Ja!

Fremder.

Nun so hab' ich denn alles gethan, was ich konnte; ich gehe, und Sie werden es bereuen, daß Sie mich so haben gehen lassen. — Leben Sie wohl! —

Er will gehn.

Alonzo.

Wo wollen Sie hin?

Fremder.

Nach Spanien, dort der Regierung Ihre Grausamkeit zu melden.

Alonzo.

Nach Spanien?

Sebastiano.

Der Regierung?

Fremder.

Die Schwachheit eines Mannes anzuzeigen, dem man Manilla vertraute, und die Bosheit eines Priesters, der diese Schwachheit mißbraucht; noch eher, als Sie es glauben, werden Sie den Erfolg meines Unternehmens empfinden.

Sebastiano.

Wer sind Sie?

Fremder.

Man soll es untersuchen, ob es erlaubt ist, einen König so zu behandeln? — ob es erlaubt ist, unter einem nichtigen Vorwand grausam zu sein.

Sebastiano.

Bleiben Sie, wer sind Sie?

Fremder.

Der Vertheidiger der Menschheit, Ihr unbekannter doch nicht heimlicher Feind. — Alonzo, leben Sie wohl, und trauen Sie diesem Manne nicht.

Er geht ab.

Sechste Scene.

Alonzo. Sebastiano.

Alonzo sieht dem Fremden verwirrt nach; Sebastiano überlegt und sieht Alonzo bedeutend an.

Alonzo.

Sebastiano — —

Sebastiano.

Alonzo — —

Alonzo.

Er stürzt hinaus —

Sebastiano.

In sein Verderben!

Alonzo.

Wer mag er sein?

Sebastiano.

Ein verwegner Abentheurer, der in einem nichtigen Enthusiasmus die Rechte der Menschheit vertheidigen will.

Alonzo.

Wenn er reiste —

Sebastiano.

Mag er!

Alonzo.

So sind wir verloren.

Sebastiano.

Sie kennen ja den Hof. Wird die Regierung jeden Enthusiasten anzuhören würdigen? Sie versperrt so gern ihr Ohr vor dem Geschrei der Noth, das Märchen

von Menschenliebe und Menschenrecht findet dort keinen Eingang.

Alonzo.

Wenn er reiste —

Sebastiano.

Ein Wort aus Ihrem Munde, und er soll nicht reisen.

Alonzo.

Wie das?

Sebastiano.

Ein Gefängniß soll es ihm unmöglich machen.

Alonzo.

Er im Kerker, ohne etwas verbrochen zu haben?

Sebastiano.

Hat er Sie nicht gelästert? — Ich traf ihn in Alla-Moddins Gefängniß, in freundlicher Unterredung mit dem Heiden; er blickte mich zornig an, und vertheidigte den Halsstarrigen gegen meine christlichen Ermahnungen.

Alonzo.

Nun —

Sebastiano.

Ueberlassen Sie mir die Sorge ihn in Sicherheit zu bringen.

Alonzo.

Nun wohl, ich verlasse mich ganz auf Sie, handeln Sie, wie es Ihnen gut dünkt, — wie es die Nothwendigkeit gebietet, — nur thun Sie ihm kein Unrecht.

Sebastiano.

Ich gehe, um die nöthigen Anstalten zu treffen, sogleich bin ich wieder hier.

Siebente Scene.

Alonzo.

Es sei! — Er geht. — Ob ich ihn zurückrufe? — Er hört mich nicht mehr! — Dieser Fremde sprach mit einem Ton, der mir ans Herz drang, sein Blick durchschaute mich auf eine Art, daß mir war, als ob ich erröthen müßte. Sebastiano! Sebastiano! Wenn Deine Worte Irrlichter wären, die mich vom Wege der Wahrheit ablockten. — Er steht nachdenkend.

Achte Scene.

Alonzo. Sebastiano.

Sebastiano.

Worüber sinnen Sie, gnädiger Herr?

Alonzo.

Ich?

Sebastiano.

Wozu dieser finstre Ernst auf der gefurchten Stirn? Wozu dieser auf den Boden geheftete Blick?

Alonzo.

O Sebastiano, wir entehren diesen Fremdling, indem wir ihn auf eine so schändliche Art behandeln.

Sebastiano.

Welche Sprache! Ich hörte sie in Ihrem Munde noch nie.

Alonzo.

Desto schlimmer, wenn sie Ihnen fremd ist. — Wir handeln nicht recht, Sebastiano!

Sebastiano.

Nicht recht? — Seit wann ist Ihnen meine Redlichkeit verdächtig geworden?

Alonzo.

Nicht Ihre Redlichkeit, Sebastiano; aber der Mensch kann irren. In der Entfernung glänzt der Wassertropfen oft eben so hell als der Diamant, und wer giebt Ihnen die Macht, hinausschreiten zu wollen über die Schranken der schwachen Menschheit? — Sebastiano, können Sie nicht auch irren?

Sebastiano.

Auch wenn ich den Befehlen der Macht gehorche, deren Thron die Wahrheit ist? — Dieser Fremdling beleidigt Sie und die Majestät, deren Spiegel Sie sind, er beleidigt die Gottheit, deren Widerschein Sie bestrahlt, — und dennoch sollte er unbestraft bleiben? Er sollte öffentlich unsrer heiligen Religion in's Angesicht lachen? Wollen Sie dadurch dem Laster die Schranken öffnen? Sie kennen die Macht des Beispiels; Ihre Gewalt würde ein Spott des Pöbels, mein Kleid das Gelächter des Volks werden, die Wahrheiten unsrer Religion würden verhöhnt werden —

Alonzo.

Hören Sie auf! Wenn um diesen Preis gerungen wird, so will ich mich zum Kampfe rüsten. Ich werfe

alle meine Zweifel hinter mir, und vertraue ganz auf Ihre Klugheit.

Sebastiano.

Wollen Sie das?

Alonzo.

Gewiß!

Sebastiano.

Werden Sie stets so denken?

Alonzo.

Stets!

Sebastiano.

Nun wohl, so hab' ich eine Bitte.

Alonzo.

Sie ist gewährt.

Sebastiano.

Ich besuchte heut Alla-Moddin.

Alonzo.

Der Unglückliche! Wie geht es ihm?

Sebastiano.

O beklagen Sie ihn nicht, er ist Ihres Bedauerns unwürdig, nur Ihren Zorn verdient er, und eben ihn betraf meine Bitte.

Alonzo.

Sprechen Sie.

Sebastiano.

Ihn von itzt an bloß meiner Behandlung zu überlassen.

Alonzo.

Warum hassen Sie ihn so?

Sebastiano.

Ich hasse ihn nicht, aber ich liebe Sie. Er ist unbeugsamer als der Fels, den tausend Wogen nicht erweichen, er steht da in seinem Trotz und spottet meiner Worte.

Alonzo.

Er spottet? — Und seufzt schon zwei Jahre im Kerker? — Noch Spott? — Oder sollte dieser Spott ein Vorbote der Verzweiflung sein?

Sebastiano.

Ein Kind der kühnsten Hoffnung, der Hoffnung baldiger Befreiung.

Alonzo.

Befreiung?

Sebastiano.

Itzt ist es offenbar, er ist ein Verräther! Als ich ihm heut von neuem drohte, stand er wüthend auf, krampfhaft zuckte seine Faust, jede Muskel bebte, und im Wahnsinn rief er aus: O mal! führe mich über die Leichen dieser Unmenschen in mein Vaterland zurück! — Diese Hoffnung macht, daß er unser Anerbieten zurückweist, mich verspottet, und meiner heiligen Lehren lacht; dies ist die Ursach, die ihn heut antrieb, mit unerhörter Frechheit durch Gotteslästerungen mein Ohr zu zerreißen.

Alonzo.

Durch Gotteslästerungen?

Sebastiano.

Ja. — Dein Gott ist meiner Verehrung zu klein! — Halten Sie dies für keine Gotteslästerung?

Alonzo.

Unerhört!

Sebastiano.

Er trotzt auf Ihre Güte, die Sie an einen Undankbaren verschleudern, sein Freund wird einst von Suhlu hieherschiffen, auch Alla-Moddin wird die Mauer zu öffnen wissen, entfliehen — und schon hör' ich des Heiden schadenfrohes Gelächter.

Alonzo.

Nein, dahin soll es nie mit uns kommen! — Ich übergebe ihn jetzt Ihren Händen, er sei der Ihrige, behandeln Sie ihn ganz so wie es ihrer Klugheit gut dünkt. — Aber — er entdeckte den Wächtern selbst zuerst die Oeffnung, durch die Omal entkam, und er gegen unser Leben verschworen?

Sebastiano.

Schlechtes, übergoldetes Metall, falscher Glanz einer erlognen Tugend, Lieder uns in den Schlaf zu singen, um desto sicherer zu entfliehen.

Alonzo.

Warum fehlt mir die Ueberzeugung, daß Sie Recht sprechen? Eine innre Stimme sagt mir: wir behandeln diesen unglücklichen König zu hart.

Sebastiano.

Und was nennen Sie zu hart behandeln? — Sie sorgen für ihn mit eben der Sorgfalt, mit der ein liebevoller Vater für einen ungerathenen Sohn sorgt. Sie wollen nicht, daß an jenem großen Tage der Einsammlung diese Aehre einsam da stehe, ein Spiel der Winde. — Sie wollen ihn glücklich, ewig glücklich machen. Unsre Kirche öffnet ihre liebevollen Arme, er

weist sie verhönend zurück. — Ist es Sünde, dem Wahnsinnigen den Dolch aus den Händen zu winden? Den Trunkenen mit Gewalt vom jähen Abgrund zurückzureißen? — Wo ist die Sünde, Alla-Moddin in den Schooß der Seligkeit zu führen?

Alonzo.

Ich gebe nach. —

Sebastiano.

Jetzt schriftlich Ihre Vollmacht.

Alonzo schreibt und giebt das Blatt an Sebastiano.

Sebastiano

schreibt wenige Zeilen, klingelt, ein Bedienter tritt auf.

Dies dem Gefangenwärter! — Er giebt ihm beides, der Bediente geht ab.

Neunte Scene.

Vorige. Der Fremde. Man sieht eine Wache durch die halb offen gelassene Thür.

Pause, beide sehn ihn schweigend an.

Fremder.

Sie scheinen verwundert. — Diese Rolle gehört mir! — Ist dies die Gastfreundschaft auf Manilla? — Bewirthet ihr so den Fremdling? Geht der Spanier so mit seinem Landsmann um?

Sebastiano trotzig.

Wer sind Sie? — Ihren Namen, Ihren Stand!

Fremder unwillig.

Ich antworte nur dem, der fragen kann.

Zehnte Scene.

Vorige. Ein Bedienter.

Bedienter.

Gusmann de Beremona!

Alonzo.

Beremona? — Dieser vornehme Spanier? — Woher?

Bedienter.

Er kam mit dem eben angelandeten Schiffe.

Alonzo.

Ich erwarte ihn.

Bedienter ab.

Alonzo.

Nun, — wer sind Sie?

Eilfte Scene.

Vorige. Gusmann.

Gusmann

tritt in demselben Augenblick herein, er verbeugt sich, eilt dann auf den Fremden zu und umarmt ihn.

Er ist — mein Freund!

Alonzo und Sebastiano sehn ihn staunend an.

Alonzo nach einer Pause.

Er ist mein Gefangener.

Gusmann.

Den Sie vielleicht auf meine Bitte freigeben werden.

Alonzo.

Vielleicht auch nicht.

Gusmann reicht ihm ein Packet.

Auch dann nicht?

Alonzo, der es durchsieht.

Was ist das? — Himmel! — Sebastiano! Sie hatten sich doch geirrt! — Er geht schnell ab, nachdem er Gusmann und den Fremden aufmerksam angesehen hat.

Fremder.

Alonzo! Sie selber stießen meine Freundschaft von sich.

Sebastiano erstaunt.

Was ist das?

Gusmann.

Hier für Sie. Er reicht ihm Briefe.

Sebastiano.
sieht sie durch, blickt Gusmann und den Fremden grimmig an, knirscht und murmelt für sich.

Verfluchter! — Er geht schnell von der andern Seite ab.

Zwölfte Scene.

Gusmann. Der Fremde.

Fremder,
der Gusmann noch einmal umarmt.

O Freund, ich bin erstaunt, Sie schon hier zu sehen, — ich glaubte nicht, daß das landende Schiff das Ihrige wäre. — Ich selbst bin erst seit gestern hier.

Gusmann.

Ich hatte eine sehr glückliche Fahrt, und ich fand Gelegenheit, schon einige Tage nach Ihnen abzusegeln.

Fremder.

O glücklich, daß Sie gekommen sind! — Kommen sie itzt in den Kerker des unglücklichen Alla-Moddin.

Gusmann.

Kennt er Sie?

Fremder.

Nein.

Gusmann.

Ich bringe eine Nachricht mit, die Ihnen und jedem Rechtschaffenen sehr angenehm sein muß.

Fremder.

Sie ist?

Gusmann.

Außer der Absetzung Alonzo's — die Aufhebung des Jesuiterordens in allen spanischen Besitzungen. Wunderbar! daß ich zugleich der Ueberbringer dieser beiden Zeitungen sein muß, — darum sah uns Sebastiano mit so glühenden Augen an.

Fremder.

Alles entwickelt sich noch glücklicher als wir dachten.

Gusmann.

Ich habe noch hundert Kleinigkeiten zu besorgen, die nothwendig gethan sein müssen, — leihen Sie mir Ihren Beistand, dann wollen wir den Unglücklichen besuchen und ihm die Nachricht seiner Freiheit bringen.

gehn beide ab.

(Alla-Moddins Gefängniß.)

Dreizehnte Scene.

Alla-Moddin. Amelni. Lini.

Alla-Moddin sitzt an der Mauer; Amelni neben ihm und stickt mit Gold eine schwarze seidne Leibbinde: Lini sieht ihr aufmerksam zu.

Alla-Moddin.

Schon zittert ein röthlicher Schein auf jenen Wogen, und der Fremde kehrt noch nicht zurück.

Amelni.

Du hoffst auf ihn so sehnlich, als ob er Dir Deine Freiheit anzukündigen habe.

Alla-Moddin.

So ist der Mensch! Heut am Morgen schien es mir, als wäre mir alles gleichgültig, und doch zähl' ich itzt jeden Pulsschlag, horche auf jeden Schall des Windes gegen die Schlösser, ob nicht endlich durch die geöffnete Thür der neugewonnene Freund hereintrete. Ich wünsche seinen Anblick eben so sehr, als der Schiffer das Angesicht der Sonne nach einer stürmischen Nacht.

Amelni nachdenkend.

Warum muß die Tafel meines Gedächtnisses so düster aussehen? — Dieser Fremde — — alle Erinnerung so ganz verwischt —

Alla-Moddin.

Amelni, was suchst Du mit Deinen Gedanken?

Amelni.

Die Wiedererinnerung dieses Mannes.

Alla-Moddin.

Des Fremden?

Amelni.

Mir ist in einem Augenblick, als müßt' ich ihn kennen, und dann ist er mir plötzlich wieder ganz fremd; denn ich müßte mich doch erinnern, wenn, und bei welcher Gelegenheit ich ihn sahe.

Lini.

Mutter, warum bist Du denn nicht fröhlicher?

Amelni.

Und warum sollt' ich es sein?

Lini.

Deiner schönen Arbeit wegen. Sieh nur, ich freue mich schon so, daß ich Dir blos zusehe, wie ein Goldfaden sich neben den andern freundschaftlich hinschmiegt, wie hier ein Stern und dort einer aus der schwarzen Nacht hervortritt; wie mußt Du Dich nun erst freuen, wenn Du Dir bei jedem neuen Sterne sagen kannst: das hab' ich gethan! — Es ist doch schön, so künstlich zu sein! — Du mußt mir auch solche Binde schenken, liebe Mutter. Jezt nicht! — Wenn ich groß und schön bin, wenn — — (habe ich doch in der langen Zeit gar den Namen vergessen) Vater! — Wie heißt das Eisen, mit dem man sich gegen die Spanier vertheidigen muß?

Alla-Moddin.

Schwert, Knabe, vergiß das Wort nie!

Lini.

Ja, wenn ich erst ein Schwert schwingen kann, dann, nicht wahr, liebe Mutter, dann schenkst Du mir auch solche schöne schwarze Binde?

Alla-Moddin.

Itzt erst bemerk' ich Dein Geschäft. — Amelni! Sieh diese Mauern an, sie spotten über Dich. Soll dies mich an mein voriges Glück erinnern? — Ha! sonst! sonst! — Weißt Du noch; Amelni, als Du mit jener Binde mich schmücktest, da ich gegen die wilden Insulaner zog, die Suhlu verheerten? — Aber jetzt — wenn werd' ich diese gebrauchen? Die Zeit wird sie zernagen, zwischen diesen Mauern wird sie zerstäuben, und ich möchte über jeden Stich eine Thräne vergießen, mit dem Du so sorgfältig diesen Flor durchbohrst. — Du weinst, Amelni? — — O laß sie mich wegküssen, diese Thränen.

Amelni.

Laß sie fließen auf dieses Tuch herab, ein Todtenopfer Deinem gestorbenen Muthe. — Wohin ist Dein Geist entflohen? Ruf' ihn zurück.

Alla-Moddin.

Er schwärmt in Suhlu's blühenden Hainen.

Amelni.

Gedenke der Worte des Freundes: Valmont kehrt gewiß zurück, denn er hält, was er versprach.

Alla-Moddin.

O Du weißt nicht — vor sich. ach Sebastiano! — laut. Kennst Du denn nicht das Märchen von Runal?

Amelni.

Nein.

Lini.

Ein Märchen, Vater? — O erzähle, ich will es

nachher meinem Vogel wieder erzählen, damit ich etwas zu thun habe.

Alla-Moddin.

Fern von seinem Vaterlande war Runal in einem schwarzen Walde verirrt, die Winde bliesen mit heiserer Stimme durch die klappernden Zweige, Kälte übergoß mit Zittern seinen Körper. Räuber (es waren Europäer) nahmen ihm seine Kleider, der Regen trieb ihm schneidend entgegen, er zitterte vor Frost. — Der Wald öffnet sich — er tritt heraus. — Der Himmel mit dicht über einander gewälzten Wolken verhüllt, kein Stern, kein Mondenstrahl, vor ihm eine große unendliche Wüste. — Kein Mensch in der Nähe? seufzt Runal, und blickt umher; kein Licht? kein Mensch? — Sein Blick kehrt unbefriedigt, thränenvoll zurück. Noch einmal blickt er rückwärts nach den Wald, die Vergangenheit düster hinter ihm, die Zukunft öde vor ihm. — Ha! dort zwischen schwarzen herabhangenden Wolken, an der fernen Gränze des Horizonts, ein blaues, flimmerndes Licht, dicht an den Boden gedrängt. — Neu gestärkt geht er nach diesem Lichte zu, es erhebt sich, und war — ein Stern! — Schaudernd wirft sich Runal nieder, und weint, itzt noch trostloser als zuvor.

Amelni seufzend.

Ich verstehe Dich.

Lini.

Und weinte denn der Stern nicht mit ihm?

Amelni greift nach der Laute.

Soll ich singen?

Alla-Moddin.

Jtzt nicht. — Diese süßen Töne würden allen Muth aus meiner Brust hinwegschmelzen.

Amelni.

Wende Dein trübes Auge hieher, sieh auf diese Stickerei. Sieh wie alle Goldfaden sich hier auf den düstern Grund hinlegen, und aus schwarzem Boden emporkeimen, — ein Bild des menschlichen Lebens. Diese Sonnen und Sterne sind des Menschen glückliche Tage, können sie ohne das schwarze Unglück sein, das sie hervorbringt? Horch! — Hörst Du die Tritte? — Der Fremde!

Vierzehnte Scene.

Vorige. Lorenzo mit einer Wache.

Alla-Moddin.

O getäuschte Erwartung!

Lorenzo.

Alla-Moddin!

Alla-Moddin.

Was verlangst Du?

Lorenzo.

Folge zum Statthalter.

Alla-Moddin.

Es sei. — Er geht mit einigen von der Wache ab.

Funfzehnte Scene.

Vorige ohne Alla-Moddin.

Amelni zu Lorenzo.

Warum siehst Du uns so düster und bedeutungsvoll an? Es liegt eine Nachricht auf deinen Lippen, die Du auszusprechen fürchtest. Sprich!

Lorenzo.

Ich bedaure Euch.

Amelni.

Wie hat sich diese Empfindung zu Dir verloren?

Lorenzo.

Euren Fluch nicht über mich! — Er winkt, einer von der Wache reicht ihm Ketten.

Lini.

Was hast Du da?

Lorenzo.

Ein Geschenk — für Dich.

Lini.

Für mich?

Amelni.

Götter! — Alla-Moddin — Deine Ahndung! —

Lini.

Was soll ich damit?

Alla-Moddin hinter der Scene.

Unmöglich! Verrätherei! Alle Flüche des Himmels auf Euer Haupt herab, Bösewichter!

Lini.

Der Vater schreit! —

Amelni.

Warum hassen mich Suhlu's Götter so sehr, daß ich dies alles erleben muß?

Alla-Moddin,
hinter der Scene, man hört Ketten rasseln.

Zurück! — O Himmel, gieb Deinen Blitz in meine Hand!

Lini weinend.

Ich muß weinen, wenn ich den Vater so schreien höre.

Alla-Moddin ungesehen.

Omal! — Valmont!

Lorenzo zu Lini.

Komm! — Er will ihm die Ketten anlegen.

Lini.

Lieber Mann, was willst Du thun?

Lorenzo, sich die Augen trocknend.

Die grausame Pflicht meines Amtes erfüllen.

Lini.

Du willst mir diese großen Ringe anlegen? — Sie sind zu schwer für meine kleinen Arme. —

Lorenzo.

Ich muß.

Lini.

Laß es immer sein, denkst Du mich dadurch fester zu halten? — Ich muß ja doch hier bleiben.

Amelni
faßt Lini in ihre Arme.

Ist denn alles Erbarmen hier todt? — Wenn Du Kinder hast, so schone seiner.

Lini.

Vielleicht hast Du auch einen kleinen Sohn, wie ich bin, bedenk' einmal, wenn man ihn so binden wollte, würd' es Dir nicht wehe thun? — Laß mir immer die Arme frei, ich kann ja sonst nicht einmal meinen lieben Vogel dort füttern, und Du wirst doch nicht verlangen, daß er vor Hunger sterben soll? — Du siehst mich an. — Sieh mich freundlich an, und ich will Dich auch als einen guten Mann loben, ich will Dich den besten aller Spanier nennen. — Bist Du schon je so gebunden gewesen? — Gewiß nicht, denn sonst würdest Du meinen kleinen Händen diese Quaal nicht anthun wollen. —

Lorenzo.

Ich vermag es nicht. Er wirft die Ketten hin und geht ab.

Sechszehnte Scene.

Vorige ohne Lorenzo.

Lini.

Nun bin ich wieder froh, er geht.

Amelni.

O traure, daß er ging, mit ihm ging Dein Schutzgeist hinweg, denn sieh nur die Augen dieser Männer, die wie Gewitterwolken auf Dein Angesicht hängen. — Ich kann Dich nicht schützen. — Sie geht zurück, setzt sich auf ein Ruhebett, verhüllt ihr Gesicht und weint.

Einer von der Wache nimmt die Ketten auf, und geht damit auf Lini zu.

Lini.

Du wirst mich doch nicht binden wollen? — Du siehst wirklich so aus. — Schämst Du Dich denn nicht? — Auf Suhlu ist der ein Bösewicht, der einem Kinde wehe thut. — Folge jenem Manne nach, — ich habe Dich nie gesehen, und Du könntest so grausam sein? — Wie starr er mich ansieht! als ob er mich nicht verstände! — Seht, ich weine, denn ich fürchte mich wirklich vor Euch, — bei Euch in Europa weint man wohl nicht, denn Ihr lacht über mich, — freilich spreche ich nur wie ein Kind. — Ihr seid lauter Grausamkeit, und Euer Betragen macht, daß ich wirklich zornig auf Euch werde! — Nun wohl! — Hier sind meine Arme! — Ich will nicht hinsehn, damit Ihr Euch nicht schämt, wenn ich Euch ansehe, — nun bindet mich, denn eben so leicht könnt' ich diese ehernen Ringe zum Mitleid bewegen, als Euch. —

Er wendet sich hinweg und wird gefesselt, die Wache geht ab.

Siebzehnte Scene.

Amelni. Lini.

Lini.

Ach Mutter! wie glücklich, daß sie Dich vergessen haben, ich will Deine Hände ansehen, und dabei die Last der meinigen vergessen.

Amelni.

O Lini! — Du bist ein fürchterlicher Anblick.

Lini.

Ach Mutter! — Du mußt mir zuweilen etwas auf

der Laute vorspielen, denn ich kann es nun nicht mehr. Er geht zu seinem Vogel. Sieh einmal, Freund, wie ich aussehe! — Du kannst nun froh sein, daß Du Deine Füße noch frei hast. — Du bist doch ein guter Vogel, ich glaube, Du würdest weinen, wenn es Dich Deine Eltern gelehrt hätten, so wie ich es von meiner Mutter gelernt habe.

Achtzehnte Scene.

Vorige. Alla-Moddin.

Alla-Moddin

stellt sich stumm am Eingang des Gefängnisses, in seelenloser Betäubung mit seinen Ketten rasselnd.

Amelni

fährt bei diesem Geklirre auf, sieht ihn, und stürzt auf ihn zu.

O mein Alla-Moddin!

Alla-Moddin gleichsam erwachend.

Bin ich Alla-Moddin? — Unmöglich! — Er in Ketten? — O Amelni! Amelni!

Lini.

Vater! Vater! — Leid' es nicht, daß ich so herumgehn muß.

Alla-Moddin wüthend.

Auch Du? — O Barbaren! — Fluch! tausendfacher Fluch vom Himmel herab auf das Haupt der Bösewichter! — O Alonzo! — Sebastiano! Er schlägt wüthend mit den Ketten gegen die Mauer. O könnt' ich mit diesen Ketten diese Mauern verwunden, bis sie darniederstürzten? — O Wuth! Verzweiflung! — Warum

machtet ihr meine Kraft nicht unsterblich? — So tief bin ich gefallen? — So tief Gattin und Sohn? — O Lini, Lini, würge Dich mit diesen Fesseln! stirb Unglücklicher! stirb! der Tod befreit von jedem Ungemach! stirb!

Lini.

Mutter! — er läuft zu Amelni, und verbirgt sich an ihren Busen. Mutter! — Hilf mir! — Sieh, wie die Augen meines Vaters glühen. — Was hab' ich gethan, daß mein Vater so sehr auf mich zürnt, der sonst immer so freundlich gegen mich war?

Neunzehnte Scene.

Vorige. Sebastiano.

Sebastiano

stellt sich vor Alla-Moddin und betrachtet ihn aufmerksam.

Alla-Moddin mit kaltem Grimme.

Willkommen! — Weide Dich an diesem Anblick.

Sebastiano

ergrimmt vor sich murmelnd.

Nein! Ihr sollt nicht siegen! — Eure Bemühung sei vergebens! — zu Alla-Moddin, dem er einen Becher hinhält. Trink!

Lini umfaßt Alla-Moddin.

Vater, thu es ja nicht, dieser Mann könnte Dir etwas geben, das übel schmeckt und Dir nachher Schmerzen machte.

Amelni tritt hinzu.

Alla-Moddin! trink nicht, es ist Gift!

Alla-Moddin.

Gift? — O nenn' es nicht so! Es ist ein Labetrunk, der mich schnell aus diesem Kerker in lichte Fluren entrücken wird, dann sind diese Ketten nicht mehr um meinen freien Arm geschlungen, dann wird jede Deiner Thränen reichlich bezahlt, alles was hinter uns liegt, ist dann ein schwarzer Traum, den die aufwachende Morgenröthe verscheuchte. Bitte diesen freundlichen Mann, er wird auch für Dich noch einige Tropfen haben.

Sebastiano.

Trink!

Alla-Moddin ergreift den Becher.

Die Götter Suhlu's winken mir mit freundlicher Geberde! Ich trinke Seligkeit aus diesem Becher.

Man hört aus der Ferne eine schallende Stimme „Alla-Moddin“ rufen.

Sebastiano dringend.

Trink, Verzagter!

Stimme.

Wo ist er? — Schließ eilig auf!

Alla-Moddin.

War dies nicht des Fremden Stimme? — Ha! er kömmt! — Eine frohe Ahndung fliegt durch meinen Geist, ich trinke nicht! — Er wirft den Becher weg, und Gusmann und der Fremde treten herein.

Zwanzigste Scene.

Vorige. Gusmann. Der Fremde.

Fremder.

Alla-Moddin.

Lini

eilt auf den Fremden zu.

Ach, da bist Du ja, lieber fremder Mann, — hilf uns doch! —

Fremder.

Sebastiano! ich durchschaue Ihre Absicht, Alla-Moddin in Ketten? Und jetzt? — Sie wollten sich rächen, mit teuflischer Bosheit wollten Sie unsre Mühe vereiteln. — O glücklich, daß wir nicht zu spät gekommen sind!

Sebastiano.

Wenigstens habe ich Ihnen keine Rechenschaft zu geben. — Er geht ab.

Fremder.

In Ketten? — Lorenzo!

Der Gefangenwärter kömmt.

Hinweg mit diesen Fesseln! —

Lorenzo.

O! ein angenehmes Geschäft! Er nimmt ihnen die Ketten ab, und geht ab.

Lini.

O wie leicht ist mir jetzt wieder! — wie wohl!

Fremder.

Alla-Moddin, Du kennst Deinen Freund nicht mehr. Warum siehst Du so starr? — Wie ist Dir?

Alla-Moddin.

Sahst Du je, wie ein Heer von furchtbaren Gewitterwolken sich verfolgend über ein Feld dahinzog, wie ein Donner hinter dem andern rollt, ein Bliß dem andern entgegensprang? Die bange Flur wagt es nicht, unter dem geißelnden Hagel sich zu regen: — so ist mir. Ich stehe da, vom Sturm des Unglücks umsaust, voll dunkler Ahndung, unbefriedigt, als sollt' ich auf Sonnenschein hoffen.

Fremder.

Und Du hoffest nicht vergebens. — Alla-Moddin! er umarmt ihn. — Sagt Dir diese Umarmung nichts? — O so fühle in diesem heißen Kusse die Nachricht, die Deiner wartet. — er bringt ihn schnell in die Arme Amelni's. Ihr seid frei!

Alla-Moddin und Amelni umarmen sich feurig, sie staunen, die Sprache versagt ihnen.

Lini

im stärksten Ausbruch der Freude.

Frei? — Frei? — Gewiß? — Ach ja! ja! denn der Vater lächelt, und die Mutter lächelt und weint im Lächeln! — Nun so freue Dich doch Vater! — Mutter! weine nicht! — Nun, warum ist denn alles so still? Singt, — tanzt! — Lieber Vogel, wir sind frei! Singe ein Liedchen! — Warum spielt die Laute nicht von selbst? — O die vereinigte Stimme von ganz Suhlu würde mir itzt nicht laut und jauchzend genug sein. — er umarmt schnell Gusmann. Wir sind frei! — eben so den Fremden. Frei! — Du bist ein guter Spanier! — er fliegt in die Umarmung seiner Eltern. Ach, was schwatze ich so lange? ich will mit Euch weinen!

Alla-Moddin
umarmt Amelni und Lini.

Itzt umarmt der freie Alla-Moddin die freie Gattin, den freien Sohn. — Ein neuer Frühling meines Lebens beginnt mit diesem sonnebeglänzten Augenblick, die Blume unsers Glücks ist wieder aufgeblüht — ihr Duft ist Seligkeit!

Amelni.

Wir sind frei — sie geht auf den Fremden zu. frei — und Du — Sonnenschein in meiner trüben Erinnerung! — und Du bist — Valmont!

Alla-Moddin.

Valmont?

Fremder.

Erkenne ihn an dieser Umarmung? sie umarmen sich.

Amelni.

Wie ein Lichtstrahl flog's durch meine Seele. —

Alla-Moddin.

Ach! Valmont! — zärtlicher Freund!

Lini.

Nun Valmont, so umarme mich denn auch einmal wieder, Du hast Dein Versprechen erfüllt, und ich gebe Dir nun den Kuß zurück, den Du mir damals gabst, als Du mir den Vogel da schenktest. — Aber dem Kleinen da muß ich nun mein Versprechen auch halten, ich bin frei, und auch er soll frei werden. Und Dich Valmont will ich lieben, wie ich Runi und die kleine Velda liebe, — ich will — er naht sich dem Vogel. ich verstehe dich! — er nimmt ihn aus dem Käfig. Noch einen Kuß — und nun er läßt ihn durch die Kluft der Mauer fliegen. lebe wohl — Wie freudig er die Flügel schlägt! —

Wie wohl wird ihm sein, wenn er im blühenden Hain seine Gespielen wieder findet, die ihm mit Gesängen entgegen kommen, wenn er zu den Gebüschen zurückkömmt, durch die er hüpfte, als er noch nicht singen konnte — sieh! da fliegt er wieder vorbei! — Fahre wohl, schneller Freund, wir sehn uns nun nicht wieder.

Amelni.

Aber wie war es Dir möglich, Valmont, so schnell Dein heutiges Versprechen zu erfüllen?

Gusmann.

Es gelang ihm, nach tausend vergeblichen Versuchen, die ihn nie ermüdeten, Gehör zu finden. Sebastiano wird nach Spanien vor Gericht gefordert; zugleich ist sein Orden auf ewig zernichtet, Alonzo wird abgesetzt, — und ich bin an seiner Statt hieher geschickt, Statthalter von Manilla zu sein.

Alla-Moddin.

Aber Valmont, warum kamst Du unter diesem fremden Gewande in meine schwarze Wohnung.

Valmont.

Um nicht zurückgewiesen zu werden, da Alonzo seit langer Zeit schon alle anscheinende Freunde von Dir entfernte; einem Spanier versagte man den Eingang nicht. — Das Schiff meines Freundes Gusmann landete später als das meinige, ohne ihn war ich ohnmächtig. — Alla-Moddin, sollte Valmont ohne Hülfe, nur mit Versprechungen zu seinem Freunde kommen, der auf ihn hoffte? — Der Fremde konnte trösten, Valmont mußte etwas mehr als Trost bringen. —

Amelni.

O des zärtlichen Freundes! — Aber ist es nicht

wunderbar, daß wir noch hier stehen, daß wir vergessen, des neugewonnenen Gutes zu genießen? — Diese Wände stimmen zu unsrer Freude nicht.

Ein und zwanzigste Scene.

Vorige. Gonsalvo.

Gusmann.

Was wollen Sie?

Gonsalvo.

Sie sprechen, gnädigster Herr.

Sie sprechen leise zusammen.

Amelni

nimmt ihre gestickte Binde.

Alla-Moddin! Nun habe ich nicht vergebens gearbeitet. Sieh, wie die Götter unsrer kurzsichtigen Sorgen spotten, nimm diese Binde zum Andenken dieses Tages. Sie umgürtet ihn mit der Leibbinde.

Gusmann nach einer Pause.

Gewiß? — Ich möchte es für ein Märchen, oder eine Frucht der Einbildung halten.

Gonsalvo.

Nichts weniger, gnädiger Herr. Mehrere Spanier haben diese Indianer landen sehen, von denen man weder weiß, woher sie kommen, noch was sie auf Manilla wollen. Unter den Felsen gegen Osten halten sie sich verborgen, an hundert Kanots stehn dort in versteckten Buchten. Ein vorübergehender Spanier hat deutlich von ihnen die Worte: Alonzo, Alla-Mod-

din, Rache gehört. Sein Sie auf Ihrer Hut, gnädiger Herr, diese Heiden haben schon manchen wackern Castilier hintergangen.

Gusmann.

Schon gut. — Der morgende Tag wird alles entdecken. —

Gonsalvo geht ab. Gusmann zieht Valmont auf die Seite und spricht mit ihm heimlich.

Valmont.

Und Sie können noch zweifeln?

Gusmann.

Aber die Vorsicht —

Valmont.

Nein Gusmann, er ist ein edler Mann, so daß Ihnen nachher auch der leiseste Verdacht wehe thun wird. —

Gusmann.

Aber da es doch möglich ist —

Valmont.

Ich verbürge mich für ihn. — Sind Sie nun zufrieden? —

Gusmann.

Wenn er das Gefängniß verläßt, so darf ich also von Ihnen den Gefangenen fordern?

Valmont.

Ich bins zufrieden.

Gusmann.

Ich will indeß mehrere Boten aussenden, diese Nachricht ist nicht unwichtig. — Er geht ab.

Alla-Moddin.

Was ist Deinem Freunde, er sahe mißvergnügt aus?

Valmont. O er ist ein mißtrauischer Spanier, — laß ihn. Die Nacht naht heran, komm, wir wollen diesen Abend an einer fröhlichen und freundschaftlichen Tafel feiern.

Alla-Moddin.

Wir gehn der Freiheit entgegen, die Traurigkeit bleibe ewig hinter diesen Schlössern zurück!

Sie gehn, in der Thür bleibt Lini stehen.

Lini

geht zurück und nimmt die Laute.

O du süße Sängerin, hast mich oft froh gemacht, wenn ich nicht schlafen konnte; meinen Vogel hab' ich fliegen lassen, aber dich will ich mit nach Suhlu nehmen, du sollst mich oft an diese kalten Mauern erinnern, und wie lieb ich dich hier hatte. — Dich will ich nie verlassen. —

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

(Felsengegend am Meer, Nacht, sehr schwaches Mondlicht.)

Erste Scene.

Omal,

er klettert hinter den Felsen herauf, und stellt sich oben auf die Spitze einer Klippe.

Wie die Wellen gegen die Felsen schlagen! — Große Wogen klettern aus der Tiefe herauf, und zerschmettern sich mit Brausen gegen die weißen Klippen. Wie der Wind durch die Felsenritzen pfeift, und das Moos am Abhang flüstert! Alles so ruhig, die ganze Gegend in feierlicher Stille. — Auf dieser Felsenbank sollen sie sich versammeln. — Ein verirrter Mondstrahl wandelt durch die schwarzhangenden Wolken, meine Freunde werden mich hier finden. — er bläßt auf einem kleinen Horn. Wie der Ton über die Felsen hinfliegt! — Sie kommen! Ihre leisen Tritte dröhnen durch die gewundenen Klippengänge.

Zweite Scene.

Omal. Schaddin. Runwal. Mehrere Indianer.

Omal.

Setzt Euch, Freunde. — Sie setzen sich auf den Steinsitzen umher. Oedes, nächtliches Schweigen liegt um uns her, eine heilige Einsamkeit begeistert die Seele zu erhabenen Gedanken, dies ist die Zeit der Rathschläge. — Diese Klippen tragen uns hoch in die Lüfte hinauf, hier sind wir den unsterblichen Göttern näher: verhüllt Eure Häupter und betet in schweigender Andacht, daß ihre Weisheit auf uns herniederfließe. Alle verhüllen ihr Haupt, und beten schweigend. Eine Pause. Seht dorthin! dort, wo die Wolken so kraus und wild durch einander fluthen, dort liegt Manilla, — dort entsprang ich, und floh in Eure Arme, — dort seufzt Alla-Moddin. — Itzt sprecht, — sprich Du zuerst, Schaddin, Greis mit den silbernen Locken, Deine Weisheit lenkte schon oft unsre kriegerischen Schaaren. —

Schaddin.

Ihr vertraut meinem Alter und meiner Erfahrung, Ihr wißt, daß mich Alla-Moddin liebte, und meinen Rath gern hörte. Dreimal war ich Heerführer, zweimal schlug ich an Alla-Moddins Seite die wilden Feinde aus unsrer glücklichen Insel, — darum verachtet auch itzt meine Worte nicht. Steckt Eure Schwerter in die Scheide und kämpft mit Güte und Sanftmuth, der Sturmwind jagt die empörten Wogen noch höher, beim Wehen des lauesten Westes ebnet sich die Fluth.

Omal.

Schaddin, Sanftmuth den Quälern Alla-Moddins?

Güte diesen christlichen Barbaren? — Nein, schreckliche Wiedervergeltung, Quaal um Quaal, Unversöhnlichkeit gegen Unversöhnlichkeit!

Schaddin.

Spottet der Fels nicht aller der tausend Wogen, die gegen ihn hinankämpfen? Gebrochen rollen sie wehklagend ins Meer zurück. Was willst Du mit Deiner Ohnmacht gegen die spanischen unbezwinglichen Mauren? — Was mit Deinem schwachen Bogen gegen ihre krachenden Donnerschlünde? — — Ha! mit scharfsinniger Tücke haben diese Meuter die strafenden Donner der Götter erschlichen, hinter Unüberwindlichkeiten verschanzt, werden sie unsrer und unsres Muthes spotten. Ihre furchtbare Kunst hat alle Tapferkeit des Mannes unnütz gemacht. Sie schicken uns den Tod aus der Ferne, wir fallen, ohne selbst die Wollust der Rache zu schmekken, und sie werfen uns lachend in unsre Gräber. — Ha! brauchte es nichts als Muth, wer würde fragen und zweifeln? Wären Insulaner unsre Feinde, so sollte ein Schlachtgesang meinen Rath beginnen, — aber Eure Feinde sind Wesen, mit übermenschlichen Kräften im Bunde: darum laßt uns mit der Morgenröthe vor Manillas Thoren erscheinen, und von ihnen mit lauter Stimme unsern König fordern, vielleicht daß der Schrekken — der unerwartete Anblick des Heers, oder unsre Rede — —

Omal.

O schweig, Schaddin; die Alla-Moddins Seufzer nicht rührte, die willst Du durch Beredsamkeit bewegen? — Haben wir darum endlich nach langem Kriege jene Insulaner besiegt, um nun mit sanften Reden vor den Mauern unsrer Feinde zu erscheinen? Schaddin,

Deinen Muth hat das Alter gelähmt, Dein Arm ist im Kriege schwach geworden, darum ist Deine Sprache so friedlich. Jener Krieg auf Suhlu hat uns schon über sechs Monden von Alla-Moddins Befreiung zurückgehalten, er ist glücklich geendigt, und unser guter König sollte noch immer in seinem Kerker schmachten?

Schaddin.

Geben ihn die Spanier nicht frei, nun so mag denn Gewalt, — aber unser nacktes Heer gegen jene unüberwindlichen Bollwerke, ihre donnernden Feuerschlünde, — wir sind wehrlos, was haben wir auf unsrer Seite?

Omal.

Das Recht, Schaddin. — Dies große Gefühl legt Götterkraft in unsern Busen, die Gewalt des Blitzes in unsre Schwerter, Gefahr und Tod treten vor diesem blendenden Schilde scheu zurück, Mauern stürzen nieder, und Donner spielen furchtsam um diesen Glanz. Nichts vermag den Kämpfer für das Recht zu besiegen, er kennt keine Unüberwindlichkeit, die Götter gehn neben ihm, alles stürzt erbebend auf die Kniee und bekennt sich zitternd überwunden. Ha! wäre nicht diese große Gerechtigkeit des Schicksals, wer wagte es dann, den Bösewicht zu bestrafen? — Frevler würden mit ehernem Stabe die Tugend beherrschen, — — nein, die Götter, Schaddin, die Götter stehn auf unsrer Seite; von ihrem hohen Richterstuhl ausgesandt, sind wir hiehergekommen, die Schändlichen zu strafen, die Götter werden ihre Diener nicht verlassen.

Schaddin.

Wenn sie uns senden, warum stemmte sich dann

ein Sturmwind gegen unsre Schiffe, sie von diesen feindseligen Ufern zurückzuhalten? — O Freunde, hörtet ihr die Wirbelwinde nicht, die in schrecklichen Flüchen zu uns sprachen? — Mir war, als säh' ich zwischen den zerrissenen Wolken eine dunkle Hand, die uns mit ernster Bedeutung zuwinkte, — laßt uns ihr folgen. — Winde und Wogen werfen sich uns ungestüm entgegen, laßt uns den Wink der Götter verstehen. —

Omal.

Laßt ihn uns verstehen, sie schelten unser Zögern, unsern Kleinmuth, — dies ist mein Glaube. —

Schaddin.

Sprich Du itzt, Runwal; Du bist nach mir im Rath der nächste. —

Runwal.

Dort seufzt Alla-Moddin! und dies ist die Loosung unser Schwert zu schwingen, und wie entfesselte Sturmwinde mit unsern Lanzen gegen Manilla's Mauern zu wüthen. Meine Zunge ist nicht geschickt zum Reden, meine Worte sind rauh, — aber laut pocht mein Herz in meinem Busen, und seine Schläge zucken gewaltig bis in meinen Arm. — Auf! unser König seufzt dort! — hört ihr's? — O ich bedarf keiner Ueberredung, in dem Namen Alla-Moddin liegt alles, was ich sagen könnte. Laßt Eure Speere und Schwerter im frühsten Strahl des Morgens glänzen, Alla-Moddin sei frei, und Manilla stürze nieder! dies ist mein Rath: wer anders denkt, der spreche! alle schweigen.

Omal.

Kein Ton? — Runwal, Du hast die Worte meiner Seele gelesen, auch ich bin der Meinung. In

diesem Schwert, in diesem Köcher liegt meine Beredsamkeit. Welcher Mann wird für seinen guten König nur sprechen, wenn er für ihn handeln kann? Kein Wort von Zögerung. Mit der Sonne stehn wir vor Manilla's Thoren, das Schwert der Rache in der Hand, — mag Schaddin doch zurückbleiben.

Schaddin.

Er wird nicht zurückbleiben. Mein Rath war friedlich, weil er mir der beste schien, aber auch mein Muth erhebt sich höher in Gefahren. — — Ihr habt beschlossen: Nun auf zum Kriege! Auf zum Kampfe! Blast einen Kriegsgesang! Singt Schlachtlieder! Meine Hand bebt, es zuckt mein Schwert in der Scheide, die Pfeile klappern streitlustig in meinem Köcher. — Omal, Du hast mich schwer gekränkt.

Omal.

Hier hast Du meine Hand, Du bist mein wackrer Bruder.

Runwal.

Ich wünsche, die Sonne wäre schon aufgegangen. Wenn Pfeile um mich zischen, Schwerter über meinem Haupte schwirren, und Schild gegen Schild sich drängt, — o dann hebt sich meine Seele höher, und mein Auge glänzt vor Freude. —

Omal.

Und die Wirbelwinde sollen das schöne Suhlu verheeren, wenn ich dies Schwert eher niederlege, bis Alla-Moddin frei ist! — Schaddin, und Ihr, meine übrigen Freunde, geht jetzt wieder zurück, und rüstet Euch und Eure Schaa-

ren zum kommenden Morgen. Schaddin und die übrigen Subluaner steigen wieder hinter den Felsen zurück. Du, Runwal, bleibe hier, wir wollen auf diesem Felsensitze den grauen Morgen erwarten.

Dritte Scene.

Omal. Runwal.

Omal reicht Runwal die Hand.

Runwal! Du bist mein Freund! — Gieb mir Deine Hand! Du fichtst morgen zu meiner Seite: fall' ich, so kümmre Dich nicht darum, laß meinen Leichnam immerhin zertreten werden, und denke nur an Alla-Moddin. — Eben das thu' ich, solltest Du zu Boden stürzen.

Runwal.

O wie wird mein Herz emporschwellen, wenn ich über die Steinhaufen Manillas hinschreite, und den Kerker Alla-Moddins sprenge.

Omal.

Wie lange zögert heut die Sonne!

Runwal.

Sieh, wie sich schon alle Finsterniß nach Westen hinzieht, wie der schläfrige Tag sich langsam hinter jenem Berge aufhebt, und mit den lichtscheuen Augen blinzelt.

Omal springt auf.

Es wird heller in Osten!

Runwal.

Dort schon der lächelnde Bruder des Tags, der

ewig junge Morgenstern, der seine goldnen Locken aus den kalten Wogen hebt.

Omal.

Das Morgenroth zieht sich flammend in Osten herauf, und reicht uns sein feuriges Schwert, die Feinde zu strafen.

Runwal.

Sieh, wie die Gegend aus der Finsterniß hervorsteigt, wie die Erinnerung vergangener Zeiten.

Omal.

Steh auf! — Sieh, dorthin, wo der Fels sich öffnet, wo jene schwarze Wolke so eben vorbeischwebt, dort in jene Bucht hinein liegt Manilla! — Ha! dort seh ich seine Thürme, dort seufzt Alla-Moddin, und klagt über unser Zögern. — Jzt komm! — Wir wollen unsre Freunde versammeln. Er bläst auf seinem Horn, eine ähnliche Antwort von unten; sie steigen hinab.

Runwal im Hinabsteigen.

Wie furchtbar diese Klippen durch einander geworfen sind!

Omal.

Wie ein Meer, das sich im Sturm versteinerte.

(Manilla, im Hintergrunde die Festungswerke und die Stadt, vor dieser ein großer Wall, unten Bäume auf einer Ebne.

Vierte Scene.

Lini,

oben auf dem Wall; er kömmt fröhlich mit seiner Laute.

Noch Sterne am Himmel? — Willkommen, was habt ihr indeß gemacht? — Es sind aber nur so wenig goldene Punkte dort, es muß wohl bald Tag sein. — Ach ja, denn noch keine Nacht ist mir so lang geworden, als diese. Lustige Wasser rauschten um mich her, blühende Bäume wehten über meinem Haupte, Suhluaner tanzten nach fröhlichen Flöten, — noch nie war ich so angenehm traurig und fröhlich zugleich, ich sah schon alles im halben Traum, was ich zu sehen wünschte, und weinte dann, daß es noch nicht wirklich da war, daß es immer noch Nacht blieb, so oft ich auch die Augen aufschlug, und von neuem wieder einschlief: — aber jeʒt ist es da. — Wie die Winde durch die Bäume rauschen, wie der Himmel im goldenen Scheine glüht! — Ha! dort fährt in purpurnen Fluthen die Sonne mit ihren flammenden Segeln empor! — Wie sich alles freut! die Vögel jauchzen, die Bäume sind fröhlich, die grünen Thale lachen, — alles, Lini, weil du nicht mehr trauerst. — O mir ist, als sollt' ich vor Freude von diesem grünen Berg herunterspringen, daß ich fröhlich im grünenden Haine irrrte, den Winden nachjagte, die durch Blumen wehen, daß ich mit den Lerchen zu den rothen Wolken emporflöge! Alles zwitschert, alles singt; singe du auch, Lini! Er spielt und singt.

Bezwungen flieht die Nacht
zu ihrer schauervollen Höle:
im goldenen Triumph
gekrönt mit tausend Strahlen
steigt jugendlich die Sonne auf,
sie schwingt, ein Zeichen ihres Siegs,
des Morgenrothes flammende Standarte.
So flieht der Kummer,
vor der Freude Glanz,
und stürzt erschrocken
auf ewig in das Meer.

Fünfte Scene.

Lini. Alla-Moddin. Amelni.

Alla-Moddin

kommt mit Amelni Arm in Arm.

Wir sind mit der Natur erwacht, — freust Du Dich nun, Du kleiner muntrer Sänger?

Lini.

O ja, Vater, — aber ich muß mich so allein freuen, nun möcht' ich auch wohl den kleinen Runi und meine andern Gespielen wieder sehen, dann würd' ich noch weit fröhlicher sein.

Alla-Moddin.

Auch dieser Wunsch wird erfüllt werden, denn wir werden nun bald über die grauen Wogen nach Suhlu fahren.

Lini.

O ja, bald, lieber Vater! es ist hier schön, aber

dort ist es noch weit schöner. Mein Garten, meine Palmbäume, meine Rosenstöcke, — was die machen? Ob mich mein Baum wohl wieder kennen wird? — Was werden wohl meine kleinen Freunde sagen?

Amelni.

Ach, es wird sich so manches verändert haben. — O wie schön, wie erfrischend weht uns die Luft der Freiheit entgegen, wie lieblich spielen die Lüfte durch die grünen Bäume, goldgesäumte Wolken schweben durch die düstern Wälder. — Wie ein goldner Glanz auf den rieselnden Wellen zittert! — wie der Himmel im purpurrothen Scheine flammt, wie die Vögel jauchzen und die Wiesen duften! — sie sinkt im höchsten Gefühl des Glücks an die Brust Alla-Moddins. Ach Alla-Moddin! — kannst Du denn noch traurig sein?

Alla-Moddin.

Nein, Amelni, das wäre Undankbarkeit gegen die gütigen Götter; ich fühle mein Glück, ich darf ungefesselt meine Arme wieder ausstrecken, ich sehe in aller ihrer Majestät die Königin des Himmels wieder, ich athme wieder Freiheitsluft, der düstre Kerker ist hinter uns verschlossen; — ach, liebe Amelni, sieh dorthin! Sieht dieser Baum da nicht dem ähnlich, der in Suhlu vor unserm Hause grünt.

Amelni.

Ja, Alla-Moddin, er steht eben so wie dieser auf einem kleinen Hügel, und seine Zweige rauschen auf unserm Dache, rechts fließt, wie hier, ein kleiner Strom vorüber, und schlüpft geschlängelt zwischen blumigen Ufern, — der Baum trägt eben solche weiße

Blüthen; — sieh, wie die Morgenwinde in dem Wipfel wühlen, und einen Blüthenregen im Glanz der Morgensonne über den Bach hinstreuen, — ach, gerade so wie an dem Tage, da wir von Suhlu abreis'ten und von unserm Gärtchen Abschied nahmen, — alle jene schönen Bilder kehren in meinen Busen zurück, alles so neu und frisch, ach, unser Leben beginnt heut von neuem, wir wollen von nun an jeden Tag, jede Stunde anhalten, keine soll, ohne Freude zu geben, vorüberfahren.

Lini

hat sich niedergesetzt, und sieht mit Entzücken in die schöne Gegend.

Alla-Moddin.

Aber Amelni, bleibt Deine Seele ganz heiter und ungetrübt, wenn Du an Suhlu denkst? — Drängt sich keine ängstliche Empfindung zu deinem Herzen?

Amelni.

Nur die Freude kann jetzt den Zugang zu meiner Seele finden.

Alla-Moddin.

Du sagtest vorher: „Ach, es wird sich so manches verändert haben." — Mancher Baum ist größer geworden, unsre kleinen Palmen an dem See sind emporgeschossen, Lini's Baum ist gewachsen, unsre Rosenstöcke sind uns unkenntlich geworden. — Ach, Amelni, wenn uns ganz Suhlu unkenntlich wäre!

Amelni.

Woher diese Besorgniß?

Alla-Moddin.

Mein Volk hat meiner vielleicht vergessen, es vergaß

meiner in dieser langen Zeit, fremde Völker haben vielleicht Suhlu verheert, — ach, vielleicht wachsen Dornen da zwischen Steinhaufen, wo sonst unsre Wohnung stand, Disteln überziehn wohl unsern Garten, vielleicht —

Lini springt auf.

Sieh, Vater, dort hinter jener Mauer saßen wir sonst und weinten, — man kann von hier die kleine Oeffnung sehn, durch die ich meinen Vogel habe fliegen lassen, — wo mag er jetzt wohl sein?

Alla-Moddin.

Wenn ich meine Freunde wiederfinde, mein Volk noch so, wie ich es verlassen habe, wenn Omal noch derselbe ist, — welch Glück ist dann dem meinen gleich?

Lini.

O komm Vater, dorthin glänzt der Thau der Wiese so schön, komm nun auch auf jene Seite!

Alla-Moddin.

Nun wohl, Du Ungeduldiger! Sie gehn ab.

Sechste Scene.

Gusmann. Valmont von der andern Seite.

Valmont.

Der edelmüthige Spanier ist noch immer mißtrauisch? —

Gusmann.

Kein Mißtrauen, nur Vorsicht, wenn Gonsalvo's Aussage anders Wahrheit ist.

Valmont.

Ha! dort schleicht Alonzo traurig her, — er dauert mich.

Siebente Scene.

Vorige. Alonzo.

Alonzo für sich.

Konnt' es denn nicht anders sein? — Ach Sebastiano! — Ist es so weit gekommen, daß ich den Anblick der Menschen scheuen, und wie ein Verbrecher herumschleichen muß? — Wodurch verdiente ich dies Schicksal?

Valmont

geht auf ihn zu, und faßt freundschaftlich seine Hand.

Alonzo!

Alonzo.

O — lassen Sie mich — ich — Warum folgte ich nicht Ihrem Rathe? — Warum hörte ich nur die Worte Sebastiano's und war taub für die Stimme der Wahrheit? —

Valmont.

Dies, Alonzo, war die Absicht meines gestrigen Besuchs; es that mir wehe, Sie zu kränken, da ich Sie kannte; ich wünschte, daß eine That Ihr Amt beschlösse, die Ihnen die Liebe Alla-Moddin's und der Welt verschaffte, doch Sebastiano — —

Gusmann.

Bleiben Sie bei uns auf Manilla, wenn Sie von keinem wichtigen Geschäfte nach Europa zurückgerufen werden, Sie sollen von meiner Freundschaft überzeugt werden. Kein Betrüger wird nun mehr Ihre Güte mißbrauchen, denn Sebastiano verläßt mit allen Jesuiten diese Gegend.

Alla-Moddin kömmt ihnen mit Amelni entgegen.

Achte Scene.

Gusmann. Valmont. Alonzo. Alla-Moddin. Amelni.

Alonzo nähert sich Alla-Moddin.

O verzeihe mir, edler Mann, — o daß Du mir nicht danken kannst, daß Du auf mich zürnen mußt, schmerzt mich jetzt tief im Innersten meines Herzens.

Alla-Moddin.

Ich zürne nicht auf Dich, ich weiß, Du warst nicht die Ursach meiner Leiden; ich bin frei, ich bin glücklich, alles übrige ist nur ein Traum gewesen, ich bin erwacht; itzt laß uns nicht weiter von der Nacht sprechen, sieh, der Morgen lächelt uns entgegen.

Neunte Scene.

Vorige. Lini, der sehr schnell herbeiläuft.

Alla-Moddin.

Was ist Dir, lieber Sohn? Du siehst bleich aus, — Du bist außer Athem, — rede!

Lini.

Ach, Vater, als ich dort voller Freude herumhüpfte, sah ich Sebastiano plötzlich mit glühenden Augen auf mich zukommen, — darum eilt' ich so.

Zehnte Scene.

Vorige. Sebastiano.

Sebastiano eilt schnell herbei.

Wo ist Alonzo? — Wo der Gouverneur?

Gusmann.

Was verlangen Sie?

Sebastiano.

O Gusmann, — Alonzo, — — ich irrte doch nicht, es hat sich entschieden.

Alonzo.

Was?

Sebastiano.

Verrätherei! — Ja, Alla-Moddin, noch einmal nenn' ich Dich einen Verräther, — Deine Freunde sind gelandet, und nahen in großen Schaaren der Vestung.

Gusmann.

So wäre es dennoch wahr gewesen, Valmont?

Valmont.

Unmöglich, ich verbürge mein Leben für ihn!

Alla-Moddin.

Ein Verräther? — Sebastiano, ich fasse Deine Worte nicht.

Sebastiano.

Ich sahe ihre feindliche Anzahl von einem Felsen herab, — sie nahen mit einem wilden Getümmel, mit einem fürchterlichen Schlachtgesang. — Alonzo, wir hatten uns nicht geirrt, nun ist die Schändlichkeit des Elenden und unsre Unschuld offenbar.

Alla-Moddin.

Ich bin wie ein Träumender, der aus einem tiefen Schlaf erwacht, und den nicht versteht, der zu ihm spricht. Deine Worte klingen mir wie Räthsel, — und doch ahnde ich —

Sebastiano.

Hört! hört wie wild ihr Kriegsgeschrei aus der Ferne daherbraußt! — Es ist Dir kein Räthsel, Alla-Moddin, Deine schändlichen Freunde führen endlich Deine Anschläge aus, sie kommen endlich, diese Mauern zu stürmen, uns von unsern Zweifeln zu befreien, und Dir das Brandmahl der Verrätherei auszudrücken.

Alla-Moddin.

Im Angesicht des Himmels und der aufgegangenen Sonne, im Angesicht der Götter widersprech' ich Dir laut, mag kommen was da will, ich bin ohne Schuld.

Eilfte Scene.

Vorige. Die Indianer.

Man hört einen wilden Schlachtgesang, von vielen Instrumenten begleitet, der nach und nach immer näher kömmt, bis die Indianer endlich unten auf der Ebne erscheinen. Alla-Moddin steht indeß nachdenkend; Gusmann zweifelhaft in der Ferne; Sebastiano versucht es mehrmals mit Alonzo zu sprechen, der ihm aber immer ausweicht.

Brause daher im wilden Getön,
wie Meeressturm gegen Klippenmauern,
wie des furchtbaren Donners Gang
durch des Himmels unendlichen Raum,
Schlachtgesang! —
Im Blutgewande,
mit der Vernichtung lodernden Fackel
naht die Rache. —
Schwert an Schwert,
Brust gegen Brust,
schwimmen wir kühn den Strom hindurch,
der uns mit tausend Strudeln entgegen kämpft!
Todesgeröchel,
Wuthgebrüll,
sind des schwarzen Krieges
furchtbare Wagenlenker. —
Zur Rache! zum Siege!
Laßt den Blitz um unsre Locken flattern,
den Donner wild um unsre Häupter schelten,
wir brechen kühnes Muths durch Tod und Gefahr!
Wie Wogen spalten sich die Schrecken
vor des Tapfern Brust,

wie Sturmwind fliegen sie mit scharfen Klauen
nach dem Nacken des feigen Frevlers.
Zur Rache! zur Rache! wie schließende Flammen
stürzt den Schändlichen
vertilgend entgegen!
Fahrt triumphirend
auf ihres Blutes purpurrothen Wogen
nach Suhlu zurück. —

Gusmann.

Sebastiano, gehn Sie zu den Frevlern hinab, und fragen Sie sie in meinem Namen, was sie verlangen?

Sebastiano geht ab, der Gesang fährt fort.

Ha! schon fliegt mit fürchterlichem Klang
Vernichtung durch die Luft daher!
An ihren Schwingen hängen Todesseuchen,
von jeder Feder tropft vergiftet Blut. —
Die Götter sitzen im furchtbaren Rath,
und werfen stumm die schwarzen Würfel,
sie winken den bleichen Dienern,
der Verzweiflung mit dem knirschenden Zahn,
der Todesangst mit den starren Augen,
sie kommen mit wilden Geberden, —
wen werden sie als ihre Beute greifen?

Sebastiano

ist zu ihnen heruntergekommen, Omal geht ihm entgegen.

Wer seid Ihr, die Ihr mit diesem drohenden Gesang die Luft erschüttert? Was ist Euer Verlangen? — Der Befehlshaber dieser Vestung sendet mich zu Euch. —

Omal.

Ha! das ist der schändliche Priester, der täglich unsern edlen König marterte.

Runwal.

stürzt wild hervor, und sticht mit seiner Lanze Sebastiano nieder.

Dieser? — so nimm den Lohn dafür. —

Omal.

Runwal! schäme Dich, grauer Krieger, er war ja wehrlos. —

Runwal

steht einen Augenblick nachdenkend, dann wirft er unwillig seine Lanze hin.

O, — ich habe wie ein Knabe gehandelt, ich darf diese entehrte Lanze in keiner Schlacht mehr führen. —

Alla-Moddin

ist indeß mehr hervorgetreten, er ruft laut und mit ernster Stimme.

Omal!

Omal

blickt empor, im wildesten Ausbruch der Freude.

Ha! Suhluaner! Suhluaner! da steht er! — Alla-Moddin!

Alle werfen sich nieder; ein ungestümes Freudengeschrei verwirrt durch einander.

Alla-Moddin.

Suhluaner, soll ich mich freuen, oder trauern, daß ich Euch wiedersehe? — Wie oft hab' ich im Kerker nach dem Anblick eines biedern Landsmannes geschmachtet, Ihr streckt mir jauchzend Eure Hände entgegen, aber sie sind mit Blut befleckt, ich kann mich nicht freuen.

Omal.

O Alla-Moddin, — wir kommen mit der Rache, mit der Freiheit, Du sollst wieder der unsrige werden.

Alla-Moddin.

Ihr irrt meine Freunde, meine Unschuld ist erkannt, so eben bin ich frei gesprochen, und Ihr werft von neuem einen schweren und gerechten Verdacht auf mich. — O führe Deine Schaaren zurück, Omal, ich folge euch sogleich, Ihr seht, ich bin frei, mein Kerker steht verschlossen, was verlangt Ihr mehr?

Omal.

Nein, Alla-Moddin, Deine Großmuth will unsre Rache täuschen, mit großem Mitleid willst Du Deine Feinde schonen, Du bist nicht frei; sie fürchten unsern Muth, und Du hast es ihnen versprochen, so zu uns zu reden, — nein, wir sind nicht vergebens hiehergekommen, die Götter haben endlich unser Flehn erhört, und die Feinde Suhlu's durch unser Schwert besiegt; auf, meine wackren Landsleute! nun sind noch diese Feinde übrig, zwar grausamer und unmenschlicher als jene, aber auch sie sind nur Sterbliche! Wir weichen nicht, Alla-Moddin, wir haben's beschworen.

Alla-Moddin.

Omal, Du warst von jeher mein treuer Unterthan, aber itzt sprichst Du wie ein Aufrührer, — sieh, ich, Dein König, der wissentlich noch keine Unwahrheit sprach, versichert Dich, daß er frei ist, daß er glücklich ist, wenn Du seinen Worten glaubst: darum stecke Dein Schwert ein, das hier so unnütz funkelt. — Geh, und führe Deine Schaaren in ihre Heimath zurück,

in Suhlu will ich Dich umarmen, Omal; vergiß nicht, daß Dein König zu Dir spricht, dessen Befehlen Du sonst gern gehorchtest.

Omal.

Ich darf nicht zurückgehn, wir haben geschworen, die Thür Deines Kerkers zu sprengen; ein Suhluaner darf seinen Eid nicht brechen. Deine edle Seele will uns täuschen, Du bist nicht frei. — Suhluaner, wollt Ihr mit ungerötheten Lanzen wieder nach Suhlu zurückschiffen?

Alle.

Nein, wir kehren nicht zurück, wir haben geschworen.

Alla-Moddin.

Geschworen? — Omal, und Ihr alle meine getreuen Unterthanen! — So hört denn die Bitten des ehemals geliebten Alla-Moddin, da Ihr seinen Befehlen nicht gehorchen wollt. — O seht, wie alle meine Freunde von mir, wie von einem Verpesteten zurückweichen, selbst mein zärtlicher Valmont senkt den Blick, und scheint nachzudenken; — mich freut die Liebe, mit der Ihr zu mir kommt, — aber Eure Hartnäckigkeit macht mich traurig. Soll das erste Geschenk, das mir meine Suhluaner bringen, Wehmuth sein? Seht, Sebastiano liegt ermordet, alle Augen wurzeln auf mir, als dem Urheber dieser That, — Eure Liebe, Suhluaner, ist Grausamkeit; nein, Ihr liebt mich nicht, wenn Ihr nicht friedfertig zu Euren Schiffen zurückkehrt, Ihr seid meine Feinde, wenn Ihr nicht sogleich Eure drohenden Lanzen beschämt in die Erde verbergt. — O Amelni, Lini, Valmont, helft mir die Grausamen erweichen. — O Ihr Hartherzigen, seht, ich kann meine Thränen

nicht zurückhalten, das Zutrauen meiner Freunde wendet sich schüchtern von mir ab, Ihr bleibt bei meinen Bitten ungerührt, Ihr glaubt nicht meinen Betheurungen; Eure erlogene Liebe ist Blutdurst, Ihr lechzt nach Mord, mit Tigersinn schwingt Ihr Euer Schwert, wie ein Räuber forderst Du Deine Freunde, Omal, zum Kampf, — o ich muß mich schämen, daß meine unmännlichen Augen weinen, statt mit zornigen und gebieterischen Blicken auf Euch herabzusehn; Ihr trotzt meiner nachgebenden Schwäche, Ihr verachtet meine Stimme, der Ihr sonst gern als Kinder gehorchtet, Ihr kränkt mich schwer.

Omal.

Wir haben geschworen! —

Alla-Moddin.

Du Stolzer! — Geschworen? — er wendet sich um. Ha, meine Freunde, warum seid Ihr so stumm? — Warum schlagt Ihr vor meinen Blicken die Augen nieder? — Und auch Du, mein Valmont? Er geht auf Valmont zu. Valmont, erwache aus Deinen Träumen! — Du zweifelst?

Valmont.

Nein, Alla-Moddin.

Alla-Moddin.

Deine Freundschaft bleibt mir noch übrig. — Er umarmt ihn, und reißt in eben dem Augenblick Valmont's Schwert aus der Scheide, dann stürzt er zurück und spricht zu den Indianern. Nun, Ihr Hartnäckigen, nun hab' ich auch ein Schwert in meiner Gewalt, nun darf ich Euch wieder trotzen. — Er setzt den Griff gegen die Erde, und die Spitze gegen seine Brust, Amelni fährt zusammen.

Die Indianer erschreckend.

Alla-Moddin! — um aller Götter willen!

Alla-Moddin.

Nun stürmt an gegen diese Mauern, nun laßt Eure Waffen leuchten: aber, hier schwör' ich es feierlich bei den Göttern, dem ersten unter Euch, der diese Wälle betritt, springt mein Blut entgegen. — Nun rufe doch Deine Freunde zur Schlacht, blutdurstiger Omal, brüllt doch Euren frechen Schlachtgesang, Ihr lechzt nach Blut, und Eures Königs Blut soll Euch zuerst entgegen strömen. Omal, meinen Befehl hast Du nicht geehrt, meine Bitten hast Du verachtet, was liegt Dir an Alla-Moddins Leben? Renne mit Deiner Standarte herauf, und pflanze sie hieher, und Du kannst die Wonne genießen, sie in Deines Königs Blut zu tauchen. — Warum zögert Ihr? — Warum bist Du so stumm, Omal? — Itzt habt Ihr zu wählen, springt auf meinem Leichnam auf die Mauern, — oder kehrt nach Suhlu zurück. — Nun Omal? —

Omal.

Ach, Alla-Moddin, Du hast den grauen Krieger unbarmherzig entwaffnet, — ich kann nicht sprechen, — denn brennende Thränen, — schwere Seufzer, — komm Runwal, führe sie zu den Schiffen zurück, — führe sie zurück.

Runwal.

Willst Du nicht mit uns gehn?

Omal.

Nein. —

Runwal.

Warum willst Du zurückbleiben? —

Omal.

O frag' mich nicht. —

Runwal.

Alla-Moddin, — wir kehren zu unsrer Heimath zurück, — aber sehn wir Dich in Suhlu, guter König? —

Alla-Moddin.

Noch ehe die Sonne sinkt, folg' ich Euch über die Wogen, — dann sind wir auf einheimischem Boden, und grüßen uns ohne Pfeil und Köcher, ohne Schwert. — Er läßt das Schwert fallen, und wirft sich in die Arme Valmont's und Amelni's, die Indianer blasen einen traurigen Marsch, und ziehen von der Bühne, Omal bleibt, und wirft sich unten stumm an den Wall nieder, sein Schwert schlendert er weit von sich weg.

Zwölfte Scene.

Die Vorigen, ohne die Indianer.

Gusmann

geht schweigend auf Alla-Moddin zu, und küßt ihn feurig.

Verzeih', edler Freund, ich dachte klein von Dir.

Lini.

Vater, wir wollen nach Suhlu fahren, alle meine Landsleute sind schon wieder fort, nur Omal ist noch da, frag' ihn doch, warum er so traurig ist, und nicht zu uns kömmt.

Alla-Moddin.

Omal, warum bist Du allein zurückgeblieben?

Omal.

Ich habe es geschworen, und ich kehre nicht ohne Dich nach Suhlu, — schicke doch einen Mörder zu Deinem getreuen Omal herab, — o, seit Alla-Moddin mich so tief gekränkt hat, will Omal gerne sterben. — Sieh, mein Schwert liegt dort, ich werde mich nicht widersetzen. — Einen solchen Augenblick hatt' ich noch nicht erlebt, — den Freund, der aus zu großer Liebe fehlte, behandelst Du wie einen Meuter, — o, weiter, laß mich erwürgen, und sei durch meinen Tod versöhnt.

Alla-Moddin.

Omal, Du kennst Deinen König nicht mehr, Dein Trotz kränkte mich, aber itzt sind wir wieder Freunde, komm herauf!

Omal.

Du bist wieder mein Freund?

Alla-Moddin.

Komm, meine Arme sind Dir geöffnet.

Omal

rennt den Wall schnell hinauf, und stürzt zu den Füßen Alla-Moddin's, dieser umarmt ihn.

O vergieb, vergieb mir!

Alla-Moddin.

Sieh, ich bin frei, und kehre mit Dir nach Suhlu zurück.

Omal.

O ich bin glücklich! Er kniet zu Amelni's Füßen, dann nimmt er Lini in seine Arme und küßt ihn heftig.

Lini.

Omal, warum bist Du von uns gegangen?

Omal.

Um Dich wieder frei zu machen, doch meine Mühe war unnütz, und dafür dank' ich den Göttern.

Valmont.

O Alla-Moddin, Freund, itzt laß mich sprechen, und gewähre mir eine Bitte.

Alla-Moddin.

Was kann Valmont bitten, und was kann ihm Alla-Moddin gewähren?

Valmont.

Ich habe itzt Europa verlassen, und zwar auf ewig. — Eine grausame Tyrannei hält mein Vaterland in ehernen, vielleicht unzerbrechlichen Fesseln, ich kann nicht unter Menschen leben, die sich schämen Menschen zu sein; diese Herrscher und Knechte sind mir ein empörender Anblick, ich will unter freien Menschen gern ein Mensch sein, — in Europa darf ich es nicht, ich werde unterjocht, und soll andre unterjochen, ich mag kein Tyrann, aber auch kein Sklave sein, — wird es einst besser, dann kehre ich wieder zurück, bis dahin vergönne mir, dir nach Suhlu zu folgen. —

Alla-Moddin.

O Freund, wie unaussprechlich glücklich machst Du mich! — Was meine kühnste Hoffnung nicht zu träumen wagte —

Valmont.

Dort will ich an dem Busen der gütigen Natur leben, und wieder zum Kinde werden, ich will mit Euch pflanzen und säen, und an der Seite meiner

neuen Brüder das Schwert gegen Suhlus Feinde führen, Dein Freund und Unterthan.

Alla-Moddin.

Mein Freund, Amelni's und Lini's Freund — und wenn ich einst sterbe, ihr Vater.

Sie umarmen sich.